Leben, Leiden und Widerwärtigkeiten eines Niederſachſen,

von ihm ſelbſt beſchrieben.

Herausgegeben

von

J. Fr. Ruthe.

1135 2

Man ſchafft ſo gern ſich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet ſie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blühet!

Berlin 1841.
Im Selbſtverlage des Verfaſſers.

Universitäts-
Munchen
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorrede.

Den meiſten Büchern giebt man eine Vorrede, eigentlich Nachrede mit auf den Weg, und ſo mag denn auch dieſes mein Büchelchen eine ſolche Begleiterin erhalten. Dieſer Begleiterin geben die Verfaſſer Inſtructionen mancherlei Art: Sie ſoll den Leſern ſagen, was ſie zu erwarten haben, mit der Bedingung, daß ſie nicht zu weit vorgreift; ſie ſoll Aufſchluß geben, warum das Werk geſchrieben wurde; auch Erläuterungen, Entſchuldigungen, Bitten hat ſie den Leſern vorzutragen. Wenn in meiner Nachrede angedeutet werden ſollte, was die Leſer zu erwarten haben, ſo würde ſie nur das wiederholen, was die eigentliche Vorrede ſchon ausgeſagt hat; ſollte ſie die wirkliche Abſicht verrathen, warum ich meinen früheren Lebenslauf beſchrieben habe, ſo würde ich Menſchen mit zu Hülfe nehmen müſſen, welche mir dieſes Wageſtück ſehr übel nehmen dürften: Jenes geſchieht alſo nicht, weil es überflüſſig wäre, und Dieſes unterbleibt, weil es beleidigen könnte. Nebenbei dachte ich: Lebensbeſchreibungen, wenn ſie wirklich nur Wahres enthalten, ſind von nicht geringem Werthe, indem ſie oft einen tiefen Blick ins menſchliche Herz geſtatten.

Ich habe ohne alle Verschleierung das, was ich war und that und leiden mußte, niedergeschrieben; selbst was ich dachte, ist oft mit klaren Worten, sollte ich denken, zu Papier gebracht worden; habe ich in einigen Punkten zu wenige Rücksicht auf manche Leser genommen, in anderen wieder einige Härte über Glauben, Lehren, Einrichtungen u. s. w. mit unterlaufen lassen: so bitte ich die geehrten Leser, meine Worte nur als den Ausdruck meiner individuellen Ueberzeugung anzusehen, ich habe Keinen beleidigen wollen, so wie ich denn auch noch niemals absichtlich einen Menschen beleidigt habe.

Einige Druckfehler geringerer Art, werden die geehrten Leser gefälligst selbst verbessern! Ich führe hier nur zwei an:

S. 318 Z. 2 v. oben muß es heißen: linken st. lieben.
• 412 • 12 v. unten • • • • Salz- st. Satz-.

Noch Manches hätte ich anzuführen, jedoch der Raum verbietet fernere erläuternde Worte. Nur diese Bitte füge ich noch hinzu: mein Büchelchen möge dem gesammten Publikum, wes Glaubens und Standes es auch immer sey, mit aller Hochachtung und Liebe von meiner Seite bestens empfohlen seyn.

Berlin, den 4ten August 1841.

Ruthe.

Allen freundlichen Lesern und Leserinnen meinen herzlichen Gruß!

Sie erhalten in folgenden Bogen die Lebensgeschichte eines Mannes, ganz wie sie war, nicht wie sie hätte seyn können oder sollen. Viele von Ihnen wissen bereits einige der Hauptbegebenheiten meines Lebens, welche ich Ihnen gelegentlich erzählte, und fast lediglich Ihrem Wunsche, auch meine übrigen Erlebnisse im Zusammenhange zu erfahren, und Ihrer Aufforderung, daß ich meinen ganzen Lebenslauf durch den Druck bekannt machen möchte, verdanken gegenwärtige Blätter ihr Entstehen, denn außerdem möchte ich wohl schwerlich auf den Einfall gerathen seyn, das jetzt zu veröffentlichen, worüber ich schon länger als ein Viertel-Jahrhundert geschwiegen habe. Dieß ist also der Hauptgrund, weßwegen ich mein Leben beschreibe, nicht etwa die Sucht, die vielen Unterhaltungsbücher noch um eine kleine Einheit zu vermehren. Meine Beschreibung soll bis in die geringsten Kleinigkeiten nur Wahres enthalten, ich muß die Begebenheiten also beschreiben, wie sie wirklich waren, wie sie auf einander folgten, und darf erdichtete interessante Auftritte, Verwickelungen, Verknotungen, bloß um die Aufmerksamkeit mehr zu spannen und rege zu erhalten, nicht mit einflechten, und dadurch muß sie nothwen-

dig gegen ähnliche Schriften verlieren. Ich lebe jedoch der Hoffnung, daß meine Schrift in ihrer ungeschmückten Wahrheit Ihnen nicht allein manche Belehrung, sondern auch viele Unterhaltung gewähren werde, und somit sey sie Ihrer Aufmerksamkeit bestens empfohlen. Sie werden viele Verirrungen, manche harte Prüfungen, viele unrichtige Behandlungen, viele traurige Auftritte und Begebenheiten mit Freimüthigkeit darin erzählt finden.

Ich habe meine Lebensbeschreibung in drei Hauptabschnitte getheilt. Der erste Abschnitt davon enthält die Begebenheiten der Jugendzeit, von der Geburt bis zum Ausgange des zwanzigsten Jahres. So wenig sich meistens über die Kinder- und Jugendjahre sagen läßt, so verhält es sich doch mit meiner Jugend in mancher Hinsicht anders. Schon die ersten Jahre meines Lebens, meine Erziehung oder vielmehr Nichterziehung sind nicht ganz ohne Interesse. Die Jahre, welche ich auf dem Gymnasium zubrachte, führten mich zu mancherlei Irrthümern, besonders in Sachen der Religion, und gaben meiner sonstigen Sinnes- und Denkungsart eine ganz andere Richtung. Ich habe die Beweggründe zu diesen Verirrungen, so anstößig sie in mancher Hinsicht seyn mögen, getreulich erzählt; auch einige Liebesgeschichten habe ich nicht unterlassen, offenherzig auszuplaudern.

Der zweite Abschnitt ist kürzer an Zeit, aber desto reicher an Begebenheiten. Ich wurde während der französischen Invasion zum Militairdienste ausgehoben, und schon als Conscribirter auf dem Transporte zum Regimente Mördern und Dieben gleich behandelt, und mit solchem Auswurf der Menschheit in demselben Gefängnisse eingesperrt. Durch solche Behandlung aufs höchste em-

pört, suchte und fand ich Gelegenheit, vom Regimente zu entkommen, wurde jedoch — so viel vermochte die damalige Zwangherrschaft! — von meiner eigenen Mutter, die man auf gräßliche Weise dazu vermochte, verrathen und meinen Peinigern ausgeliefert, um meine Desertion durch den Tod zu büßen. Wie es mir gelang, abermals zu entfliehen, wie ich oft in Gefahr schwebte, den Händen und Kugeln meiner Verfolger überliefert zu werden, wie ich einige Wochen lang in Wäldern und unwirthbaren Gegenden meistens nur des Nachts umherirrte, um einen Zufluchtsort aufzufinden und endlich erst nach vielen Leiden, Erduldungen und Entbehrungen in Berlin Schutz fand, bildet den Hauptinhalt. Die Beschreibung wird um so mehr Interesse erregen, da die wichtigsten Erzählungen aus meinem Leben das Jahr 1809 berühren, und meine Irrfahrten durch die Heldenzüge des Majors v. Schill und des Herzogs von Braunschweig-Oels theils veranlaßt, theils begünstigt, aber auch wieder verwickelt und sehr ausgedehnt wurden.

Der dritte Abschnitt enthält eine kurze Angabe der traurigen Verhältnisse, unter welchen ich in Berlin eine sichere Existenz zu erlangen suchte.

Ich muß hier noch bevorworten, daß ich, da manche meiner Angaben sehr delikater Art sind, mir alle Mühe gegeben habe, um nicht oder doch nicht zu sehr gegen Schicklichkeit und Billigkeit zu verstoßen. So habe ich die Namen verstorbener Personen, mit denen ich in Berührung kam, nur selten, der Lebenden aus guten Gründen niemals angegeben. Ferner muß ich die geehrten Leser noch um einige Nachsicht bitten. Ich habe mich nie mit belletristischen Arbeiten abgegeben, und da-

der wenige Gelegenheit gehabt, die Geschicklichkeit mir anzueignen, meinen Schriften durch geschickte Wendungen und ausgewählten blühenden Vortrag vielen Reiz zu geben.

So gehe denn hin, schmuckloses Büchlein, erzähle den Leuten und, merke dir's, recht vielen Leuten, die Leiden und Verirrungen deines Verfassers, bitte sie, liebes Kind, daß sie dich zu vielen Glücklichen und Frohen führen mögen und sage ihnen, daß sich dein Vater viele Mühe gegeben hat, auch glücklich zu werden, aber es nie geworden ist!

Erſter Abſchnitt.

Begebenheiten der Jugendzeit von der Geburt bis zum zwanzigſten Lebensjahre.

Erſtes Kapitel.

Von meiner Geburt bis zum ſchulfähigen Alter.

Am 16. April 1788 wurde ich in dem kleinen Dorfe Egenſtädt, im Amte Marienburg, von armen Eltern geboren. Nach katholiſchem Gebrauch und katholiſcher Sitte wurde ich bereits am 17. April, wie mein Taufſchein beſagt, in daſiger Kapelle getauft, alſo war die Zeit, welche ich im Heidenthume ſchmachten mußte, nur von geringer Dauer geweſen, und nach Verlauf von 26 Stunden ward ich aus einem „Heidelveken," wie ein ungetauftes Kind in dortiger Gegend genannt wird, zum katholiſchen Chriſten gemacht. Wenn ich auch, wie die Leute ſagten, ein dicker, ſtarker und geſunder Bengel war, ſo mußte man dieſe Eile doch für nothwendig gehalten haben und zwar aus dem Grunde, weil ein Kind, das trotz aller äußeren Anzeigen dagegen, doch auch ſterben kann, wenn es vor der Taufe ſtirbt, noch mit der Erbſünde belaſtet iſt und deßhalb in den Himmel nicht eingehen kann. Auch in die Hölle, ſo

glaubt man dort, kann ein ohne Taufe geſtorbenes Kind nicht geſtoßen werden, denn es könne ja noch keine Todſünde begangen haben, weil es noch keinen freien Willen habe, und eine Sünde ſey eine freiwillige Uebertretung des Gebotes, mithin muß nun ein ſolch armes Ding zwiſchen Himmel und Erde ſchweben und als Irrlicht ſich umhertreiben! Du lieber Gott! was glaubte und was wußte man nicht alles! Heute glauben unſere gelehrten Leute nicht mehr daran, oder haben das Alles vergeſſen; denn was ein Irrlicht, Irrwiſch oder Stelzenlicht nicht ſey oder nicht ſeyn könne, das wiſſen uns die Chemiker haarklein zu beweiſen; was aber ein Irrlicht ſey, davon wiſſen ſie nichts mehr. Ja, Viele machen es ſich ſo bequem, daß ſie die Exiſtenz der Irrwiſche geradehin leugnen, obgleich ſie von tauſend Menſchen hundertmal mit leiblichen Augen klar und deutlich geſehen worden ſind (*). Ich weiß auch nicht, was Irrwiſche ſind und woraus ſie beſtehen, kann aber verſichern, daß ich ſie oder dafür Gedeutetes in meiner Jugend mehr als tauſendmal geſehen habe. Wer mit mir dergleichen ſonderbare Lichter und Flämmchen an Höhen wie in Niederungen geſehen hat und auch nicht weiß, woher ſie ihren Urſprung nehmen, der tröſte ſich, wie ich, mit den raſchen Fortſchritten der Chemie, die uns bald Aufſchluß darüber geben wird, beſonders von der ſtarken Hand ihrer treuen jungen Freundin, der Elektrizität geleitet, die in rieſenmäßiger Jugend kräftig heranwächſt.

Ich nahm an der Bruſt meiner kräftigen Mutter tüchtig zu, und bereits im zwölften Monate war ich ſo weit erſtarkt und hatte ſo viel gelernt, daß ich ohne irgend fremde Hilfe im Garten herumwanken konnte.

Das weiß ich nun freilich nicht mehr genau; aber manches Andere ſteht mir aus den erſten Kindesjahren, und ſo wird es auch wohl bei vielen anderen Menſchen ſeyn, ſo klar vor Augen, als wäre es heute geſchehn. Und das geht ganz natürlich zu: denn manche wichtige, erfreuliche oder betrübende Begebenheiten der Kinder werden, wie Jeder weiß, von den liebenden Eltern oder doch Müttern oft erzählt, lange Zeit nachher täglich erwähnt und in dem kindlichen Gemüthe immer von Neuem aufgefriſcht, bis ſie endlich dem Geiſte des Kindes ſo tief und feſt eingeprägt ſind, daß das Bild davon nie ganz verſchwindet. So verhält es ſich mit mir in Bezug einer kleinen Begebenheit, welche ſich in meinem noch nicht vollendeten fünften Vierteljahre zutrug, nämlich ich lief meinen Aufſehern davon. Ich hatte geſehn, daß meine Mutter fortgegangen, und mir die Richtung gemerkt, in welcher ſie verſchwunden war. Ich eile ihr nach und erreiche, ehe irgend jemand mich vermißt hat, die eine Viertelmeile von Hauſe entfernte Chauſſee. Unter ſtetem Weinen und Schreien ſtand ich an dem großen Wege, ohne daß einer der Vorübergehenden mich erkannte noch zurechtwies. Endlich erbarmte ſich meiner ein fremder, vorüberreitender Müllergeſelle, nahm mich mit auf ſein Pferd, und ſo trat ich alſo bereits im Anfange meines zweiten Jahres in fremder Geſellſchaft meine erſte Reiſe an. Mein Erretter, — ſo kann ich ihn wohl nennen, denn hätte ich meinen Marſch noch einige hundert Schritte weiter fortgeſetzt, ſo wäre ich dicht bei Abgründen und anderen gefährlichen Orten vorbeigekommen oder doch auf ſehr verwickelte Wege gerathen, und hätte mehr als wahrſcheinlich einen jämmerli-

den Tod gefunden, — alſo mein Erretter förderte mich bis nach Marienburg, dem nächſten Orte, welchen er auf ſeiner Reiſe mit mir berührte, gab mich in dem dortigen Wirthshauſe ab und ſetzte ohne mich ſeine Reiſe nach Hildesheim weiter fort. Aus Egenſtädt oder Marienburg, ſo ſchloſſen die Leute ganz richtig, mußte ich ſeyn, denn die übrigen Dörfer wurden für einen ſo kleinen Fußgänger für allzu entfernt gehalten. Während deſſen wurden daheim Teiche, Gräben und Brunnen, um den Vermißten aufzufiſchen, vergeblich durchſucht, und umſonſt die ganze Umgegend durchſpäht. Dieſes geſchah an einem Sonntage, an welchem mehre Bauern und Bäuerinnen aus Egenſtädt nach Marienburg zur Kirche gegangen waren. Da ich aus Marienburg ſelbſt, wie ſchnelle Nachforſchungen bald ausgewieſen hatten, nicht ſeyn konnte, ſo machte man den Verſuch, um nähere Erkundigungen über mich einzuziehen, und ſtellte mich vor der Kirchthür zur Schau aus. Nach beendigtem Gottesdienſte ſtrömen die Gläubigen aus der Kirche, verbreiten ſich auf dem Amthofe, ich erkenne aus dem dichten bunten Schwarme meine Mutter heraus, ſchreie laut auf, ſie eilt auf mich zu u. ſ. w. Die erſte Reiſe in meinem Leben war alſo glücklich überſtanden.

Ich wuchs kräftig heran. Von Kinderkrankheiten habe ich nur die Pocken oder Blattern überſtanden und ſo, daß ich bis jetzt noch keinen Pockenſchein nöthig gehabt habe. Bald war ich meinen Aufſehern ganz entwachſen und trieb mich in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit umher, wo, wohin und wie lange ich wollte. Bäume hoch und niedrig erkletterte ich, folgte einigemal den Dachdeckern auf die Dächer nach, machte gefährliche Sprünge

von Treppen und anderen hohen Gegenſtanden, ohne jemals Schaden zu nehmen. Einmal jedoch wurde ich für meine Verwegenheit hart geſtraft. Auf einen Kornboden führte eine außerhalb an die Wand gelehnte, etwa 30 Fuß hohe Treppe, welche oben eine Art von Altan hatte und daſelbſt mit einem hölzernen Geländer umgeben war. Dieſe ganze Treppe war Winter und Sommer Regen und Wind und dem Waſſerguß von den Dächern ausgeſetzt und daher nach und nach weniger und weniger ſicher geworden. Eines Tages hatte ich mich auf die oberen Bretter des Geländers geſetzt, reite und ſchaukele mich darauf, das ganze obere Gerüſt bricht und ſtürzt mit mir in die Tiefe. Bei dieſem Falle hatte ich das Unglück oder vielleicht Glück, häuptlings die Luftreiſe zu machen und mit ganzer Wucht und Schnelligkeit auf einem breiten Steine zu beendigen. Alle Herbeieilende hatten mich für todt gehalten, auch meine Eltern meinen Tod beweint, bis endlich der langerſehnte Arzt noch Lebensſpuren in mir entdeckt und mich nach und nach aus tiefer Ohnmacht wieder auferweckt hatte. Nur einige Tage mußte ich das Bette hüten, und in dieſer Ruhezeit hatte ich Kraft genug geſammelt, daß ich wieder laufen konnte, und zwar wohin ich wollte. In Gefahr zu ertrinken, im Winter wie im Sommer, gerieth ich oft und rettete mich immer ſelbſt. Doch einmal wurde ich nur, wie durch ein Wunder, gerettet: Ich hatte geſehn, daß einige meiner Bekannten mit der Angel Fiſche fingen, und wollte mit einer hakig umgebogenen Stecknadel auch mein Glück verſuchen. Bald war das unvollkommene Werkzeug zuſammengeknüpft und befeſtigt, und ich begab mich nach einer Schleuſe

Hier ſetzte ich mich auf die Brüſtung, wiewohl zwei Schützen geöffnet waren, und hielt meine Angel in das brauſende Waſſer. Lange hatte ich hier geſeſſen und vergebens gewartet und war darauf vermuthlich eingeſchlafen. Ich fiel in die brauſenden Wellen, wurde von dem gewaltigen Strome fortgeriſſen und endlich ſeitwärts auf eine ſeichte Stelle hingetrieben. Ich fühlte Boden, richtete mich auf und ſah mich an einem wohlbekannten, mehr als hundert Schritte von der Schleuſe entfernten Orte, bis wohin ich häufig durchgewadet. Dieſe Lehre war hinreichend, um mir die Fiſcherei einſtweilen zu verleiden.

Zweites Kapitel.

Beſchäftigungen vom achten bis vierzehnten Jahre.

War ich auch wie in halber Wildheit aufgewachſen, ſo hatten meine frommen Eltern doch nicht verſäumt, durch die Lehren des Chriſtenthums kräftig auf mein Gemüth einzuwirken. Viele Gebete hatte ich auswendig gelernt und wiederholte ſie täglich faſt alle: kein Abend verging, an dem ich nicht einige Gebete hergeſagt, kein Morgen erſchien, den ich nicht mit einigen zweckmäßigen Verſen begrüßt hätte. Leſen und Schreiben kannte ich nur den Namen nach. In meinem achten Jahre mußte ich endlich nach der Schule getrieben werden. Das Stillſitzen, die anhaltende Aufmerkſamkeit und überhaupt die ganze Strenge der Schule wollte mir Anfangs gar nicht gefallen, jedoch hatte ich bald die erſten Anfangsgründe der Wiſſenſchaft: ab, ba vollkommen inne. Da ich aber keine Gelegenheit hatte, weitere Fort-

ſchritte zu machen, und mehre Wochen über in der Schule weiter nichts hörte, als b, a: ba; p, a: pa ꝛc.; ſo hielt ich den Schulbeſuch für unnütz und ging, ſtatt nach der Schule, ins Freie. Meine Eltern konnten mich bei Tage wenig, auch wohl gar nicht beaufſichtigen; da ſie aber ſehnlichſt wünſchten, daß ich etwas Tüchtiges lernen und das Herumbummeln, wie ſie es nannten, verlernen ſollte, übergaben ſie mich einer ſtrengeren Aufſicht und ſchickten mich von dem Orte, wo mein Vater angeſtellt war, wieder nach meinem Geburtsorte Egenſtädt zurück. Hier beſuchte ich Vor- und Nachmittags regelmäßig die Schule; zu Hauſe ſelbſt mußte ich ſpinnen und dann und wann auch andere ländliche Hausarbeiten verrichten. Nach Verlauf von etwa anderthalb Jahren hatte ich es bereits in den Wiſſenſchaften ſo weit gebracht, daß mir der Schulmeiſter nichts mehr beibringen konnte, und ich ſollte daher die Schule nicht mehr beſuchen. Die Verwirklichung dieſes Entſchluſſes von Seiten meines Aufſehers wurde noch dadurch beſchleunigt, daß ich wegen eines groben Vergehens, wofür ich ſchon zu Hauſe eine harte Strafe erlitten hatte, auch in der Schule exemplariſch beſtraft werden ſollte. Ich hatte nämlich, wohl aus Muthwillen und Unvorſichtigkeit, aber nicht aus Bosheit, mit einem Steine einem Mädchen dicht über der Naſe ein tiefes Loch in die Stirn geworfen. Der Schulmeiſter beſtand auf meine abermalige Züchtigung, mein Aufſeher wollte die doppelte Beſtrafung nicht zulaſſen, und das Ende dieſes Streites war, ich wurde nicht wieder nach der Schule geſchickt. Vielleicht mochte auch ein anderer Streit, der meinetwegen zwiſchen den beiden Männern

vor wenigen Wochen Unemigkeit verursacht hatte, auch das Seinige gethan haben. Ich hatte gesehn, daß einige muthwillige Buben einer Katze eine Klemme an den Schwanz banden und sie dann laufen ließen. Diesen Versuch wollte ich einmal auf eigene Hand machen: mit Klemmwerkzeugen versehen lief ich der Katze des Schulmeisters nach und überraschte sie auf einer Bodenkammer. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, ihrer habhaft zu werden. Ich hielt sie fest, so gut ich konnte, und war eben im Begriff, meinem Instrumente die letzte Befestigung zu geben, als die wüthende Katze sich losmachte und mir Hände und Gesicht auf eine jämmerliche Weise zerkratzte. Vor Angst und Schmerzen schrie ich laut um Hülfe. Gleich erschien der Schulmeister selbst, meine That wurde bald errathen, auch eingestanden, und nun wurde ich auf eine barbarische Weise von dem zornigen Manne zerschlagen. So zerpeitscht und zerkratzt ging ich oder wankte vielmehr nach Hause. Mein Aufseher sah mich in diesem jämmerlichen Zustande ankommen, fragte nach der Ursache, und ich erzählte ihm alles, was ich gethan hatte und was mit mir vorgegangen war. Ohne weiter ein Wort zu sagen, ergriff er meine Hand und eilte mit mir nach dem Schulmeister. Bei unserem Eintritte geriethen beide Männer hart an einander und das Ende des Streites war, ich sollte von einem so ungerechten und harten Lehrer nicht ferner unterrichtet werden. Mein Aufseher ließ sich in seinem Grundsatze, wie er sagte, nicht irre machen, eine doppelte Strafe wäre ungerecht, die Katze hätte mich für meinen Muthwillen bestraft und da hätte der Schulmeister nicht noch einmal strafen sollen.

In meinem neunten Jahre ſollte nun mein Schulbeſuch bereits ſeine Endſchaft erreicht haben; denn ich las ſo geläufig wie mein Aufſeher und ſchrieb bereits beſſer als er, und dieſe Fertigkeiten wurden als ausreichend angeſehen. Aber in der häuslichen Arbeit ſtellte ich mich häufig noch ungeſchickt, alles ging noch zu langſam, wurde nicht ſorgſam und fleißig genug betrieben, hier war alſo der Knoten zu löſen, hier waren meine Fähigkeiten und Fertigkeiten weiter zu entwickeln, auch wohl zu erwecken und auszubilden. Schon früh am Morgen mußte ich mich hinter den Spinnrocken ſetzen und ſpät am Abend verließ ich dieſes Handwerk und ging zu Bette. Vom Januar bis gegen Oſtern übte ich mich mit glücklicher Anlage in der Kunſt Flachs zu ſpinnen, und hatte es darin bald ſo weit gebracht, daß ich mit Knechten und Mägden um die Wette ſpinnen konnte.

Dieſe meine Beſchäftigungen und Leiſtungen wurden meinem Vater berichtet, der, anſtatt meinem Aufſeher dafür Lobſprüche zu ertheilen, ihm bittere Vorwürfe machte und mich ohne Weiteres wieder zu ſich nahm. Auf dem Amte Steuerwald bekleidete damals ein Kapuziner interimiſtiſch die Stelle des Paſtors. Pater Breitenbach (*), ſo nannten wir ihn, war von allen Bewohnern des Ortes ſehr geachtet; ich ehrte und liebte ihn, wie einen zweiten Vater. Dieſer wurde jetzt mein Lehrmeiſter. Unter ſeiner liebevollen und ſorgſamen Leitung hatte ich es bald ſo weit gebracht, daß ich meinem Vater und nicht ſelten in ſeiner Gegenwart auch Anderen die Zeitung geläufig vorleſen konnte. Zu meiner großen Betrübniß verließ uns Pater B. nur zu bald, und er mußte wieder nach Hildesheim ins Klo-

ſier wandern. Nach ihm wurde ein Dominikaner der wirkliche Paſtor. Auch dieſer fing an, meine Bildung weiter fortzuſetzen; aber ich lernte nur wenig hinzu, theils wohl deßhalb, weil der Paſtor zum Lehren keine Luſt hatte, ſondern viel lieber ſich mit der Flinte auf der Jagd vergnügte oder mit den hübſchen Müllertöchtern ſchakerte, theils auch, weil ich den jetzigen Paſtor nicht leiden mochte und den Pater P. gar nicht vergeſſen konnte.

Oft mußte ich ſtundenlang, in die große Stube des Paſtors eingeſchloſſen, die verderblichſte Langeweile aushalten, während mein Lehrer, der Herr Paſtor, bei den Müllermädchen ſaß. Ich wurde das immer nachher von meinem lieben Malchen, einem Mädchen von 9 Jahren, jüngſten Tochter des Müllers, gewahr, und dieſes pfiffige Mädchen erzählte mir o't Dinge, wovon ich bisher noch nichts gehört hatte. Daß alles dieſes mich zum Nachdenken verleitete, meinem Leben und Treiben eine andere Richtung geben und ſelbſt zu manchen dummen Streichen mir Veranlaſſung werden mußte, iſt wohl nicht zu verwundern. Bald trulte ich mit den Tabaksdoſen des Paſtors, welche oft aufgingen und ihren Inhalt zerſtreuten; bald ſchnitt ich Kerben mit den Barbiermeſſern des Paſtors in Tiſche, Bänke und Fenſterbrette, wobei ſelten ein Meſſer ohne bedeutenden Schaden davon kam; bald vertrieb ich mir die Langeweile durch Einkritzeln mancherlei Figuren mit Feuerſteinen in die Fenſterſcheiben, dort Ruten genannt; bald machte ich mir auch ein Pfeifchen an u. dgl. m. Kam der Paſtor, und oft ſchon tief in den Abend hinein, nach Hauſe und gewahrte einige von meinen ausgeführten

Thätigkeiten, so erhielt ich ein paar Hiebe mit der Jagdpeitsche, und nun war der Unterricht geschlossen, ich durfte nach Hause gehen. Ich erzählte Malchen alles was ich, Malchen mir fast alles, was der Pastor gemacht hatte. Endlich wurde mir das lange und fast tägliche Einsperren zu lästig, ich erzählte meiner Mutter, was um und mit mir vorging, dem Vater durfte ich dergleichen nicht erzählen. Die Folge davon war, daß ich bei dem Pastor nicht mehr in die Lehre gehen sollte. Ich war froh und der Pastor wahrscheinlich auch. So blieb ich nun einige Zeit zu Hause und mußte mir zum Theil die Zeit mit Flachsspinnen, zum Theil auch mit Schreiben und Rechnen vertreiben. Ich that dieses alles recht gern, zumal wenn ersteres in Mädchengesellschaften geschah, denn bald sangen die Mädchen hübsche Lieder, bald erzählten sie hübsche Geschichten. Ja, ich lernte auch von den Mädchen stricken und wurde recht gewandt darin. Diese Fertigkeit hat mir späterhin viele Unterhaltung, auch einigen Nutzen gebracht.

Meine Sinnesart hatte sich fast ganz geändert: saß ich früher bei dem Spinnrocken, so betete ich immer, denn ich hatte mir nichts weniger vorgenommen, als heilig zu werden. Jeden Morgen und Abend betete ich eine Anzahl Vater Unser und Ave Maria, und nicht bloß für mich, sondern auch für Alle, welche mir lieb waren, auch Malchen wurde niemals vergessen. Meine Eltern wie Pater B. nährten und bestärkten meinen kindlichfrommen Sinn: Fast von allen Heiligen erzählte bald die Mutter, bald der Vater, auch las ich die Lebensgeschichten der Heiligen lieber als alles Andere. Ging ich mit meinem Vater aus, was oft geschah, und

des Abends nach Hause, so wurde fast immer eine Litanei hergesagt: mein Vater nannte die Heiligen und ich antwortete, „bitte für uns.“ Noch heute ist mir klar, wie irdisch-selig ich mich fühlte, wenn ich so recht innig aus dem Herzen zu Gott, zur Muttergottes und zu ein paar Dutzend Heiligen gebetet hatte. Nie vergaß ich's, wenn ich allein ging und vor einem Kreuze oder vor einem Heiligenbilde vorbeikam, meine Mütze zu ziehn und ein paar Kreuze zu machen, gewöhnlich kniete ich auch nieder und betete mit wahrer Inbrunst ein Vater Unser und ein Ave Maria. Hatte ich irgend etwas begangen, was nach meinem Sinne nur irgend gegen den frommen Wandel der Heiligen verstieß, so hatte ich nicht eher wieder Ruhe, als bis ich gebeichtet und die auferlegte Buße hergesagt hatte; auch pflegte ich diese Buße, wenn ich mein Vergehen für größer hielt, zu verdoppeln, auch wohl zu verdreifachen. — Ich war kaum 9 Jahre alt, als ich zum ersten Male beichtete. — Wie ganz anders wurde mein Wandel, wie viel gelinder die Beurtheilung über meine Vergehungen, als ich nicht mehr unter der liebevollen Leitung des Pater B. stand. Die Unterhaltung mit den Mädchen wurde mir immer lieber, ja nach und nach zu einem wahren Bedürfnisse; ich hörte Vieles, was ich noch nicht hätte hören sollen, ich lachte über Manches, wogegen ich mich früher bekreuzigt haben würde. Noch mehr aber schadete mir der Umgang mit Jungen. Diese erweckten in mir die Lust zu eitlen Vergnügungen, und da diese oft mit einigen Ausgaben verknüpft waren und ich aus ganz gutem Grunde weder von Vater noch Mutter Geld erhielt, so gaben sie mir Anleitung, meinen Vater zu bestehlen.

ſtehlen. Anfangs wollte ich nicht daran; aber da auf Wanderungen die anderen Jungen ſich Kleinigkeiten kauften und mir fortan nichts mehr abgaben, ſo nahm ich mir den Muth und ſtahl einen Mariengroſchen (Margengroſchen), wieder einen Mariengroſchen und abermals einen Mariengroſchen. Dieſer wollte bald nicht mehr genügen, ich ſtahl zwei, ich ſtahl drei, vier und mehrere Groſchen auf einmal. Bei dem erſten Groſchen fühlte ich heftige Gewiſſensbiſſe; dieſe nahmen jedoch immer mehr und mehr ab, und endlich fühlte ich in der That gar nichts mehr davon. Ich hatte gut ſtehlen: wurde auch hier und da ſo und ſo viel vermißt, ſchöpften auch meine Eltern Verdacht, ſo konnte man doch auf den frommen Johannes am allerwenigſten argwöhnen.

Zu dieſer Zeit wurde ich auch mit einem Knechte meines Vaters, der die Schweine hütete, bekannt. Ich ging oft mit ihm und half ihm die Schweine beaufſichtigen. Kamen wir in die Nachbarſchaft eines Ortes, wo Eſſen und Trinken feil war, ſo holte ich immer Erwünſchtes herbei, und wir zechten auf dem Felde in Geſellſchaft und zwar nicht ſelten ſo, daß wir beide nicht wenig angetrunken waren. Dieſes Treiben koſtete bei weitem mehr Geld, wenn wir, theils in Geſchäften, theils zum Vergnügen nach der Stadt gingen. Groſchen reichten jetzt nicht mehr hin, ich ſtahl auch Thaler. Da einige Wirthsleute mir die Thaler nicht abnehmen wollten, ſo wechſelte der Knecht. Er wußte dieſes Geſchäft ſo vortheilhaft für ſich zu leiten, daß er, als ſpäterhin ſeine Kaſſen unterſucht wurden, über 30 Thaler mehr vorräthig hatte, als nach genauer Schätzung er beſitzen konnte. Ich merkte von dieſem

Betrage wenig; mußte aber etwas Verdacht geschöpft haben, denn ich gab ihm endlich keine Thaler mehr, wollte auch nicht mehr stehlen. Schlimm wäre es vielleicht mit mir geworden, hätte ich damals diesen Vorsatz ausgeführt; denn verkrüppelt war mein Gemüth schon und mein Gewissen fast gänzlich zum Schweigen gebracht. Noch einmal stahl ich wieder; dießmal aber 2 Pistolen. Diese und noch viel anderes Geld in der Tasche ging ich ins Freie und setzte mich auf eine Brücke. Ich besah meine Barschaft, las auf den Pistolen: 5 Thaler. Das war zu viel, als daß das Gewissen doch nicht etwas anklopfen sollte. Bald darauf kommt mein Vater, sieht mich da so einsam sitzen, glaubt ich bete, und fordert mich auf, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten. Wir waren fast eine Viertelmeile gegangen, so bleibe ich etwas zurück und komme bald unter Frohlocken und Jauchzen zurückgelaufen und zeige meinem Vater eine gefundene Pistole. Der Eine freute sich, der Andere heuchelte Freude. Wir gingen noch eine Strecke weiter, kamen vor einer Stelle vorbei, wo den Tag vorher der Fürst mit dem Pferde gestürzt war, und ich finde auf dieser Stelle noch eine Pistole. Noch schöpfte mein Vater nicht den geringsten Verdacht: denn erstens war ich sein liebes gutes Hänschen; zweitens findet ja bald dieser, bald der mal ein Stück Geld, und drittens hatten auf der zweiten Stelle an demselben Tage schon einige Leute Geld gefunden. Wer war froher als ich, die beiden Pistolen waren wieder in die rechten Hände gerathen.

Wir kehrten in ein Wirthshaus ein, tranken, und mein Wunderglück wurde allgemein geglaubt und

gepriesen. Auf dem Rückwege nach Hause will ich die Freude meines Vaters und meinen Ruhm noch vermehren, finde abermals gegen einen Thaler kleines Geld: aber — aber — das erregt Verdacht. Mein Vater suchte auf verschiedene Weise mich zum Geständniß zu bringen; ich leugnete standhaft. Als wir nach Hause gekommen waren, rief mein Vater die Mutter. Eine lange Zeit hatten beide leise und laut mit einander gesprochen, mein Vater hatte sich hinlänglich überzeugt, daß die gefundenen Pistolen die seinigen waren; meine Mutter wollte und konnte nicht glauben, daß ich ein Dieb sei. Endlich rief mich der Vater und sagte mir geradehin, daß ich ihn bestohlen hätte, und — ich bekannte. Einem solchen Verbrechen war keine Palliativ-, sondern eine Radicalkur vonnöthen: ich wurde von beiden Eltern dermaßen geschlagen, daß ich über eine Woche vor Schmerzen nicht auf dem Rücken liegen konnte. Das hatte aber auch geholfen, ich stahl nicht wieder, und in meinem ganzen Leben habe ich auch in den allertrübseligsten Umständen, wiewohl häufig durch Objecte und auch durch Subjecte angelockt, nicht das Geringste wieder veruntreut. Die Jungen, welche mich zum Stehlen verführt hatten, durften mich nie wieder besuchen, auch wollte ich mit ihnen nicht mehr verkehren; der Knecht wurde gefänglich eingezogen, gestand endlich, wurde öffentlich ausgepeitscht und weggejagt.

Ich hatte jetzt das elfte Jahr erreicht und bald das volle Vertrauen meiner Eltern wieder erlangt. Von dem Pastor sollte ich nicht mehr unterrichtet werden; ich wurde daher nach der benachbarten Stadt in die Schule geschickt. Hier gingen mir erst die Augen auf, so ein Schulleben hatte

ich noch nicht gesehn. Ich konnte nicht lange manschen: still sein und rubig sitzen, daher gab's denn manche Hiebe. Bald hatte ich auch dieß gelernt, war fortan still und rubig, sehr fleißig und hatte mir bald die Liebe meiner beiden Lehrer erworben. Noch war ich nicht volle 11 Jahre alt, und schon wurde ich für reif erklärt, das dritte Sacrament zu empfangen und dann die Schule zu verlaßen, welches denn auch zu Ostern 1799 geschah.

Ich war nun wieder zu Hause, spann, las, schrieb und rechnete, strickte auch bisweilen, und hatte ich gethan, was ich sollte, auch manchmal, was ich wollte, so durchstreifte ich die Gegend, bald hier, bald dorthin, weit und breit umher. Gern ging ich nach dem benachbarten Mastberge und pflückte mir hübsche oder merkwürdige Blumen. Jährlich, auch schon früher hatte ich das gethan, sammelte ich eine große Anzahl Pfaffenkinder (Aronspflanze, Arum maculatum) und konnte mich nimmer an den schönen blauen und rothen Blüthenkolben satt sehen. Einmal hatte ich die linke Hand schon ganz voll, fand auf dem Heimwege immer noch hübschere; auch diese wurden mit der rechten gepflückt und mit den Zähnen die Blüthenscheiden abgemacht. Bald fühlte ich ein Brennen und Beißen an Lippen und Zunge, ich achtete nicht darauf, denn ich kannte die scharfe giftige Eigenschaft dieses merkwürdigen Gewächses nicht. Als ich zu Hause ankam, waren meine Lippen dick aufgeschwollen, und vor heftigen Schmerzen weinte ich. Das hatte nun zwar nicht viel zu bedeuten, meine Lippen waren bald wieder geheilt; aber die Pfaffenkinder waren bei mir in Ungnade gefallen, auch die

übrigen Blumen, Schlüſſel- und Maiblumen abgerechnet, hatten durch dieſen Verfall ſehr bei mir verloren. Ich verfiel nun auf andere freiwillige Beſchäftigungen: bei Tage durchſtreifte ich Wieſen, Felder und Wälder, ſuchte Vogelneſter und fing auch Vögel; des Nachts fiſchte ich. Das Fiſchen wurde Anfangs nur im Kleinen getrieben; endlich wuchs dieſes Handwerk ſo heran, daß meine Eltern niemals mehr mir Schwierigkeiten in den Weg legten, ſondern meine Fiſcherei ſelbſt noch begünſtigten; ja nicht ſelten half mir der Vater meine Nachtangel legen, deren ich mehre Dutzend hatte. Mein Fang war oft ſehr beträchtlich, nicht ſelten brachte ich allein 20 und mehre Pfund Aale nach Hauſe. Mehrmal kam ich bei meinem Fiſchen in große Gefahr zu ertrinken; das machte mich nun zwar vorſichtiger, hielt mich aber keineswegs vom Fiſchen ab.

Wiewohl ich ſo oft in Wäldern umherſtreifte, auch oft des Nachts mit meinem Vater ausging oder zu Hauſe kam, ſo war ich doch ſehr furchtſam, und überall wähnte ich Geſpenſter. Mein Vater ſuchte auf alle mögliche Weiſe meinen Glauben an Geſpenſter zu vertreiben, ich wurde des Nachts bald hier, bald dorthin geſchickt; Alles half nichts. Vielleicht war aber der Vater ſelbſt nicht ganz frei von Aberglauben: denn einſt gingen wir, wie das oft geſchah, ſpät in der Nacht nach Hauſe. Es war eine ſchöne mondhelle Sommernacht. Mein Vater machte mich auf eine Erſcheinung aufmerkſam. Ich ſehe hin: noch ſträuben ſich meine Haare zu Berge! und erblicke in einiger Entfernung eine nackte ſchwebende Menſchengeſtalt. Der Eindruck auf mich war ſo gewaltig, daß ich zitterte und bebte und einer Ohnmacht nahe war.

und so bleibend, daß heute noch von dieser Erscheinung nicht das Geringste aus meiner Seele verwischt ist. Anfangs wollte mein Vater mit mir auf die Gestalt zugehen; aber auch er wankte endlich, wir kehrten um und gingen nach Hause. „Dat het wat te bedüen" (das hat was zu bedeuten), sagte mein Vater, „dat het wat te bedüen!" Wäre mein Vater mit mir auf die Erscheinung losgegangen, — denn Widerstreben würde nichts geholfen haben, auch war ich gewohnt, strengen Gehorsam zu üben, — und hätte er jene für mich bedeutungsvollen Worte nicht ausgesprochen, so hätte ein großer Theil meiner Gespensterfurcht schwinden müssen; so aber bestärkte er noch meine Vorurtheile und meinen Aberglauben, zumal da merkwürdiger Weise die Erscheinung schon in derselben Nacht, noch mehr aber den folgenden Tag ihre Bedeutung finden mußte. Schon kündete der Wächter durch Tuten und Singen die Mitternachtsstunde an, als uns knarrend der große Thorweg geöffnet wurde. Nicht fern von unserer Hausthür erblickten wir einen unserer Knechte, der, zur Verwunderung meines Vaters, die große Stallthür zumachte. Er könne nicht schlafen, war seine Antwort und Entschuldigung. Der andere Tag war heiß und schwül; der Knecht hatte die Schweine jenseit des Mastberges auf den Anger getrieben, auf dem ein Teich hellen klaren Wassers ist. Er entkleidet, badet sich, und ein Schlagfluß macht seinem Leben ein Ende. Gegen Mittag kam die Nachricht: Christian sey ertrunken.

„Da! da hewet wi et!" (Da, da haben wir's) hieß es nun, und die Erscheinung mußte noch dazu auch sprechende Aehnlichkeit mit Christian gehabt haben. War

mein Geſpenſterglauben auch wirklich ſchon etwas geſchwächt worden, hatte ich mich ziemlich auch ſelbſt überzeugt, daß dort des Nachts kein Ziegenbock ſpukt, da kein Wärwolf auf Menſchen lauert, ſo war durch dieſe Erſcheinung mein alter Aberglaube wieder völlig erſtarkt. Mußte ich im Finſtern eine Strecke gehn, ſo lief ich, was ich laufen konnte, um über ſolche Stellen weg zu kommen, wo Ziegenbock, Wärwolf, altes Weib u. d. m. ihr Weſen und Unweſen treiben ſollten. Ja meine Furcht vergrößerte ſich vielmehr noch, und ſelbſt bei Tage konnte ich, noch dazu auf freiem Felde, keine Strecke gehen, ohne mich mehrmal umzuſehen; denn ich war zu dem Schluß gekommen, daß man, wenn es nun einmal Geſpenſter gäbe, ſie doch bei Tage noch eher ſehen müßte. Meine Eltern und meine Geſchwiſter lachten mich aus, ſeppten mich wegen meines furchtſamen Weſens; das half aber alles nichts. Ging ich mit meinem Vater im Finſtern, ſo war es mir unmöglich, hinter ihm zu gehen, ich war immer voraus: denn nach vorn und ſeitwärts konnte ich blicken, und hinten war ja der Vater. Endlich wurde mein ſchüchternes Weſen dem Vater unausſtehlich, und bald mußte ich daher hier, bald dort ſo lange ſtehen bleiben, bis er mich aus einiger Entfernung wieder zu ſich rief. Wer hat Dir nun was gethan? haſt Du was geſehn? war dann immer ſeine Anrede. Das half ſchon etwas. Einmal mußte ich auf einem Leichenſteine, der das Grab eines Bauern bedeckte, welcher vor einigen Jahren durch einen unvorſichtigen Jäger auf derſelben Stelle in einer Roggenſtiege ſtatt vermeintliches Wild erſchoſſen war, lange allein ſitzen bleiben. Zuerſt erzählte mir der Vater die Geſchichte, wie

der Jäger aus der Ferne ſieht, daß ſich in der Stiege etwas bewegt, und da er nichts als ein Reh oder einen Hirſch vermuthet, näher geht, zuſchießt und den Bauer todt findet. Ich hatte ſchon oft von der Geſchichte gehört, wußte aber den Ort und die Stelle nicht, wo ſich dieſes zugetragen hatte. Endlich entdeckte mir der Vater, daß wir auf derſelben Stelle wären und auf ſeinem Grabe ſäßen. Wie ſchauderte meine Haut! wie ſträubten ſich meine Haare! Nun ſtand der Vater auf, ging in den Wald, und ich mußte über eine Viertelſtunde allein auf dem Leichenſteine ſitzen bleiben. Jetzt rief mich der Vater und ſagte mir wieder ſein: „Hes de wat 'eſein? het einer deck wat edahn? Wenn de Liewigen (Lebendigen) üſch man nicks daun, de Dodigen daun nicks mihr.“ Jetzt ging es' abſichtlich noch über eine halbe Meile durch den Wald über Stock und Block, bis wir endlich beide ermüdet zu Hauſe ankamen. Die Lection hatte ihre Wirkung nicht verfehlt, ja ich war ſelbſt ſtolz auf mein Abentheuer; aber noch lange nicht war ich radical curirt.

Eine beſſere Probe meiner Furchtloſigkeit ſollte ich bald darauf beſtehen. Mein Vater war mit mir nach Hannover zu Markte gegangen. Auf dem Rückwege kamen wir in Gleidingen bei Sonnenuntergange an, hatten alſo noch 2 volle Meilen bis nach Hauſe zu gehen, und noch dazu ging mein Vater ſehr langſam. Schon war Mitternacht vorüber, als wir das letzte Dorf, Haſede, erreichten. Die Kunſtſtraße von dieſem Orte nach Hauſe führte dicht vor dem Galgen vorbei, worin ſeit einem Jahre ſchon ein Erhenkter von Wind und Wetter hin und her geſchüttelt wurde. Ich

hatte bereits einen andern und näheren Weg eingeschlagen, aber mein Vater rief mich nach der Hauptstraße zurück. Wir kamen dem Galgen näher und näher. Mein Vater erzählte mir viel von Schmidt (*), den ich in Gefängnisse zu Steuerwald oft gesehn und gesprochen hatte, und der hier nun zur Schau und Warnung aushing. Wir bogen einige Schritte von der Straße ab und standen unter dem Galgen. Hier wurde Halt gemacht. Es war eine schauerliche Mitternacht: der Wind blies heftig, die zerfetzten Kleider des Erhenkten flatterten und pfiffen schon weit hin hörbar, die Kettenglieder knarrten, selbst der Galgen erdröhnte. Um etwas auszuruhen setzten wir uns, den Galgen schräg vor uns, auf eine Stufe des Rabensteins. Hier wurde von Schmidt und von meiner albernen Furcht gesprochen. Ich mußte geloben, daß ich nicht mehr furchtsam sein wollte. Ich versprach's und habe Wort gehalten. Den ersten Beweis mußte ich auf der Stelle führen: mein Vater entfernte sich, ich mußte unter dem Galgen stehn bleiben. Eine lange Viertelstunde hatte ich da gestanden, als aus weiter Ferne mein Vater mir das verabredete Zeichen gab. Ich ging nun nach, sah mich nicht einmal nach dem Galgen um, erreichte ohne das geringste Furchtgefühl eine Stelle, wo sich vor einigen Monden ein Zolleinnehmer den Hals abgeschnitten hatte, und welche ich noch vor wenigen Wochen, und zwar bei Tage durch weites Umgehen zu vermeiden strebte, holte frisch und froh und guter Dinge meinen Vater ein, der mich lobte und drückte und wahrhaft herzlich empfing.

Vierzehn Jahre war ich alt geworden, und noch hatte Keiner daran gedacht, ob ich außer Lesen, Rechnen

und Schreiben auch ſonſt noch etwas in der Welt lernen müßte. Mein Vater hatte ſich durch glückliche Curen an Thieren einen Ruf erworben. Dieſes Geſchäft war dann und wann recht einträglich. Ich ſollte alſo ein Thierarzt werden! Aber da fehlte noch Manches, was ich zuvor lernen müßte, äußerten Viele, welche um Rath gefragt wurden. Vorerſt ſollte ich, auch wollte ich dieſes, das Schmiedehandwerk erlernen. Heute wurde dieſes beſtimmt, morgen fing ich an zu ſchmieden, aber übermorgen hörte ich ſchon wieder auf. Malchen weinte, als ſie erfuhr, daß ich ein Schmidt werden wollte! der Paſtor Kater ſagte meinem Vater, ich hätte einen offenen Kopf, es möchte wohl beſſer ſein, wenn ich erſt ſtudirte, dann könnte einmal ein tüchtiger Mann aus mir werden. Dem Sohn war das Schmiedehandwerk bald leid geworden, den Vater hatte der Paſtor überredet, kurz den andern Tag wurde das Lateiniſche ſchon angefangen. Der Paſtor war ein guter Lehrer, ich ein fleißiger Schüler, dem noch dazu das Lernen leicht wurde, alſo in wenigen Wochen waren die Deklinationen, die Verben und die Hauptſätze der Syntaxis gelernt.

Drittes Kapitel.

Mein Leben und Treiben auf dem Gymnaſium.

Noch nicht ein volles Jahr war verfloſſen, und ich wurde für fähig erklärt, das Jeſuiter-Collegium in Hildesheim mit Vortheil beſuchen zu können. Hierbei war nun ein Bedenken: ſollte ich ſtudiren — (die Gymnaſiaſten nannte man Studenten) — ſo mußte ich in Hildesheim wohnen, auch da leben, und das wurde viele

Ausgaben veranlaßt haben, welche meinem Vater, so reichlich auch oft seine Einnahmen waren, bei den vielen Kindern sehr drückend geworden wären. Da wußte nun der Pastor, mein Lehrer, einen guten Rath: durch seine Bemühungen und Fürsprache kam ich auf das Johannishaus, eine Pensionsanstalt, worin 10 Studenten aufgenommen und welche, außer Bekleidung, Alles frei hatten. Keiner war froher als mein Vater, denn ich war in guten Händen und kostete ihm wenig, zumal da wir auf dem Gymnasium auch freien Unterricht hatten. Ob Letzteres allgemein war, will ich jedoch nicht behaupten.

Die Einrichtung auf dem Johannishause verdiente alles Lob; auch war unser Aufseher, wie wir selbst, von der vorgesetzten Behörde sehr liebevoll bedacht. Dieser, ein Priester, W., Vicarius an der Domkirche, war ein lieber und in den meisten Stücken für seinen Beruf befähigter Mann; aber — sollte er noch am Leben seyn, so möge er mir diesen Vorwurf verzeihen! böse ist er nicht gemeint: denn noch heute wohnt er, mit vieler Liebe umfaßt, in meinem Herzen — er war zu schwach, 10 Buben, welche theils in, theils doch an den Bengeljahren waren, gehörig zu nehmen und zu regieren; dann ging er alle Abend aus, kam gewöhnlich vor 10 Uhr nicht zu Hause, und mithin waren wir uns selbst überlassen. Daß es da nun oft darunter und darüber ging, läßt sich leicht denken. Die Schularbeiten waren bald gemacht und, wenn sie auch nicht gemacht wurden, so hatte das nicht viel auf sich, denn sie wurden zu Hause nicht nachgesehn, und in der Schule hatte das Fehlen der Arbeit auch nicht viel zu sagen oder vielmehr, es wurde nicht viel darü-

der gesagt: kurz wir vertrieben uns auf eigene Hand unsere Zeit, spielten Karten, balgten uns, sprachen über Sachen, die besser hätten ungesprochen bleiben sollen, suchten mitunter auch, um desto angenehmer die Zeit hinzubringen, so weit die Kasse hinreichen wollte, uns eine kleine Schnabelweide zu verschaffen. Dieser letztere Punkt brachte mich und einen jetzt noch lebenden Gutsbesitzer in Pommern, Sohn eines Küsters in A im Hildesheimischen, in nicht geringe Verlegenheit. Ich betheuere noch einmal, daß ich dem Aufseher, obgleich er mir und meinem Freunde eine große Freude verbitterte, keineswegs gram war, noch weniger jetzt es bin. Als ein kleiner Beweis dafür möge eine Charade dienen, welche ich ein halbes Jahr nach erlittener Strafe auf den Namenstag dieses Mannes, den 5. März „Friedrich" in dem bei Gersienberg erschienenen Sonntagsblatte abdrucken ließ. Ich lasse sie hier noch einmal abdrucken, nicht weil ich sie für musterhaft halte, was kann man in den meisten Fällen Ausgezeichnetes von einem noch nicht funfzehnjährigen Jungen erwarten, sondern sie soll Beweis seyn, daß ich dem würdigen Manne meine Hochachtung bezeugen oder nach meiner Art doch etwas Angenehmes sagen mochte. Sie ist, ohne Veränderung, folgende:

Mit geöffnetem Arm stand da die staunende Menschheit,
Und das goldene Wort lächelte freundlich ihr zu,
Das der Sylben erste und die zweite dir geben;
Aber es wankete' und — ist ihr im Wanken entflohn.
Füg' in die letzte ein e, und Hundertausend erblickst du,
Die es sind und doch goldne Zufriedenheit scheu'n.
Nein! ich verlang' es nie zu seyn, nur schenke mir Deine
holde Freundschaft! und nimmer ist Mangel mein Leid.

heiter iſt ſtets mein Geiſt und ſchön der längere Pfad dann,
Schön, wie Du ihn verdienſt! ewig mit Roſen beſtreut:
Nimmer verſtreu' ihm ein herbſtlicher Nord den erhabenen
Purpur!
Nimmer ſtehe auf ihm, traurig das Veilchen gebückt!

Etwas hart war freilich unſer Loos, das weiterhin angegeben wird; aber verdient hatten wir unſere Strafe, wenn wir auch für alle Andere mit büßen mußten.

Wie geſagt, wir vertrieben unſere Zeit, ſo angenehm wie wir konnten oder wie wir es zu veranlaſſen wußten. Eſſen und Trinken war immer die Hauptſache. Da uns aber Speiſe und Trank nur zur Nothdurft, nicht zur Ueppigkeit gegeben wurde, ſo kam es oft, daß wir wieder Hunger und Bierdurſt hatten, ehe die Glocke (10 Uhr) uns zu Bette rief. So lange noch Einer von uns Geld hatte, da war dem Uebel bald abgeholfen, beſonders da wir alle an Leckereien kein Gelüſtchen hatten, ſondern ein tüchtiges Stück Fleiſch oder Wurſt und eine zwei Stübchen haltende mit Bier gefüllte Flaſche uns genügte und heiter genug machte. Da wir faſt alle Abend, — beſonders in dem erſten Jahre meines dortigen Aufenthaltes, — aus guten Gründen reſpectabeln Appetit hatten, ſo waren die wenigen Mariengroſchen, welche von Haus aus nur ſparſam zugetheilt wurden, bald verausgabt und wir mußten nicht ſelten mit geſegnetem Appetite zu Bette gehn. Einſtmal knurrte der Magen, die Zunge lechzte nach Bier: „Hörſt Du,“ ſagte ein durchtriebener Junge zu dem bei ihm ſtehenden, „hörſt Du meinen Magen brummen? Das iſt Gottes Stimme, ich muß gehorchen; mein Magen will Futter haben, ich muß es ihm geben, ſonſt handele ich wi-

der Gott.“ Wir alle fingen an zu lachen oder hörten doch freundlich aufmerksam zu. „Nun ja,“ fuhr er fort, „Gottesstimme ist es doch: denn wir sollen unseren Körper, unser Leben, so weit es geht, zu erhalten suchen, so will es Gott, sagte S., hungern schadet doch dem Körper, hungern ist also unrecht, und wenn wir uns Essen verschaffen können, da thuen wir recht. Also hungern ist unrecht, ist gottlos, und den Hunger stillen ist recht und -- noch dazu angenehm. Ist das nicht Grund genug, Euch aufzufordern, mir Geld zu geben, damit ich für mich und Euch Futter holen kann?“ Alle schwiegen. „Nun gut! wenn Ihr Geld hättet, so gäbt Ihr was, und wenn ich Geld hätte, so holt' ich was dafür; da das erste aber nicht ist und darum das zweite nicht seyn kann, so müssen wir auf andere Weise Rath schaffen, das ist nicht allein aus dem angeführten, sondern auch noch aus einem anderen wichtigen Grunde unsere heilige Pflicht. S. sagte auch, wir müßten aus allen unseren Kräften das Wohl unserer Mitmenschen zu befördern suchen, wo wir nur könnten, und alles Unheil von ihnen abzuwenden uns bestreben, wie und wo es uns nur möglich wäre. Nun hört! Gestern sah ich die Tochter unserer Haushälterin mit einem großen Stück Schlackwurst in der linken Hand, so dick wie mein Arm und beinah eben so lang. Gott! dachte ich, wenn das arme Mädchen seinen Magen damit verdirbt, davon krank wird und wohl gar daran stirbt! Ich wollte gleich auf der Stelle ein doppelt gutes Werk thun, ihr die Wurst wegnehmen und sie selbst aufessen, denn ich hatte noch rasenden Hunger; aber der Vicarius kam dazu, und ich

ſchlich langſam nach der Kegelbahn. Nun hört weiter! Ich habe das Schloß der Rauchkammer unterſucht und glaube, daß dieſer Schlüſſel hier, wenn wir ihn an einigen nöthigen Stellen abfeilen, uns den Eingang verſchaffen wird. Wir wollen jetzt gleich den Verſuch machen. Ja?“ Mehre von uns ſchwiegen, einige ſtimmten ein, allen aber wäſſerte der Mund. „Aber wir müſſen alle übereinſtimmen, alle in die Vorrathskammer, alle mit eſſen!“ Die meiſten ſtimmten ein, die anderen mußten nolens volens mit. Der Verſuch wurde gemacht, und wenige Feilenſtriche an dem Schlüſſel genügten, die Thür zu öffnen. Wir traten ein, ſahen uns umringt von vielen Herrlichkeiten, von vielen Würſten, Schinken und Speckſeiten und konnten uns Anfangs nicht ſatt ſehen, oder vielmehr wir vergnügten uns Anfangs mit dem Sattſehen, ſo lieblich war der Anblick. „Nun, wollen wir denn was nehmen?“ fragte der obige Sprecher. Nach kurzem Sinnen griff ein Schüler nach einer kleinen Schlackwurſt, eilte damit weg und wir alle ihm nach. Die Thür wurde gehörig verſchloſſen. Allen hatte die Wurſt gut geſchmeckt, und die That nicht den geringſten Verdacht erregt. Am folgenden Tage wurde die Rauchkammer nicht beſucht; dagegen aber, da wir am geſtrigen Abend kein Bier hatten, ſondern Waſſer trinken mußten, verſuchten wir, mit demſelben Schlüſſel die Kellerthür zu öffnen, um zur Biertonne zu kommen. Der Schlüſſel ſchloß ohne alle Schwierigkeit. Nun glaubten wir gute Tage zu haben: faſt alle Abend wurde zum Nachtiſch Wurſt herbeigeholt, oder auch wohl noch Schinken dazu. Da aber faſt alle Tage aus der Vorrathskammer was weggeholt und nichts dahin gebracht

wurde; ſo mußte der Haushälterin die Verminderung der Zahl ihrer Lieblinge bald auffallen und bei ihr Verdacht erregen. Es wurde aufgepaßt, wir merkten dieß, wurden vorſichtig, Keiner wurde ertappt.

An einem Sonntage endlich trat der Vicarius in unſer Zimmer. Wir mußten uns in einen Bogen um ihn aufſtellen, er betrachtete uns in feierlicher Stille mit aufmerkſamen Augen wohl ein paar Minuten lang, hieß dann uns ſitzen und ging aus unſerem Zimmer. Als er weg war, ſprang der vorerwähnte Sprecher von ſeinem Platze, ſtellte ſich in die Mitte des Zimmers gravitätiſch auf, winkte uns, denn alles blieb mäuschenſtill, und gab uns damit zu verſtehen, daß wir uns um ihn ebenſo aufſtellen ſollten. Wir thaten das, verurſachten nicht das geringſte Geräuſch, ſtanden und horchten, was K. ſagen würde; aber er ſah uns in die Runde ſo komiſch-ernſthaft an, daß wir mit einem Male laut an zu lachen fingen. Das laute Gelächter, das ſo plötzlich aus der tiefſten Stille erſchallte, rief unſeren Aufſeher wieder zu uns. Er ſtürmte wüthend herein, ſtieß jeden, der nicht ſchnell genug ſeinen Platz erreichen konnte, mit Heftigkeit dahin und goß über uns einen Strom von Schimpf- und Strafreden aus. Endlich ruhiger, fragte er nach dem Diebe und ſagte: er ſollte ſich ſelbſt melden, wiewohl er ihn vorhin ſchon erkannt, und wenn er ſich nicht ſelbſt bis Mittag gemeldet hätte, ſo ſollte er noch dieſen Abend aus dem Hauſe gejagt werden. Daß dieſes nur eine Finte war, wußten wir freilich Alle; daß Keiner ſich melden würde, ließ ſich erwarten, und daß wir Alle nicht weggejagt werden konnten, das wußten wir auch. Am folgenden Tage wurde uns angekündigt, daß wir

Alle

Alle drei Wochen hinter einander, außer der Schulzeit, das Haus nicht verlaſſen ſollten. Dieſe Strafe hatte zwar nicht viel zu bedeuten, denn wir konnten doch wenigſtens eine halbe Stunde früher nach der Schule gehn und ebenfalls eine halbe Stunde ſpäter zurückkommen; aber für mich, der ich keine volle Woche, ohne meine Mutter geſehn zu haben, vergehn laſſen konnte, und jeden Sonnabend meine Wäſche von ihr holen mußte, war dieſes Verbot zu hart, als daß ich nicht den Verſuch ſollte gemacht haben, es zu umgehn. Zwei Stunden hatte ich wenigſtens zum Hin- und Hergange nöthig. Ich forderte an einem Dienſtage, an dem wir, ſtatt hier am Orte am Mittwoch, keinen Unterricht auf dem Gymnaſium hatten, Wa. auf, mich zu begleiten, wie er das ſchon oft gethan hatte. Wir gingen, ohne uns viel um das Verbot unſeres Aufſehers zu kümmern. Wohl vier Stunden hatten wir beim Plaudern und auf Hin- und Herreiſe zugebracht. Wir kamen an unſer Haus, glaubten es offen zu finden, fanden es aber feſt verſchloſſen. Etwas ſchüchtern, aber doch nichts Arges befürchtend, klopfen wir leiſe, leiſe an; uns wird aufgemacht, und zwar — von dem Herrn Vicarius. Hier wurden wir mit einem Toben, mit einem Schwingen und Fechten eines gewaltigen Knüttels empfangen, daß uns Beiden nicht wohl zu Muthe wurde. Jedoch Keiner von uns wurde auch nicht einmal mit dem Stocke berührt, wohl ein Anzeichen für uns, daß unſer Aufſeher es nicht wagen mochte, uns ſein Beſſerungsmittel fühlen zu laſſen. Nur dieſe Worte ſprach er mit Heftigkeit: „Wartet! ich will Euch meine Worte reſpectiren lehren!“ Wir gingen, von Wi. gefolgt, langſam die Treppe hinauf, be-

grüßten in unſerer Stube die Kameraden, erzählten, was ſich zugetragen hatte, und gingen ruhig in unſere Zelle und zu Bette.

Am andern Morgen waren wir früh auf den Beinen, gingen, nachdem wir unſere Betten gemacht hatten, in unſere Stube, arbeiteten etwas, — denn viel wurde nie gethan, beſonders nicht ſo viel, wie heute, geſchrieben, — und warteten das Ende der ſiebenten Stunde ab. Ich war damals der Jüngſte in der Anſtalt, und dieſer mußte das Frühſtück, welches für Jeden aus einem tüchtigen Butterbrode beſtand, aus der Küche von der Haushälterin heraufholen. Sieben war die Glocke, und ich ging. Noch waren alle Butterbrode nicht bereitet, ich mußte einige Minuten warten, erhielt endlich was ich wollte und ſollte, und ging treppauf. Oben angekommen, hörte ich ein ſonſt ganz ungewöhnliches Kreiſchen und Toben; ich ſtutzte, öffnete die Thür, und — K. flüſterte mir zu: „Da," indem er nach dem Ofen zeigte, „da habt ihr die Beſcherung!" Ich ſah nach dem Ofen; die Butterbrode wurden mir abgenommen. Was ich ſah, iſt mir noch heute ganz gegenwärtig, was ich dachte, weiß ich nicht mehr. Der Vicarius war in meiner Abweſenheit in die Stube gekommen, hatte W. aufgefordert, in die Mitte des Zimmers hinzuknieen, um mit einem tüchtigen Peſerik (Bullenfinken) die Strafe für ſeinen geſtrigen Ungehorſam zu empfangen. W. will ſich das nicht gefallen laſſen: denn er hätte keine Strafe verdient, ich hätte ihn zum Ausgehen verleitet, ich müßte die Strafe erhalten, er wäre unſchuldig. Durch dieſe Aeußerung noch mehr aufgereizt, greift der Vicarius W. mit der linken Hand an und will ihm die

rechte fühlen laſſen. W. wehrt ſich, Beide balgen ſich eine Zeitlang, und — mein Reiſegefährte hatte den Aufſeher hinter den Ofen gebracht. So geſtellt ſah ich ſie bei meinem Eintritte. W. trat gleich nach meinem Wiedererſcheinen zurück, und der Vicarius kam keuchend hinter dem Ofen hervor, ſtellte ſich in der Mitte der Stube auf und gebot mir, zu knieen. Er erhielt von mir ein lautes und vielleicht auch ein nicht wenig trotziges „nein!“ Hierauf ſteigerte ſich ſeine Wuth wieder, er wurde leichenblaß, ſtand unbeweglich da und konnte kein Wort herausbringen. Endlich ſtieß er die Worte aus: „Mit dem Flegel habe ich mich herumgebalgt, mit ihm Eſel will ich nicht noch einmal anfangen; aber wartet, Ihr ſollt der verdienten Strafe nicht entgehn!“ Hierauf eilte er aus unſerer Stube nach der ſeinigen, kam, mit dem beſten Staate angethan, bald aus derſelben wieder hervor und rannte aus dem Hauſe.

Wir ahnten nichts Gutes. „Hört mal, Jungen!“ ſagte K., „das giebt Prügelſuppe; der kommt ſicherlich bald wieder zurück, bringt Hülfe mit, und dann geht der Tanz los. Damit nun die Beiden nicht alle Prügel allein bekommen, ſo denke ich, wir machen die Sache ſo: Der Vicarius heißt Euch niederknieen; Ihr thut das und empfangt einige Hiebe. Hat der Erſte ein halbes Dutzend aufgenommen, ſo rufe ich: Halt! Ihr ſollt ſehen, er hört auf zu ſchlagen und fragt mich wüthend: was will Er! Dann antworte ich ganz ruhig: auch Prügel haben und noch etwas mehr als der. Wahrſcheinlich fällt er dann über mich her; thut er das, ſo rufe ich beim achten Schlage: Halt! Schlägt er noch weiter, ſo ſpringe ich nach dem neunten Hiebe auf, und

er ſchlägt den zehnten vorbei.“ Der K. war äußerſt gewandt, wie eine Uhrfeder konnte er ſich von dem Boden auf und wegſchnellen. „Dann wird er mich greifen wollen, ich laufe um den Tiſch, ſeine Hülfe kommt mir entgegen, ich ſpringe über den Tiſch, Beide kommen mir entgegen, ich hüpfe unter den Tiſch. Endlich laſſe ich mich erhaſchen, ſchreie was ich ſchreien kann, daß wir Alle geſtohlen haben, alſo Alle Prügel haben müſſen. Ich glaube, das wird helfen, wenigſtens werden die Beiden doch nicht allein apfelweich geſchlagen. Nun, komme, wie es wolle, wir werden es ſchon machen!“

Unſer Aufſeher kam nicht wieder. Es war Zeit, nach dem Gymnaſium zu gehen, und wir gingen. Wir, W. und ich, ſaßen in einer Klaſſe. Eine halbe Stunde etwa hatten wir in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, in den Cornelius Nepos geguckt, als etwas hart an die Klaſſenthür geklopft wurde. Auf Befragen erhielt der Profeſſor die Aufforderung, uns aus der Klaſſe zu entlaſſen, und uns wurde der Befehl, dem Domdechant unſere Aufwartung zu machen. Dieſer war der Vorſteher unſerer Penſionsanſtalt, jedoch hatte Keiner von uns ihn jemals daſelbſt geſehn. Wir betraten ſeinen Pallaſt; erhielten aber ohne Weiteres den Beſcheid, zurück nach der Klaſſe zu gehn. Kaum 10 Minuten hatten wir wieder hinter dem Cornelius Nepos geſeſſen, als wir abermals den Befehl erhielten, dem hohen Domherrn aufzuwarten. Wir wurden gemeldet und in einen großen prächtigen Saal geleitet. Eine lange, lange Zeit harrten wir da. Endlich trat der Herr in vollem Domherrn-Ornate herein, angethan mit dem blendendweißen Oberhemde, deſſen unterer Rand mit we-

nigstens fußbreiten Brabanter Spitzen besetzt war, schritt ernst und äußerst würdevoll auf uns zu und sagte: „Also Ihr seid die bösen Buben, welche den Befehlen des Vicarius nicht gehorcht und selbst sich noch gegen ihn gewehrt haben.“ Laut und plump genug fiel ich ihm ins Wort: „Hören Sie mal, das Letzte ist nicht wahr, ich habe mich nicht gewehrt, ich habe nur nein gesagt, ich wollte keine Prügel haben.“ — „Er ist ein erzfrecher Bengel,“ sagte er, „nicht einmal in meiner Gegenwart unterdrückt Er seine Impertinenz. Wenn es mir nicht leid thäte um Eure braven Väter, ich ließe Euch öffentlich auspeitschen und dann von der Anstalt wegjagen. Aber wartet, Ihr sollt der Strafe nicht entgehn. Nun marschirt in Eure Klasse, Ihr unbändigen Buben!“

Nicht etwa ins Fäustchen lachend, denn so waren wir nicht, sondern tief ergriffen und zerknirscht wankten wir der Klasse zu. Alle, selbst der Professor, sahen uns starr an; aber Keiner fragte nach der Ursache unseres zerstörten Wesens.

Als wir zu Mittage nach unserer Anstalt kamen, wurden wir mit Fragen bestürmt, und wir erzählten, was wir wußten. „Schade!“ sagte K., „daß es so gekommen ist! nun wird das Gewitter über Euren Kopf allein kommen, und wir gehn leer aus Das ärgert mich; ich hätte auch, und zwar verdientermaßen, etwas abhaben mögen, denn mir juckt der Buckel schon wieder recht.“ Auf dieses „Schon wieder,“ möge hier von K. eine kleine Erzählung folgen: Er hatte etwas recht Muthwilligs ausgeübt. Der Aufseher ertappte ihn und versprach, ihm bald die Belohnung auszuzahlen.

An demſelben Tage nach Tiſche, — es war ein freier Nachmittag, — kam der Vicarius mit einem langen ſchweren Lineal in unſere Stube und hieß K. ſich über den Großvaterſtuhl legen. Dieſer gehorchte unweigerlich, machte ohne Geheiß die Rockſchöße von einander, und nun wurde über ſeinen Rücken und weiter unten recht kräftig hingearbeitet. Als dieſe Procedur ſchon eine anſehnliche Zeit gewährt hatte, ohne daß K. auch nur im Geringſten muckſte, ſah er ſich um und ſprach: „Na! ſind wir denn noch nicht bald fertig?“ Der Vicarius hatte ſich müde geſchlagen und warf wüthend das Lineal auf den Boden. K. blieb noch eine Zeitlang ruhig liegen; da aber nichts mehr erfolgte, ſo ſprang er hurtig auf und ſagte: „Nun kommt, Jungen, nun wollen wir einen Stamm Kegel ſchieben.“ Wir hatten nämlich in unſerem Garten eine Kegelbahn.

Ohne daß unſer Aufſeher irgend etwas ſagte oder ſich das Geringſte merken ließ, gingen ein paar Wochen vorüber; ja, hätten wir nicht geſehn, daß faſt täglich in der Mitte der erſten Etage unſeres Hauſes etwas uns Unbekanntes, deſſen Zweck wir trotz aller Mühe, es zu erforſchen, dennoch nicht erfahren konnten, vorging und uns alles Vorhergehende in friſchem Andenken erhielt, wir hätten glauben können, daß mit dem angeführten Verweiſe Alles wäre abgemacht geweſen. Nach etwa drei Wochen langer Ungewißheit, kurz vor den Ferien, mußten wir uns zu einer ungewöhnlichen Zeit verſammeln, der Aufſeher trat mit einer Schrift in der Hand in unſere Stube und las einen Urtheilsſpruch vor, worin unſer Aller Vergehen ſtreng getadelt, und uns, mir und M., bekannt gemacht wurde, daß wir in den erſten bei-

den Wochen der Ferien, jeder in ein beſonders dazu eingerichtetes Gefängniß, täglich zwei Stunden eingeſperrt werden ſollten. Die Ferien erſchienen, wir gingen nach Hauſe, und täglich kamen wir, immer zu derſelben Zeit, nach der Stadt, meldeten uns zu derſelben Zeit, wurden der Eine rechts, der Andere links eingeſperrt und machten uns nach zwei Stunden Sitzens oder vielmehr Stehens, denn wir hatten in unſeren Räumen weder Tiſch noch Stuhl, auf den Weg und gingen der lieben Heimath zu.

War nun auch dieſe Strafe gelinde genug, ſo verdarb ſie uns doch die Ferien, und wir konnten nicht, wie viele unſere Mitſchüler, kleine Reiſen unternehmen und ſchön gelegene Orte, vorzüglich angenehme Klöſter beſuchen. Die Strafe war abgethan; und ſchon während unſerer Strafzeit hatten wir uns die Zuneigung unſeres Aufſehers wieder erworben. Nichts thaten wir, um ihm weiter auch nur den geringſten Aerger zu verurſachen; das Einzige, allenfalls manchem Anderen Anſtößige, was wir vernehmen ließen, war das Abſingen eines Liedes, worin die Strafen des Fegefeuers beſungen werden. Eine Strophe lautet, wie folgt: „Man ſtraft an dieſem Ort die allerg'ringſten Wort, die allerkleinſten Sünden, die man vor nicht bedacht und nur darüber lacht, thut man jetzt hart empfinden.“

Die Ferien waren beendigt, die Klaſſen wurden wieder geöffnet. Wir mußten uns zuerſt in der Jeſuiter-Kirche verſammeln, erflehten mit dem Liede: „Veni creator spiritus, mentes tuorum visita, imple superna gratia, quae tu creasti pectora“ den Beiſtand des heiligen Geiſtes, und gingen hin, wohin wir gehörten. In

unserer Pensionsaufsicht war die Unterhaltung nach den Ferien sehr inhaltreich: denn Jeder wußte gewöhnlich viel zu erzählen, oder Jeder mußte doch etwas erzählen, so wenig bedeutend es auch seyn mochte, zum Lachen oder Bedenken gab es doch immer Stoff. W. und ich hatten wenig erfahren; aber wir hatten, was noch nie gewesen war, die halbe Ferienzeit in dem Gefängnisse schmachten müssen, und das machte uns in den Augen unserer Mitschüler große Ehre, ja wir erlangten dadurch selbst einige Berühmtheit. Besonders das Lied aus den Annalen des Fegefeuers, was Viele nicht kannten, gab reichen Stoff zu Unterhaltungen und Besprechungen, und brachte mich wenigstens dahin, Entdeckungen zu machen, welche ich früher für eine Ausgeburt der Hölle betrachtet haben würde, und veranlaßten mich, über Sachen nachzudenken, welche ich früher ohne Nachdenken als die reinsten Wahrheiten anerkannt hatte.

Gesprächsweise allen diesen Sinn oder Unsinn hier anzuführen, würde den Stoff zu weit ausdehnen und würde auch, wenn ich mich überall streng an die Wahrheit halten wollte, mich veranlassen, Vieles zu sagen, was ich jetzt noch nicht gern aussprechen möchte; aber um doch meine Leser in den Stand zu setzen, einigermaßen beurtheilen zu können, wie es und was unter uns Buben vorging, so möge hier in gedrängter Kürze ein Auszug aus vielen Gesprächen, Erzählungen und Aufdeckungen folgen.

Zunächst wurde das Fegefeuer in einem langen Kapitel behandelt und endlich als ein Hirngespinnst der Pfaffen erklärt und als solches von uns angefeindet und

förmlich angenommen. Der Grund, warum? blieb mir damals unbekannt, vielleicht auch den Meiſten, welche an unſeren Unterhaltungen Theil nahmen. Dem ſey nun, wie ihm wolle, kurz Keiner von uns glaubte fortan mehr an das Fegefeuer und betrachtete die große Anzahl von Seelenmeſſen nur für eine Geldſchneiderei der Pfaffen u. dgl. m. „Wenn es nun wirklich ein Fegefeuer gäbe, wie könnte da etwas lateiniſches Geplapper," meinte B., „was der und der über große und kleine Oblaten ausſpricht, eine Seele aus dem Feuer erretten. Hat Einer etwas verbrochen, ſo muß er ſelbſt ausbüßen; unſer großer Vater im Himmel wird ſich um das Beten und Singen eines albernen Pfaffen nicht kümmern." Zu dieſem Gerede mochte wohl ein Prieſter, der ſich rühmte, häufig für Seelenmeſſen Taſchengeld zu erhalten, und der in der That ein erzdummer und alberner Menſch war, die meiſte Veranlaſſung gegeben haben. Von den Hoſtien bei den Seelenmeſſen kam das Geſpräch auf die Weſenheit der Hoſtien, welche wir alle vier Wochen einnahmen; denn in jedem Monate mußten wir beichten und kommuniciren. B. war in dieſem Kapitel der Hauptredner. „Seht mal, Jungen," ſagte er, „S. will uns weiß machen, daß in den conſacrirten Hoſtien Fleiſch und Blut vorhanden ſey, glaubt doch kein Wort davon. Ich glaubte das früher auch; ſpäterhin unterſuchte ich aber ſolche Hoſtien und habe niemals ein Fleckchen Rothes daran gefunden." Dieſe Ausſagen gingen mir in Wahrheit durch Mark und Bein; noch mehr aber überraſchten mich die Beweiſe, die B. gleich ablegte und ſpäter noch häufig durch Experimente erläuterte. Ich würde einige dieſer Beweiſe

und Experimente näher berühren, wenn diese Angaben nicht, auch noch so rücksichtsvoll gehalten, dennoch anstößig werden möchten und Aergerniß veranlassen könnten. Kurz, alle religiösen Gebräuche und Satzungen wußte B. uns so klar aus einander zu setzen und ihre Schwäche uns so einleuchtend zu zeigen und zu beweisen, daß die Meisten von uns in seine Gedanken eingingen, und dadurch die Stützen ihres Religions-Gebäudes heftig erschüttert wurden. Einwendungen von unserer Seite wußte B. jedesmal zu entkräften und dabei geschickt in seine Gegenbeweise immer neue verderbliche Lehren einzuflechten. Wir hörten Alle aufmerksam zu, denn B. hatte bei uns ein großes Gewicht, er sprach sehr lebhaft und war einige Klassen vor uns. Einmal zeigte er uns eine große Anzahl Hostien, welche er in ein Buch angeklebt hatte, und wovon jede auf der Oberfläche das Datum und den Tag zeigte, an welchem er sie hätte nehmen sollen.

Viele von uns folgten seinem Beispiele; Manche zögerten, darunter auch ich. Mir war von früher Jugend an die Heiligkeit aller religiösen Gebräuche zu tief ins Herz geprägt, als daß der Eindruck irgend eines so leicht hätte verwischt werden können; aber dennoch machten diese Unterhaltungen und Belehrungen einen großen Eindruck auf meine lebhafte Phantasie. Was soll ich dabei denken, so überlegte ich mit mir, lügt B., aber der hat uns noch nie belogen, oder lügt S., aber dazu schien mir dieser Professor viel zu ehrwürdig. Diese Ungewißheit, welcher von beiden der Lügner sey, quälte mich mehre Wochen hindurch. Endlich kam ich zu dem

Entſchluſſe, du ſollſt einmal ſelbſt verſuchen! Das nächſte Mal, als wir wieder beichten und communiciren mußten, begann ich meine erſten Verſuche. Ich berührte, nicht ohne Zittern und Zagen, die mir dargereichte Hoſtie und kam leider! bald zu der Ueberzeugung, daß B. die Wahrheit geſagt habe. Einige von uns hatten zu gleicher Zeit ſich Gewißheit zu verſchaffen geſucht, wenn auch der Eine auf dieſe, der Andere auf jene Weiſe; aber alle unſere Erfahrungen ſtimmten in der Hauptſache überein, Alle hatten wir daſſelbe gefunden, und Alle die Wahrheit in den Angaben und Belehrungen unſeres Profeſſors vermißt. So viel Nachtheiliges vermochte Einer unter Vielen zu ſtiften. Das folgende Mal, als wir wieder beichten mußten, beichtete ich nicht, ſondern ging nach der Communicanten-Bank, nahm die Hoſtie, verſchluckte ſie und ging nach Hauſe. Anfangs verurſachte mir doch dieſes Treiben einige Gewiſſensbiſſe, nach und nach wurden dieſe wegdisputirt, und bald tauchten ſie gar nicht mehr auf.

Wie ganz anders hatte ſich mein religiöſes Gefühl geſtaltet: ich glaubte die Wahrheit gefunden zu haben, hatte aber dabei meine Seelenruhe verloren. Bei dieſem Wechſel war mir gar nicht wohl zu Muthe, ich verglich mein jetziges Denken mit dem ſeligen Gefühle, welches ich hatte, wenn ich zu Gott und der Muttergottes ein paar Dutzend Vater Unſer und Ave Maria gebetet hatte: ach! wie ſelig war ich da, und wie armſelig war es jetzt in meinem Gemüthe! Wie ſchön, dachte ich, müßte jetzt mein Leben ſeyn, wenn ich bei dieſem vorgerückteren Alter noch ſo denken könnte, wie

vor einigen Jahren! Ich wollte wieder zu dieſem Zuſtande zurückkehren, aber das war gegen meine Erfahrung, ich konnte es nicht, und doch ſchwebte mir dieſes ſchönere Bild des Lebens ſo lebhaft vor! Es thut mir leid, daß ich ein Lied, welches ich damals machte und worin ich meine Gefühle abzumalen ſuchte, nicht auswendig weiß, meine Leſer würden daraus meinen Seelenzuſtand beſſer erfaſſen können, wie es aus dieſen paar Worten möglich iſt. Es ſchwebte mir ein Thal vor Augen, welches das Leben bedeuten ſollte, und worin alle Herrlichkeiten, wie im Paradieſe, ausgetheilt waren. Ich zeigte darin, wie ganz anders das Thal ſich verwandelte, wenn Leidenſchaften oder ſchwankender Glaube ſich mit in die Reihen dieſer himmliſchen Geſtalten miſchten. Es begann ſo: Es zeigt ein Thal ſich meinen Blicken, ein weites Thal, wie Eden ſchön; ich habe von der Berge Rücken ein ſolches Thal noch nie geſehn —. Die zweite Strophe war wörtlich dieſe: Lorbeer- und Myrrhenbäum' umringen mit ihrem Grün das liebe Thal, worin die Vögel Lieder ſingen, noch ſüßer als die Nachtigall; wie reines Gold iſt ihr Gefieder, wie Purpur ihre Flügel ſchön. So ſchön ſeh ich ſie niemals wieder! ſo ſchön hab' ich ſie nie geſehn!

Früher hatte ich vor der Beichte mich ſorgfältig beſonnen, was ich Unrechtes gethan, welches Gute ich unterlaſſen hatte, auch das Geringſte wurde nicht übergangen, und Alles, Alles dieſes wurde mit innig reuigem Gemüthe dem Beichtvater in die Ohren geſagt; jetzt war mein Gemüth und mein Denken ein ganz anderes geworden: denn, dachte ich, kann der Prieſter Brod in Fleiſch nicht verwandeln, ſo kann er auch die Sünden

nicht vergeben, was brauchst du da dem Pfaffen deine Sünden zu sagen. Ich beichtete also Anfangs gar nicht, ging hin und nahm meine Hostie, denn hier wurden wir aufnotirt. Dieses Treiben wurde bald bemerkt; auf Befragen gestand ich mein Vergehen und sagte auch, warum. Das fiel allgemein auf, und mir wurde für meine alberne Freigeisterei eine harte Strafe angekündigt: acht Tage hinter einander mußte ich Morgens um 5 Uhr nach der Jesuiter-Kirche kommen, daselbst bis halb 8 Uhr beten, bis die Messe anging, und noch dazu mußte ich diese Strafe im Winter bei großer Kälte erdulden. Das, was ich beten sollte, betete ich nicht; aber ich weiß noch recht gut, daß ich inbrünstig zu Gott betete, und von seiner Allmacht, Allwissenheit und Weisheit mir irgend ein Zeichen erflehte, wodurch mir die reine Wahrheit offenbart würde. Späterhin beichtete ich wieder, dachte aber an Vorbereitung nicht mehr, sondern sagte, was mir gerade in den Mund kam. Mit der Frivolität, womit mehre meiner Mitschüler zum Abendmahle gingen und dasselbe empfingen, habe ich mich nie diesem wichtigen Acte der Erinnerung und des Andenkens genähert, wiewohl er bei mir viel von seiner Würde und Heiligkeit verloren hatte. Höchst unangenehm war es mir, daß wir alle vier Wochen beichten mußten, ich bat daher den Professor S., er möchte mich dann und wann davon dispensiren, wenn ich kein Bedürfniß dazu fühlte. Da kam ich aber schön an: Ich junger Mensch, sagte er, wüßte noch nicht, was meinem Seelenheile vonnöthen sey, dafür müsse er sorgen, und er verböte mir hiermit bei harter Strafe, mich niemals dieser heiligen Handlung zu entziehen, und dabei wendete

er mir den Rücken zu. Bald war wieder die Zeit zu beichten gekommen; ich erſchien nicht. Mein Fehlen wurde bemerkt, ich mußte wiederum drei Morgen hinter einander um 5 Uhr nach der Kirche und einige Roſenkränze beten. Nach der Kirche ging ich, das war nicht zu meiden; aber Roſenkränze habe ich nie wieder gebetet und niemals wieder ein Ave Maria So leicht wir über die menſchlichen Satzungen hinweggingen, ſo erinnere ich mich doch nicht, daß jemals Einer von Gott das geringſte Unehrerbietige ausgeſagt hätte; im Gegentheil iſt es mir noch gar wohl erinnerlich, daß, je mehr die Mutter Maria und beſonders die Heiligen bei uns verloren, deſto höher ſtieg unſer Gott. An die Möglichkeit der Fürſprache der Heiligen glaubte Keiner von uns mehr, ſo wie Keiner von allen, welche ich auf dem Gymnaſium kannte und womit ich Umgang hatte. So war nun unſere Religion eine rein proteſtantiſche, wir glaubten an weiter nichts als an Gott, als an einen allwiſſenden, allweiſen, allgütigen, allmächtigen Vater in dem unendlichen Himmel, alles was uns ſonſt noch vorgeſagt wurde, davon glaubten wir fortan kein Wort mehr. Beſonders die Heiligen wurden arg mitgenommen, und hauptſächlich dann, wenn wir eine Litanei beten mußten, wurde ihnen eine Maſſe von Prädikaten angehängt; ja Einige waren ſo erfinderiſch in Aufſuchung von Wörtern, daß ſie bei der Nennung von einem Schock Heiligen ſtatt „bitte für uns," auch eben ſo viele Wörter, zwar oft der albernſten, aber auch der gehäſſigſten Art herſagen konnten. Daß ſolches Treiben zu einem immerwährenden Gekicher Veranlaſſung gab, läßt ſich denken. Dieß Wenige mag genügen, um einiger-

maßen zu zeigen, wie es damals mit meiner Religion aussah: mir war weiter nichts, als ein einiger Gott ohne allen Anhang übrig geblieben; ich glaubte nicht an eine heilige Dreifaltigkeit, nicht an Christum, ich verehrte ihn nur als einen würdigen weisen Mann, an die Heiligen und vollends an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubte ich gar nicht, und in diesem letzten Punkte wenigstens ist meine religiöse Ueberzeugung bis heute dieselbe geblieben und soll es auch bleiben.

Wie mochte es nun wohl kommen, daß ich in so kurzer Zeit von dem allerrechtgläubigsten Katholiken zu einem der strengsten Protestanten umgewandelt wurde? Die Beantwortung liegt in dem Vorhergehenden: einmal, weil die Menschen in die religiösen Gebräuche Sachen eingemischt haben, welche durchaus nicht von etwas Haltbarem unterstützt werden, sondern häufig den erhabenen Eigenschaften Gottes schnurstracks zuwider sind und durch die Fürsprache der Muttergottes und der übrigen Masse von Heiligen noch Hohn sprechen; anderen Theils auch dadurch, weil wir zu oft zum Abendmahle, ich möchte sagen, getrieben wurden. Zu einem wahrhaft frommen Wandel, nicht zu einer heuchlerischen Frömmelei, kann nur Würde und Beispiel führen, Gewalt vermag es nicht, so wie Liebe nur Liebe erringen, und Macht und Gewalt nicht erzwingen kann. Prügele einen Menschen alle Tage, daß er Dich lieben soll, er wird Dich hassen: zwinge einen vernünftigen Menschen zu beten, Du machst ihn zum Scheinheiligen; fordere von ihm Beweise, daß er gebeichtet hat, Du machst ihn zum Betrüger. Wahrhafte Religiosität und ein innig frommer Sinn wohnen nur in der Tiefe des Her-

zens, was nach außen ſich ausſpricht, iſt gröſsten Theils Schein und einem wahrhaft biederen, frommen und gottergebenen Menſchen zuwider.

Was unſere Arbeiten anbetrifft, ſo wurden dieſe zwar angefertigt, aber gewöhnlich auf eine liederliche Weiſe; nur das machte ein Jeder gut, wozu er nun gerade Luſt hatte, über das Andere wurde hinweggeeilt. Wurde einmal dieſe oder jene Arbeit auch gar nicht gemacht, ſo hatte das nicht viel zu bedeuten; man erhielt zwar Vorwürfe, aber dabei hatte die Sache ihr Bewenden. Die Sprüche aus dem Katechismus lernte ich nie, ſie waren mir zuwider oder ſtimmten doch nicht in meinen Kram. Dit mußte ich dafür zur Strafe nach der Kirche wandern und 2 auch 3 Stunden knieend beten; ich lernte doch nicht, ſo hart auch dieſe Strafe war.

Endlich wurde mir dieſe Sache doch zu läſtig, ich nahm mir vor, den ganzen Katechismus auswendig zu lernen. Dieſes Vernehmen wurde gleich begonnen. Es war Ausgangs Juli 1806, als ſich mir zur Ausführung dieſer rieſenhaften Aufgabe, denn das Buch mochte wohl 400 Seiten ſtark ſeyn und noch dazu ſollten die Nummern von Kapiteln und Verſen auch feſt gemerkt werden, eine günſtige Gelegenheit darbot. Die Vorbereitungen zum Kriege (Schlacht bei Jena) wurden thätig betrieben, und es wurde allgemein geſprochen, daß die Preußen junge Männer aus dem Bette holten und gleich unter das Regiment ſteckten. Viele ſuchten ſich in Sicherheit zu bringen, ſo auch ich. Bei Tage wandelte ich, meinen Katechismus unter dem Arm oder in der Hand, in mir wohlbekannten Wäldern, und des Nachts ſchlief ich bald in dieſer, bald in jener Stiege.

Etwa drei Wochen hatte ich die Sache ſo getrieben, die Preußen aus der ganzen Umgegend hatten ſich alle oder doch faſt alle weiter ſüdwärts gewendet, es wurde von Menſchenſeelen nicht mehr geſprochen, und ich ging, jetzt meinen Katechismus von Anfang bis zu Ende im Kopfe, ruhig wieder nach Hauſe und nach meiner Klaſſe. Nicht den leiſeſten Vorwurf erhielt ich, ja ich wurde ſelbſt noch wegen meiner Vorſicht gelobt: denn Jeder wurde faſt allgemein bedauert, der gezwungen war, Dienſte zu nehmen; eben ſo war auch Jedermann gern bereit, Allen, wer ſie auch ſeyen, Hülfe und Unterſtützung zu geben, ſey es zum Verbergen, ſey es zur Flucht. Die Preußen waren in dem ganzen Hildesheimiſchen vom Anfang ihrer Beſetzung des Fürſtenthums bis zu Ende (1806) keineswegs beliebt; im Gegentheil, Jeder wünſchte den alten Zuſtand wieder herbei und mithin die unangenehmen Gäſte, je eher deſto lieber, wieder los zu werden. Die geringe Liebe und Achtung gegen die Preußen lag theils in der Natur der Sache, theils hatten ſie ſich die Liebe keineswegs zu verdienen geſtrebt, ſondern ſich hier und dort abſichtlich und muthwillig verdiente Verachtung zugezogen.

Hildesheim war nämlich eine kaiſerliche freie Reichs-Kreisſtadt, ſtand unter einem katholiſchen Fürſt-Biſchof, (Franz Egon, Fürſt-Biſchof von Hildesheim und Paderborn), der von allen Katholiken, auch von den meiſten Lutheranern hoch verehrt wurde. Die Abgaben (ſo viel ich mich erinnere, nur in einer Kopfſteuer beſtehend) waren ſehr gering, weil man wenige bedurfte; Soldat brauchte Keiner zu werden, weil man keine nöthig hatte, auch im ganzen Lande waren keine Soldaten, nur der

Fürſt hielt ſich einige Compagnien Leibgardiſten, welche alle freiwillig dieſen Stand erwählt hatten. Arme gab es in dem Fürſtenthume zwar auch, aber wohl nirgends weniger, als eben da, und dieſe wurden, ob verdient oder nicht verdient, von den vielen reichen Klöſtern hinlänglich bedacht. Wie ganz anders geſtalteten ſich die Verhältniſſe, wie viel drückender wurden ſie, als die Preußen die Zügel der Regierung ergriffen, wo man nie einen Zügel gemerkt hatte und mithin gänzlich des Zügels ungewohnt war. Beſonders die Aufhebung der Klöſter wurde faſt allgemein tief gefühlt: denn die Gelder, welche die Mönche zur Speiſung der Armen verwendeten, floſſen jetzt in andere Kaſſen und anderen Zwecken zu. Wenn auch die ganze Gegend, des äußerſt ergiebigen Bodens wegen, viele Menſchenhände gebrauchte, ſo waren doch mehr Menſchen da, als der Ackerbau nöthig hatte, von Induſtrie war kaum die Rede, welche unthätige Menſchenhände hätte in Bewegung ſetzen können u. ſ. w.: kurz die vielen Menſchen, welche von Seiten der Klöſter Beſchäftigung erhielten, wurden größtentheils brodlos, und die Armen, welche von den Klöſtern ernährt und leider auch verwöhnt wurden, waren jetzt bettelarm und mußten hungern. Und ſo kam es denn, daß nicht allein die Katholiken, ſondern auch die meiſten Proteſtanten die Preußen über alle Berge hinweg und den alten Zuſtand wieder herbei wünſchten.

Auch das geſammte Verhalten der Preußen war nicht von der Art, daß es Zuneigung und Liebe erwerben konnte. Ein Regiment z. B. zeichnete ſich überall, wo es hinkam, durch ausgefeimte und auch freche Diebereien aus, ich glaube es war aus Oſtpreußen, und man

ſagte daher, die Soldaten ließen nur glühende Kohlen und Mühlenſteine liegen. Ein anderes Regiment aus Schleſien betrug ſich weit beſſer: hielten dieſe Schleſier auch nicht überall reine Hand, ſo ſuchten ſie doch mehr auf andere Weiſe, hauptſächlich bei der Aerndte ſich einen Nebenverdienſt zu verſchaffen, wozu die Oſtpreußen ſich gar nicht bequemten. Ein Verfahren in der Kirche des Kloſters vor dem Oſterthore, gewöhnlich die Sülze genannt, empörte Jeden, ob Katholik oder Proteſtant, und machte die Preußen vollends verhaßt. Das Kloſter war aufgehoben, und die verſchiedenen Mobilien deſſelben wurden von einer dazu beauftragten Commiſſion in Empfang genommen. Die Commiſſarien mit ihren Gehülfen drangen in die Kirche, nahmen Alles, was ſie vorfanden, in Empfang, öffneten das Tabernakel, nahmen die Monſtranz, worin eine geweihte Hoſtie aufgeſtellt war, ebenfalls einen Kelch, worin ſich noch viele conſacrirte Hoſtien befanden, ſchütteten dieſelben auf den Altar, und da dieſes (ich habe nicht erfahren, warum?) in großer Eile geſchah, ſo fielen mehre geweihte Hoſtien auf die Erde und wurden, nachdem die Commiſſion ſich entfernt hatte, daſelbſt gefunden. Daß dieſe unkluge, rückſichtloſe, freche Rohheit einen jeden Menſchen empören mußte, iſt leicht zu begreifen. Ich muß jedoch bei dieſer Angabe hinzufügen, daß ich ſelbſt das verabſcheuungswürdige Benehmen nicht geſehn habe; kann aber als Ohrenzeuge verſichern, daß ich oft davon unter bitterem Tadel und Verwünſchungen habe ſprechen hören. Sey dem nun wie ihm wolle, ſey dieſe Angabe auch weiter nichts, als eine gehäſſige Verläumdung, eine rein hämiſche Lüge, woran aber Keiner glaubte, ſo geht doch daraus hervor,

daß die Preußen ſich durch ihr Verhalten, ihr Benehmen, ihren Wandel und kurz durch ihr geſammtes Betragen die Abneigung und zum großen Theile auch den Haß der Bewohner des Fürſtenthums Hildesheim zugezogen hatten.

Als Beleg dieſer Behauptung möge die Behandlung dienen, welche die Preußen Ausgangs October auf ihrer Flucht nach der Schlacht bei Jena in Hildesheim zu erdulden hatten. Faſt nackt und bloß, jedenfalls in dem elendeſten und bejammernswürdigſten Zuſtande eilten zerſtreute Schaaren durch Hildesheim weiter dem Oſten zu, Neugierige verſammelten ſich auf den Straßen und vorzüglich auf dem Domplatze, ſahen mit ſchadenfroher Genugthuung das Elend und klatſchten ihm hämiſch Beifall zu. Wenn ein für Menſchenelend empfängliches und von dem grenzenloſen Jammer zum Erbarmen erweichtes Herz ſich zu Spenden verleiten ließ, ſo wurde es ausgeziſſen, verhöhnt, ſelbſt gemißhandelt und ſo zur ſchnellen Entfernung gezwungen. Dieſen Auftritten habe ich ſelbſt auf dem Domplatze einigemal zugeſehn; kann aber zu meiner jetzigen Beruhigung der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß ich, von dem Elende überwältigt, nicht helfen kennend noch dürfend, weinend mich von dem Schauplatze des niedergeſchmetterten Hochmuths und des kummervollen Jammers entfernte. Ob in der That die damaligen Preußen ſo eine erniedrigende Behandlung verdienten, will ich geradehin nicht behaupten; kann aber nach meinem Gefühle, welches mir das damalige Sprechen, Thun und Treiben einimpfte, dem nicht widerſprechen. Möge nun eine ſtrenge Unter-

ſuchung das Recht auf der einen oder der anderen Seite finden, ſo antwortet doch die allgemeine Erfahrung, daß der oder die, welcher oder welche die allgemeine Stimme gegen ſich haben, ſich dieſe Abneigung durch böswillige, allgemein ergreifende Handlungen, durch unkluge Begünſtigungen, durch hartherzige Abweiſungen, oder wie dergleichen rückſichtloſes Benehmen noch weiter genannt werden mag, ſich zugezogen und, Volkes Stimme iſt Gottes Stimme, nach vollem Verdienſt ſich zugezogen haben. Leicht iſt es, ſich Liebe zu erwerben, ſchwer, Liebe zu erhalten, ſehr ſchwer, ja faſt unerreichbar für Viele, ſtehen ſie nun auf den erſten oder auf den letzten Stufen menſchlicher Hoheit, ſich verlorne Liebe und Achtung wieder zu erwerben. Jedenfalls waren die Preußen damals ſo und betrugen ſich ſo, daß jeder Menſch, bei dem auch nur das Licht der Erkenntniß zu dämmern begann, ſie leicht würdigen konnte und achſelzuckend bemitleiden mußte.

Kurz die Hildesheimer freuten ſich, daß die läſtigen und unausſtehlichen Preußen, tüchtig geſchlagen, in aller Eile Reißaus nehmen mußten. Gern will ich glauben, daß nicht allein Haß und Verachtung gegen die Preußen dieſe, jeden Menſchen entehrende Stimmung erregte, ſondern ich glaube überzeugt zu ſeyn, oder bin vielmehr deſſen gewiß, daß eine mächtige Sehnſucht nach dem alten Zuſtande der Dinge und die den Meiſten faſt ſichere Hoffnung, daß nach der Vertreibung der Störer unſerer Ruhe und Freiheit, dieſer Zuſtand bald wiederkehren würde, zu einem großen Theile dieſe widernatürliche, unmenſchliche Verachtung und Verhöhnung auch in

den zarteſten Herzen aufregte, oder ich möchte ſagen, aufwühlte: denn es tobte und kochte in jeder Bruſt. Dieſe Behauptung fand auch bald ihre Beſtätigung.

Die Preußen waren fort und die erſehnten und geliebten Franzoſen, die Erkämpfer unſerer Freiheit kamen an. Freilich glaubten die Meiſten nicht daran, daß die lieben Gäſte hier bleiben würden, ſondern ſie waren nur gekommen, um die Preußen zu züchtigen und zu verjagen, und uns den alten Zuſtand wieder zu ſchenken. Die Mehrzahl hoffte und harrte eine lange, lange Zeit, hier und da tauchte ſchon, wenn auch nur eben, Zweifel auf; die Franzoſen hatten ſchon, wenn auch nicht durch Bedrückung, aber doch durch ihren Wandel und vorzüglich durch ihr langes Hierbleiben von ihrem Prädikate „liebe Gäſte“ das „liebe“ nach und nach ausgelöſcht, und von dem Worte „Gäſte“ fing auch die frühere Friſche an, allmählig zu erblaſſen und war endlich ganz verſchwunden. Nur zu bald erkannten wir, daß die Franzoſen nicht Gäſte waren, auch nicht ſeyn wollten, ſie wollten unſere Herren und wir ſollten ihre Diener ſeyn, kurz wir wurden aus preußiſchen Unterthanen jammervolle Franzoſenknechte. Das war nun zu arg, ſich ſo in ſüßen Hoffnungen und Träumen getäuſcht zu ſehn! Das konnte ohne Gemüthsbewegung, ohne eine Sinnesänderung nicht erduldet werden! Weniger und weniger glühete der Preußenhaß und zuletzt erkaltete er gänzlich; ja, in vielen Gemüthern keimte an ſeiner Stelle ſchon, wenn auch nur eine zarte Spreſſe von Preußenliebe hervor.

Kaum war ein halbes Jahr vergangen, und ſchon hatten die Hildesheimer, wenn nun einmal von zwei

Uebeln eins ausgewählt werden mußte, lieber die Preußen wieder gesehn, als die Franzosen, zumal da wohl bei Jedem die Hoffnung entschwunden war, daß der alte liebe gemüthliche Zustand der Dinge so bald oder jemals wiederkehren würde.

Wir auf dem Gymnasio kümmerten uns freilich, doch Anfangs, weniger als die Alten um diesen Wechsel, hauptsächlich, da wir etwas verloren hatten, was wir nicht liebten, und an dessen Stelle etwas erhalten hatten, was wir nicht haßten und was noch dazu eine Zeitlang den Reiz der Neuheit lebhaft erhielt. Aber die Gedanken der Alten drangen bald tiefer und tiefer in unsere Herzen, die Aeußerungen ihrer Gefühle wurden unsere Gedanken, unsere Ueberzeugung, und wir wünschten bald die Franzosen wieder über alle Berge. Die Worte eines hochgeehrten Vaters, das Seufzen einer geliebten Mutter, die Lehren und Ermahnungen eines würdigen lieben Lehrers dringen tief in das Herz eines guten, denkenden Sohnes und Schülers; ja, es ist wohl viel Wahres daran: in ihren Händen liegt großentheils das Glück der Zukunft, in ihren Händen liegt die Zukunft des Staates. An die Stelle der Gleichgiltigkeit erhob sich nach und nach die Verachtung, und diese verwandelte sich bald in einen glühenden Franzosenhaß, der sich freilich äußerlich nicht allgemein aussprach, auch nicht aussprechen konnte, desto lebhafter aber im Innern glühete und sprühte. Wohl kein Land, allenfalls das Braunschweigische, war den Franzosen weniger ergeben, als das Fürstenthum Hildesheim, und kein Land hat wohl bei der allgemeinen Umwandelung eher Ver-

wandelung der Dinge mehr gelitten oder doch mehr verloren, als eben dieſes.

Alſo meinen dickleibigen Katechismus hatte ich im Kopfe. Im Auguſt darauf war Examen, d. h. es wurden Probearbeiten gemacht. In allen Lehrobjecten wurden alljährlich zu dieſer Zeit Probearbeiten, Behufs der Vertheilung der Prämien, der goldenen Bücher (ſie waren in rothen Maroquin eingebunden und reich mit Gold geſchmückt und umrändert), angefertigt, und nur hiernach wurde das Verdienſt und die Ehre beſtimmt, in öffentlicher Verſammlung belobt und gewürdigt, mit einem goldenen Buche beſchenkt zu werden. Oft und an vielen Orten, ſowie in vielen Schulen und Anſtalten habe ich der Vertheilung der Prämien beigewohnt; aber nirgends dabei eine ſolche Würde und Feierlichkeit, einen ſolchen Glanz und Pomp, kurz nirgends ein ſo eifriges Beſtreben, um mächtig durch Auge und Ohr auf die jungen Gemüther einzuwirken, auch nur annähernd gefunden. Was kann eine ſolche Vertheilung von Prämien, wenn nach einem wenig oder nichts ſagenden öffentlichen Examen der Direktor die Prämiirten der eben geprüften! Klaſſe mit ein paar oft herz- und geiſtloſen Worten hervorruft, ihnen die Prämien einhändigt und ſie dann entläßt, was kann, ſage ich, ein ſolches Verfahren auf ein junges Gemüth bewirken? Jeder prämiirte Schüler freuet ſich allerdings, aber damit hat die Sache ihr Ende. Kommt es nun noch, daß irgend ein Lehrer mehr nach moraliſcher Ueberzeugung, als nach wirklichem Thun und Treiben und Wiſſen des Schülers ſein Votum abgiebt: ſo kann dieſes, beſonders bei ſchon etwas herangereifter Jugend, ſeinen großen Nachtheil, ſein Är-

ges und Schlimmes haben. Erhält ein Schüler, den eine ganze Klaſſe nicht würdig findet, auf ſolche Weiſe ausgezeichnet zu werden, dennoch eine Prämie, ſo wirkt ſolch ein Mißgriff ſehr nachtheilig auf die Klaſſe, auch ebenfalls nachtheilig auf einen ſinnigen Schüler, er ſieht ſein Buch nur als ein entbehrliches Geſchenk an und hält ſich keineswegs dadurch belobt, noch weniger allgemein geehrt. Wie mancher Schüler mag vor einem anderen eine Prämie erhalten, dem er kaum werth war, die Schuhriemen aufzulöſen. Sicherer gewiß und unpartheiiſch iſt es, wenn in den verſchiedenen Lehrobjecten, nach Maßgabe der Fähigkeiten ſchwierige Aufgaben gegeben, dieſe, von aller Beihülfe getrennt, unter ſteter Aufſicht angefertigt und von unpartheiiſchen fremden Beurtheilern, die faſt gar nicht oder doch nur ſelten und unvollkommen die Verfaſſer kennen, gewürdigt werden. So war es dort. Die beſte Arbeit erhielt nun die Prämie. Oft hat es ſich ereignet, daß der eigene Lehrer, welcher ebenfalls der Arbeit die Prämie zuſprach, nicht wußte, welcher Schüler dieſelbe angefertigt hatte: denn die ſchriftlichen Arbeiten erhielten nicht die Namen ihrer Verfaſſer, ſondern irgend einen Spruch und in einen begleitenden zugeſiegelten Zettel, obenauf mit derſelben Deviſe, war der Name des Schülers verzeichnet. Wer die beſte Arbeit geliefert hatte, wies der geöffnete Zettel nach, und dieſer Arbeiter erhielt die Prämie, mochten auch andere Rückſichten und Erfahrungen dagegen ſprechen oder nicht. Ich hatte in der Religion oder, was daſſelbe ſagen wollte, im Katechismus die beſte Arbeit geliefert, und erhielt, ſo ſehr ſich auch die Lehrer darüber wunderten, und ſo ſehr manche Schüler, welche ſich in

:eſem Lehrgegenſtande viele Mühe gegeben hatten, ſich ärgerten, mich beneideten und anfeindeten, dennoch die Prämie. In der That verdiente ich ſie nicht; denn in drei Jahren hatte ich nichts gethan und in vierzehn Tagen die Religion für die Vergangenheit und für die nächſte Zukunft abgemacht. Als die Schüler mich nachher bei S. anſchwärzten und ſagten, ich hätte 3 Wochen die Schule verſäumt, um für das Examen den Katechismus auswendig zu lernen, ſo antwortete er: daß ich die Schule aus dem oben angegebenen Grunde verſäumt, verdächte mir Niemand, und daß ich die Zeit noch gut benutzt hätte, wäre doch ſicher nicht zu tadeln, im Gegentheil, man müßte mich deßhalb loben, und damit war denn die Sache abgemacht. In der Mathematik erhielt ich die Prämie immer, das fiel Keinem auf.

Der Tag, wann die Prämien ausgetheilt werden ſollten, wurde öffentlich und privatim eine Zeitlang vorher angekündigt. Wir mußten uns in dem großen Saale (der Aula) verſammeln und an der Seite deſſelben aufſtellen. Nach und nach füllte ſich der innere Raum und die Seitentribünen mit Eltern, Lehrern, anderen Vorgeſetzten und Freunden des Schulweſens immer ganz an; den Zuſchauern gegenüber ſtand ein hoher Katheder, eingerichtet ungefähr wie in der Aula eines Univerſitätsgebäudes, welchen der Präfect des Gymnaſiums (Küſter) in feierlicher und höchſt imponirender Würde betrat. Nach Gebet und Geſang, begleitet von dem tief eindringenden und ergreifenden Geſchmetter der Poſaunen und Trompeten, und nach Ableſung aller wichtigen Ergebniſſe des abgelaufenen Jahres, begann die feierliche Vertheilung der Prämien. Vor dem Katheder oder

Altar ſtand ein Geiſtlicher, hinter und neben ihm waren die Prämien aufgeſtellt; weiterhin nach den Zuſchauern war ein groſser Raum frei und leer gelaſſen. Nun begann der Präfect von der Höhe ſeiner Tribüne herab etwas Allgemeines über eine Klaſſe vorzuleſen, und dann folgte die Vertheilung der Prämien. Der Name des Prämirten wurde vorgeleſen, ſein Alter, ſein Geburtsort laut angegeben; der Geiſtliche hatte ſich, die Prämie in der Hand, einige Schritte genähert, und nun trat der aufgerufene Schüler in die Mitte des freigelaſſenen Raumes, machte zuerſt gegen die Zuſchauer eine tiefe Verbeugung, wendete ſich dann herum und verbeugte ſich gegen den Präfectus, näherte ſich dem Geiſtlichen, empfing unter abermaliger Verbeugung aus deſſen Hand die Prämie, drehete ſich wieder um, verbeugte ſich noch einmal gegen die Zuſchauer und ging dann auf ſeinen Platz zurück. Während dieſes ganzen Gehens, Verbeugens und Empfangens ſchmetterten die Trompeten. Oft habe ich geſehn, daſs prämiirte Schüler tief ergriffen weinten; auch ich habe einigemal mit Thränen in den Augen und ſchluchzend meinen Platz wieder eingenommen. Kam es, daſs ein Schüler 3, 4, 5 Prämien erhielt, und endlich, von Freudegefühl überwältigt, heftig weinte und ſchluchzte, ſo war das Mitgefühl allgemein, und ich kann es betheuern, daſs ich einigemal, ſo weit ich zu überblicken vermochte, von der ganzen Verſammlung ſagen konnte: da war kein Auge thränenleer. Solche Eindrücke währen ewig! Einmal erhielt ein Schüler, er war der Sohn eines Bauers aus Himmelsthür, alle Prämien ſeiner Klaſſe. Waren in allen Lehrobjecten einer Klaſſe die Prämien ausge-

theilt, ſo wurden auch jedesmal und in jedem Objecte die Schüler namentlich ehrenvoll erwähnt, welche durch ihr Beſtreben ſich dem Prämiirten am meiſten genähert hatten.

Möge nun auch dieſes ganze Verfahren ein noch ſo auffallendes theatraliſches Anſehn haben, ſo wirkte es doch ergreifend und wahrhaft wohlthätig auf die Schüler, machte einen tiefen, lange anhaltenden Eindruck auf die Zuſchauer, die Schule blieb alſo lange in deren Erinnerung, und der Zweck wurde beſſer erreicht, als es durch die kalten, matten Examina unſerer Zeit geſchehen kann. Dieſe Examina haben nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung oft mehr Schlimmes als Gutes: präparirt z. B. ein Lehrer in einem Objecte, welches ein paar Wochen vorher ſchon für das Examen beſtimmt wurde, ſeine Schüler recht gut, weiß er aus dieſem Gegenſtande etwas allgemein Intereſſantes auszuwählen und dieſes öffentlich mit ſeinen Schülern mit einer gewiſſen Grazie oder Würde, hier im Allgemeinen daſſelbe, laut und vernehmlich zu beſprechen, ſo gelingt ſein Auftreten ſehr gut und der Examinator ärndtet nicht wenig Ehre ein.

Aber wie ſteht es dabei mit dem Schüler? Dieſer weiß recht gut, daß er ſowohl, wie ſein Lehrer, die Zuhörer betrogen hat, und erfährt er, daß ſein Lehrer noch allgemein dafür belobt wird, ſo muß er ihn noch mehr für einen Betrüger, und zwar für einen feinen und gewandten Betrüger halten. Werden nun vollends, wie dergleichen nicht ſelten vorkommen mag, Schülern, welche deutlich und laut ſprechen, vorher beſtimmte Fragen zur Beantwortung aufgegeben, welchen wohlthätigen Eindruck,

beſonders, wenn er zu ſeiner eigenen Zufriedenheit ſeine Aufgabe hergeſagt hat und ſieht, wie Lehrer und Zuhörer dafür ihm ihren Beifall zulächeln, welchen wohlthätigen Eindruck kann ein ſolches Verfahren auf das Gemüth eines ſinnigen Schülers bewirken? Ich behaupte, daß ein Schüler, dem von Haus aus Wahrheit in Wort und Wandel zur Gewohnheit geworden iſt, auf ſolche Weiſe verdorben werden kann, er erhält dadurch einen Fleck an ſeiner Seele, den viele Vaterunſer nicht wieder auswiſchen können. Oder ſoll der Schüler einen Theil eines Kapitels aus dem Virgil, aus dem Homer überſetzen und er verdeutſcht die fremde Sprache mit Voſſiſchen Verſen, iſt das nicht Betrug? Aber wozu denn alle dieſe Examina? Es ſoll ein Schild für die Schule ſeyn Aber ſollte denn für die Schule von ſo vielen erleuchteten Lehrern nicht ein Schild ausgedacht und angefertigt werden können, das frei von Betrug wäre? Oder ſoll bei ſolchem Examen vorzüglich der Lehrer ſeine Gewandtheit, Geſchicklichkeit, und durch Unbefangenheit ſeinen Reichthum an Kenntniſſen zeigen und ſich ſo als einen tüchtigen Lehrer dem verſammelten Publicum ausweiſen? Ich glaube, dieſes iſt ſeit Erſchaffung der öffentlichen Examina ihr Hauptzweck geweſen Aber iſt dieſes ihr Zweck, ſo iſt das Ganze weiter nichts, als eine Comedie und noch dazu eine ſchlechte Comedie, welche im Durchſchnitt der mittelmäßigſte Schauſpieler viel beſſer ſpielen würde, als der beſte Lehrer. Der beſte Lehrer, auch in vollem Bewußtſeyn ſeiner geſammten Kraft und treu erfüllter Pflichten, wird, zwar der Eine mehr, der Andere minder, aber doch immer Befangenheit zeigen. Wohl kein Lehrer mag jemals mit wahrer Luſt und Liebe

aufgetreten seyn! Aber ganz natürlich, er weiß, trotz alles Guten, was er vorgetragen hat, doch recht gut, daß er nicht allgemein gefallen wird.

Woher mögen die jetzigen öffentlichen Examina wohl ihren Anfang genommen haben? Ich weiß es in der That nicht; glaube aber, daß sie eine Fortsetzung der ehemaligen theatralischen Vorstellungen oder Comedien seyn mögen, wenigstens ist eine Aehnlichkeit oder Verwandtschaft damit gar nicht zu verkennen. Wollt Ihr nun gute Examina haben, so behaltet dieselben, wie sie einstweilen sind, bei, laßt aber dann und wann die Lehrer und die besseren Schüler sich in Comedien-Spielen üben, und Ihr werdet Examinatoren Euch zuziehen, deren Thun und Treiben eine Lust seyn wird.

Man möge mir diese wenigen Worte nicht verargen: ich habe damit nur soviel sagen wollen, daß ich nie einen wahrhaften Nutzen, nie auch nur irgend etwas Gutes aus diesen fälschlich sogenannten Prüfungen habe ersehen können. Denn Prüfung der Schüler kann doch solch ein Treiben nicht genannt werden: denn prüfe ich einen Menschen, so will ich dadurch erfahren, was er weiß, ob er sein Pensum inne hat u. s. w., und geschieht das? Nein! der Lehrer sucht das heraus, wovon er doch wenigstens glaubt, daß es der Schüler beantworten werde, wenn er nicht von vorn herein dessen schon gewiß ist. Noch weiter: Bei den großen und wichtigen Fortschritten, welche der Schulunterricht seit zwei Jahrzehent gemacht hat, besonders durch die Einführung der Naturwissenschaften in denselben, kann es leicht kommen, daß die Hälfte der Zuhörer von dem Meisten, was gefragt und beantwortet wird, nicht das Geringste weiß und

verſteht; es kann leicht kommen, und kommt gewiß oft, daß nicht Einer der Zuhörer das Ganze zu würdigen weiß. Ich möchte Den ſehn, der nur eine gewöhnliche Gymnaſial-Bildung genoſſen und auf der Univerſität ſein Brod-Studium gründlich getrieben, durchdacht und erfaßt hat, und Der doch im Stande wäre, alle Lehr-Objecte einer Real- oder Gewerbeſchule abſolut zu würdigen. Ja, ich behaupte oder bin vielmehr deſſen gewiß, daß bis jetzt auch nicht einmal ein Lehrer, und von dieſen auch bis jetzt noch nicht Einer auftreten und in allen Real-Objecten ein Abiturienten-Examen, wie es ſeyn ſollte, auch nur zur Genüge beſtehen kann.

Das kann wohl ſeyn, meinen Einige, aber wir wollten ja auch weniger das Was, als das Wie hören und ſehen. Nun, wenn das iſt, ſo kann man doch ſolch ein Examen nicht eine Schüler-Prüfung nennen, ſondern es iſt theilweiſe eine unvollkommene und ſehr unſichere Lehrer-Prüfung und zum größten Theile nur eine demüthigende Plage der Lehrer. Ich glaube, da man die früheren Comedien abgeſchafft hat, und abſchaffen konnte, daß es jetzt ſo ziemlich doch an der Zeit wäre, dieſe comedien-ähnlichen öffentlichen Examina auch aus den Schulen zu verbannen

Auf dem Gymnaſium in Hildesheim wurden dergleichen Examina nicht abgehalten, d. h. keine öffentliche Examina, dagegen wurden die Schüler und hiermit auch die Lehrer, alle Jahre einmal oder, mein Gedächtniß iſt mir hier nicht treu, auch mehrmal zu ihrem wirklichen Nutzen und wahrhaft geprüft. Zu einer kurz vorher beſtimmten und für manche Klaſſe, wie es mir wenigſtens einigemal ſchien, auch unbewußten Zeit verſam-

meten ſich alle Lehrer des Gymnaſiums, der Präfect und häufig auch der Fürſt, als Patron der Schule, in einer Klaſſe. Der Hauptlehrer der Klaſſe mußte das ganze Penſum, ſo weit er es mit den Schülern durchgenommen hatte, angeben, und nun pflegte gewöhnlich zuerſt der Fürſt aus der ganzen durchgenommenen Maſſe ein beliebiges Kapitel auszuwählen, worüber der Lehrer ſeine Schüler ſtrenge prüfen mußte, wobei auch die übrigen Lehrer theils die Fragen weiter verfolgen, oder auch dahin gehörige neue Fragen an die Schüler richten durften. Hierauf folgten die Beſtimmungen des Präfectus, gewöhnlich ſchwieriger, weil er, wie es auch ſeyn mußte, mit dem Stande und Gange der Sache mehr vertraut war. Jetzt ſuchten die verſammelten Lehrer den Prüfer wie die zu Prüfenden durch verſchiedene Kreuz- und Querfragen in die Enge zu treiben. Beſtand eine Klaſſe zur Zufriedenheit der Verſammlung, ſo wurde ein allgemeines und herzliches Lob ausgeſprochen, wo nicht, ſo wurde geſchwiegen und nur die Schüler einzeln, oder in vorkommenden Fällen auch allgemein getadelt. Die Leiſtungen und Fähigkeiten des Lehrers wurden nach ſolcher ſtrengen Klaſſenprüfung erwogen, geprüft und mit ſeinem früheren Wirken verglichen, menſchenfreundlich ihm ſeine geringen Leiſtungen vorgeſtellt, liebevoll ihm Lehre und Winke gegeben, wie es auf ein andermal ſo und ſo beſſer gehen würde und müßte, und damit war die Sache, ſo viel ich erfahren habe, abgemacht. Wer ſieht hier nicht ein, daß ſolch ein Examen in Gegenwart und unter Mitwirkung lauter Sachverſtändiger für die Schüler und noch mehr für die Lehrer ein kräftiger Sporn, und für Alle von ſegensreichem Nutzen

war

war und ſeyn mußte. Mir ſchien der Sinn des bekannten Liedes: „In dieſen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht; und iſt ein Freund gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht," hier ganz ſeine ſchöne Bedeutung und mächtige Wirkung gefunden zu haben.

Die Disciplin auf dem Joſephinum war von der Beſchaffenheit, daß es wirklich ſchwer iſt, ſie, einzelne Fälle abgerechnet, auch nur einigermaßen anzugeben. Die Lehrer bewegten ſich in ſolcher, freilich großentheils angenommenen, aber nach und nach natürlich gewordenen imponirenden Würde, daß kein Schüler es wagte, während des Unterrichts auch nur das leiſeſte Wörtchen zu ſeinem benachbarten Mitſchüler zu ſprechen: ich erinnere mich nicht, ſo treu mir auch ſonſt mein Gedächtniß iſt, in vollen ſechs Jahren ein einziges Mal gehört zu haben, daß ein Lehrer das Plaudern verboten hätte. Die Schüler waren einmal an dieſes rückſichtsvolle Benehmen gewöhnt, und Jeder würde ſich ſelbſt geſchämt haben, wenn er ſich hätte ſo weit vergeſſen können, in dieſer Hinſicht getadelt oder auch nur ermahnt werden zu müſſen. Prügel, wegen Vergehungen außer der Schule, gab es mitunter, aber in meiner Klaſſe doch ſelten. Hätte man ſich nach dem Aeußeren oder nach dem Schilde des Inſtituts richten und danach ſchließen wollen, ſo würde ſich der Stock als der Handhaber der Disciplin ausgewieſen haben. Hoch über dem Haupteingange des Gymnaſiums ſtand vor Zeiten auf einer Conſole das Bild einer Taube, welche den heiligen Geiſt vorſtellen ſollte. Bei einem heftigen Sturme war die Taube weggeweht, nachher nicht wieder aufgeſtellt worden, und der Stock ſtehen geblieben. Unter dieſem ſtand nun: „Ille vos

docebit omnia“ (dieſer wird Euch Alles lehren — oder vielmehr beibringen). Wurden Züchtigungen für nöthig befunden, ſo wurden ſie auch und zwar mit aller Strenge angewendet, jedoch mitunter nicht ohne gehäſſige und daher empörende Partheilichkeit. Hier in dieſer Hinſicht ein Beiſpiel ſtatt aller:

Es war im Winter, der Schnee hatte auf allen Straßen eine ſchöne Fahrbahn bereitet, Alles fuhr, was fahren konnte, auf Schlitten, von Pferden wie von Menſchen gezogen. Einige Gymnaſiaſten aus verſchiedenen Klaſſen, darunter auch ich, hatten ſich zu einer Schlittenfahrt auf dem Domplatze verſammelt. Wir fuhren uns eine Zeitlang. Einige junge Mädchen, wovon der Eine dieſes, der Andere jenes kannte, ſahen unſerem Spiele und unſerer freudigen Arbeit mit lüſternem Wohlgefallen zu. „Wenn Ihr bitten könnt,“ ſagte Einer von uns, „ſo fahren wir Euch in vollem Galopp einmal auf dem Domplatze herum und, wenn Ihr's dann wünſcht, auch nach Hauſe.“ Da hatten wir unſerer Seits nicht lange zu unterhandeln und zu bitten, die Mädchen ſtiegen ein. Da mehr Mädchen waren, als ein Schlitten faſſen konnte, ſo wurden mehre Schlitten herbeigeholt, aber auch noch mehre Mädchen, ſo daß bald eine kleine Reihe von Schlitten ihre Fahrten beginnen konnte. Wie es bei Jungen und Mädchen gewöhnlich der Fall iſt, daß ihre Spiele ſehr laut werden, ſo war es auch hier. Durch Gekicher, Lachen und Schreien wurden des Weges wandelnde oder benachbarte Menſchen aufmerkſam gemacht, und ſahen unſerem Spiele zu. Bald waren Einige von uns erkannt, und unſere Fahrten den Profeſſoren verrathen, oder Einige von ihnen hatten ſich

auch in unſere Nähe begeben, um ſich von den erhaltenen Berichten durch den Augenſchein zu überzeugen. Wir waren nun Alle oder doch faſt Alle erkannt und des größten Verbrechens ſchuldig befunden. Am folgenden, einem freien Nachmittage mußten wir uns in den Klaſſen verſammeln. Keiner konnte die Urſache dieſer, im Winter ungewöhnlichen Verſammlung begreifen. Endlich erſchien unſer Profeſſor S., ſprach Anfangs etwas Allgemeines über gutes und ſchlechtes Betragen, und kam ſo durch Umwege, wie es ſchien ganz kaltblütig, auf die geſtrige Schlittenfahrt, ſuchte uns das ſchlechte, verabſcheuungswürdige Betragen begreiflich zu machen und zu beweiſen, daß nur eine harte Züchtigung der Wiederholung eines ſolchen Skandals vorbeugen könnte. P. war bemerkt worden und S. forderte ihn auf, ſeine Mitſchuldigen aus dieſer Klaſſe anzugeben. Dieſes that P. nicht, ſondern er ſagte, es hätten überhaupt nur 10 Studenten an der Schlittenfahrt Theil genommen, und aus dieſer Klaſſe nur 3; wäre er, der kleinere, bemerkt worden, ſo ſähe er gar nicht ein, wie die beiden viel größeren, nämlich ich und W., hätten überſehn werden können! Der Herr Profeſſor möge ſie allein herausſuchen, er verriethe ſie nicht; auch ſähe er wirklich nicht ein, wie er und die Uebrigen ſollten etwas Böſes begangen haben. „Was, Bube!“ ſchrie S., „Mädchen auf Schlitten zu ſetzen und ſie im Schnee umherzufahren, iſt das nichts Böſes, iſt das nicht was Abſcheuliches! Da knie Er hin, ich werde Ihn für Seinen Muthwillen züchtigen!“ P. kniete hin, S. zog ein paar dicke lange, aus Beienreis zuſammengebundene Ruthen unter ſeinem Jeſuiterrocke hervor, und zerſchlug auf eine wahrhaft

gräuliche Weiſe die Hände des armen Jungen. Ganz zu verdenken war dieſe überaus harte Züchtigung dem S. nicht, denn faſt bei jedem Schlage ſchrie oder brüllte vielmehr P. dem Profeſſor ein Schimpfwort: Flegel, Schlingel, Grobian, ſcheinheiliger Pfaffe u. dgl. m. zu. Endlich hatte ſich S. theils müde geſchlagen, theils müde geärgert, und die Execution war beendigt. „Wenn S.," ſagte W. zu mir — denn wir Beide hatten auch freudig und recht fleißig und kräftig gezogen und geſchoben, — „uns befiehlt, zu knieen, ſo thun wir das nicht, denn wir haben nichts Böſes gethan, nichts verbrochen." Zum Glück erging an uns dieſe Aufforderung nicht, weil der Profeſſor vielleicht von unſerem Zugegenſeyn nichts wußte, oder weil er unſere Widerſetzlichkeit kannte und fürchtete, und aus dieſem Grunde uns ungeſchoren oder vielmehr ungeſtrichen ließ. P. konnte ſeine Hände eine geraume Zeit hindurch gar nicht gebrauchen: denn kaum war an beiden ein Fleckchen zu finden, das nicht zerhauen oder vielmehr zerriſſen war. Auch in den übrigen Klaſſen wurde die harte Beſtrafung für dieſes unerhörte Verbrechen vollzogen.

Dieſer Vorgang wurde den uns bekannten Mädchen in ſeiner Gräßlichkeit getreu wieder erzählt. Als einige Belohnung dafür wurde P. von ihnen als Märtyrer ihrer Freude ſehr hoch geachtet, und ſie ſchenkten ihm nach und nach, für ſeine tapfere, oder vielmehr trotzige Erduldung der harten Strafe, ihre Freundſchaft und Liebe.

Gewannen aber die Herren Lehrer durch dieſe harte Beſtrafung etwas, oder ſetzten ſie dadurch fernerem Unfug ähnlicher Art eine durchaus abſperrende Scheide-

wand entgegen? Nein! durchaus nicht! im Gegentheile, ſie beförderten oder erregten theilweiſe erſt das, was ſie verhindern wollten. Wir kamen, Mädchen und Jungen, in einer Straße zuſammen, unterhielten uns eine kurze Zeit, d. h. ein paar Stunden über Schlittenfahrt, Ruthenhiebe und andere gleichgiltige Dinge, und trennten uns unter dem Verſprechen, morgen wieder ein paar Minuten in derſelben Straße zu verplaudern. Keiner vergaß ſein Verſprechen; die Minuten wurden gar nicht lang, ſo ſehr auch die Uhren dagegen proteſtirten. Nach vielen dergleichen Zuſammenkünften kamen wir, da doch oft übeles Wetter, wenn auch nicht hinderlich, doch unangenehm und etwas ſtörend war, überein, irgendwo in einer Stube uns zu verſammeln und ein kleines Viertelſtündchen zu verplaudern. Der Vorſchlag wurde von der ganzen Verſammlung einſtimmig angenommen. Ueber das Wo? war nun noch zu berathen. Auch dieſes war bald ausgemittelt und einſtimmig feſtgeſtellt: in meiner Behauſung — denn ich war damals nicht mehr auf dem Johannishauſe und bewohnte in einer abgelegenen Sackſtraße in einem Hauſe, gerade am Ende derſelben allein eine Stube — ſollten die Zuſammenkünfte ſtattfinden. Alle Abende aber? Dagegen mußte ich proteſtiren; aber alle Woche einmal? Nun ja! So verſammelten wir uns alle Woche einmal bei mir und die übrigen Abende auf der Straße. Oft hat man doch, wenn man in Geſellſchaft iſt, eine läſtige Langeweile; aber das kann ich verſichern, — vielleicht wird man es ſo ſchon glauben, — daß Keiner von uns jemals Langeweile gehabt hat; aber der vollen Wahrheit gemäß kann ich auch die Verſicherung geben, daß bei unſeren Zuſammenkünften auch

nicht einmal ein Wörtchen vorkam, was im Geringſten gegen Anſtand und feine Sitten anſtößig geweſen wäre: wir waren uns Alle gut, recht gut und damit Baſta.

Einſt war wieder in meiner Behauſung dieſelbe Verſammlung. Mit den Jungen hatte ich verabredet, daß wir dieſen Abend entſcheiden wollten, welches Mädchen eines Jeden Favorit-Freundin oder vielmehr Liebchen ſeyn ſollte. Das war nun eine ſchwere Aufgabe, alle Mädchen hatten uns lieb, und wir vice versa alle Mädchen lieb; doch ſo weit kamen wir überein, eins doch immer lieber als das andere. Wir leiteten in der Verſammlung nach und nach das Geſpräch auf dieſes Kapitel, und die Mädchen waren bereit, ſich unſere Wahl gefallen zu laſſen, unter der Bedingung aber, daß wir dennoch Alle wie bisher zuſammenhalten wollten. Auch ſie wollten bei der Wahl thätig ſeyn und unpartheiiſch beſtimmen, wer zuerſt, wer zuletzt wählen ſollte. Zu dieſem Ende wurden unſere Namen von einem Mädchen auf Zettel geſchrieben, dieſe zuſammengerollt und in einen Becher geworfen. Nun wurde feſtgeſtellt, daß der, deſſen Name zuerſt aus der Urne gehoben würde, auch zuerſt wählen ſollte, aber nicht unter allen, ſondern nur unter drei Mädchen, welche die Auswahl wünſchten. Mein Name wurde zuerſt aus der Urne gezogen. Ich trat in die Mitte der Stube, forderte die Damen höflich und ritterlich auf, welche von ihnen ſich meine Auswahl gefallen laſſen wollten. Auf meine Aufforderung erhoben ſich vier. Das war gegen die Beſtimmung. Eine ſollte ſich ſetzen; ſie blieben alle ſtehn. Nun mußte durch das Loos beſtimmt werden, welche ſich ſetzen ſollte: ein liebes gutes Mädchen von funfzehn Jahren war die Un-

glückliche, denn unglücklich mußte ſie ſich fühlen, ſie weinte; doch das Loos hatte es ſo gewollt, ſie mußte ſich ſetzen, und ich durfte ſie nicht wählen. Ich würde ſie ohnehin nicht gewählt haben, denn ich hatte meine Wahl ſchon vorher beſtimmt. Drei Aepfel zeigte ich meinen Damen, zwei kleine und einen großen: welche den großen Apfel erhalten würde, ſollte die Dame meines Herzens ſeyn. Meine Wahl fiel auf ein eben nicht ſchönes, aber munteres und gutes Mädchen, das ſchon einen weiten Schritt ins zwanzigſte Jahr zurückgelegt hatte. Allgemein fiel meine Wahl auf: „Daß R. die Kuh auswählen würde, hätte ich nicht gedacht," ſoll ein Mädchen geſagt haben. Endlich hatten Alle gewählt; der Vorletzte konnte nur unter Zweien wählen, und der Fünfte mußte nehmen, was übrig blieb. So war nun ein Jeder in dieſer Beziehung verſorgt. Früher waren wir, fünf Jungen und fünf Mädchen, freundſchaftlich beiſammen, jetzt fünf Pärchen; aber die Zuſammenkünfte blieben dennoch dieſelben.

Da dieſe Verſammlungen immer regelmäßig gehalten wurden, ſo konnte es nicht fehlen, daß wir nach und nach bemerkt und aufmerkſamer beobachtet wurden. Endlich gelangte die Kunde von unſerem Bündniſſe auch zu den Ohren unſerer Profeſſoren, und ſelbſt wurde unſer Verhältniß dem Präfectus, ganz wie es war, aufgedeckt. Eines Morgens, als ich über den Flur des Gymnaſiums nach meiner Klaſſe gehen wollte, rief mich der Präfect, der oft vor dem Beginn der Lehrſtunden hier auf und ab ging, zu ſich und befahl mir, ihm nach ſeiner Zelle zu folgen. Ich folgte willig und ruhig: denn Unrechtes oder Böſes hatte ich nicht auf meinem

Herzen, oder glaubte es doch nicht zu haben. Er erzählte mir, was er gehört hätte und fragte, ob alles dieſes wahr ſey. Ich geſtand es ein, betheuerte jedoch zugleich, daß unter uns nichts Unrechtes oder Unſittliches vorgekommen wäre, ſonſt würde ich die Verſammlungen in meiner Stube nicht geduldet haben. Die Wahrheit meiner Ausſage wolle er nicht bezweifeln, fuhr er fort; er gäbe mir aber ſeinen ernſten väterlichen Rath, dergleichen gefährliche Gelegenheiten, welche doch leicht Böſes veranlaſſen könnten, in Zukunft zu meiden. Schon damals ſehr auffällig war mir ſeine fernere Aeußerung, daß ich doppelt ſtrafbar wäre: denn das Mädchen, mit dem ich am meiſten verkehre, ſey eine Lutheranerin; er riethe mir daher, meiner Pflicht und unſerer heiligen Religion eingedenk zu ſeyn, und das Verhältniß vorzüglich mit dieſem Mädchen ganz aufzugeben. Ich mußte die Befolgung ſeiner Ermahnungen verſprechen, welches aber gewiß unter ſichtbarem Widerſtreben geſchah: denn ich wußte und fühlte recht gut, daß ich mein Verſprechen nicht halten würde, auch nicht könnte. Die Verſammlungen in meiner Behauſung wurden zwar eingeſtellt, aber auf den Straßen, wie bisher, fortgeſetzt. Ja, nach und nach geſtaltete ſich unſer Verhältniß noch ganz anders, und verlor nicht wenig von ſeinem unſchuldigen Charakter.

Meine Freunde durften ihre Mädchen in deren Behauſungen, und zwar ſelbſt unter den Augen ihrer Eltern beſuchen. Dadurch ergab ſich bald eine Vereinzelung: ſahen wir uns auch Alle dann und wann des Abends auf den Straßen, ſo wurden doch dieſe Verſammlungen immer ſeltener und ſeltener, und hörten

endlich gänzlich auf. Jeder beſuchte nun, ſo lange es thunlich war, alle Abend ſein Mädchen. Mir wurde auch hier die größte Schwierigkeit entgegengeſtellt. Es konnte nicht fehlen, daß die Nachbarn meines Mädchens mich bald bemerken und unſer Verhältniß errathen mußten. Ihre Eltern wurden aufmerkſam gemacht, und dieſe wollten wiederum mit einem Katholiken nichts zu thun haben. Die Liebe iſt erfinderiſch; unter hundert Ausflüchten wußte das Mädchen es zu veranſtalten, daß wir uns dennoch alle Abend ſahen, und war es auch nur auf wenige Augenblicke bei einem Eimer voll Waſſer. Weiter und weiter wurde der Liebesfaden ausgeſponnen und bei verſchiedenen Drehungen und Windungen hier und da ſo verknotet, daß er ſchwer wieder zu entſchürzen und gerade gemacht werden konnte. Kurz ich beſuchte endlich das Mädchen ſpät am Abend, wenn die Eltern zu Bette gegangen waren, in ſeiner Behauſung. Dieß geſchah öfter, aber immer, wie früher, unter dem Schutze der Sittlichkeit: wurden auch hundert glühende Küſſe gewechſelt, ſo ging ich doch, trotz des Sturmes der Natur, nicht einmal eine Spannebreit weiter, da iſt Gott mein Zeuge. Daß es unter dem weiblichen, überaus reich beſchenkten Buſen mehr noch ſtürmte, das empfand ich nur zu ſehr; aber ich hatte mir feſt gelobt, daß unſer Umgang nur reine Liebe athmen ſollte, und ich habe Wort gehalten.

Endlich wurden auch dieſe Beſuche verrathen. Meine Auguſte ſollte mich gar nicht mehr ſehn, und daher ſechs Meilen von Hildesheim bei einer Verwandten untergebracht werden. Das war für uns Beide zu arg! „Was iſt da zu thun?“ fragte ich. — „Das will ich

Dir ſagen," entgegnete ſie, „ich will entfliehn, bleibe Anfangs einige Stunden bei Dir, gehe dann auf kurze Zeit zu Deiner Mutter, und dann wollen wir ſehn, was weiter zu thun iſt." Mein Vater war vor einem Jahre geſtorben, bei deſſen Lebzeiten Auguſte gewiß in der Behauſung meiner Eltern kein Unterkommen gefunden haben würde. „Dieſen Abend kurz vor zwölf," fuhr ſie fort, „biſt Du unter meinem Fenſter, ich werfe Dir meine Betten zu, Du gehſt damit zu Hauſe, und ich folge Dir bald mit meinen Kleidern und anderem Nöthigen nach." Zugeſtanden! Schon lange hatte der Nachtwächter „11 iſt die Glock!" gerufen und ſein Liedlein geſungen, als ich mich, nicht ohne Zagen und innere Vorwürfe, auf den Weg machte, nach der Ecken.... Straße ging, mich unter dem Fenſter meines Mädchens aufſtellte, und das Weitere erwartete. Nicht lange hatte ich geſtanden, als aus der zweiten Etage ein leiſes Flüſtern mein aufmerkſames Ohr erreichte. „Biſt Du da?" — „Ja!" antwortete ich, ſah hinauf, und in demſelben Augenblicke flog ein großes Bündel von Betten mir auf Geſicht und Schultern mit ſolcher, nicht erwarteter Gewalt, daß ich rücklings zu Boden ſtürzte und unter dem Bündel lag. Bald war ich wieder auf den Beinen, eilte mit meinem Bündel davon, und noch nicht eine Viertelſtunde nach meiner Ankunft trat auch Auguſte in meine Stube.

Dieſen ganzen Act hatte reiner Leichtſinn geleitet, was wir Beide recht gut fühlten; daher war denn die Unterhaltung nach ihrer Ankunft ſehr einſylbig. Sie machte ihr Bett in meiner Stube, ich ging eine Treppe höher in meine Kammer, und ſo erwarteten wir ſchlaf-

les den frühen Morgen. Ganz früh machten wir uns auf die Beine und gingen eine Meile weiter; ich empfahl das Mädchen meiner Mutter, bat, sie möchte es eine Zeitlang bei sich behalten, und eilte wieder zurück nach meiner Klasse.

Diese ganze Liebelei mit ihren Folgen hatte weiter nichts, als die unselige Bestrafung für eine, wenn auch jugendlich muthwillige, doch sonst ganz unschuldige Schlittenfahrt entzündet. Strafen sind gut, wenn sie, so zu sagen, den Nagel auf den Kopf treffen, häufig ist Nichtstrafen und nach Ermahnung Verzeihen noch besser; gut, sehr gut ist es, wenn der Lehrer Alles sieht und anmerkt; häufig aber noch besser, wenn er bei geringen Vergehen, die keine üble Folgen befürchten lassen, auch durch die Finger sehen kann.

Lange blieb dieses innigere und viel freiere Verhältniß nicht verborgen, endlich wurde es zu meiner und Augustens nicht geringen Beschämung, wie es war, allgemein bekannt. Auch meine Lehrer erfuhren es. Nur S., kein anderer Lehrer mehr, machte mir einmal Vorwürfe, und suchte mich zu bewegen, das Verhältniß mit Augusten nach und nach rückgängig zu machen und endlich ganz aufzugeben, hauptsächlich noch deßhalb, weil sie lutherisch wäre. Da es aber beim Alten blieb, so versuchte später auch S. nicht mehr, mir zuzureden, und man that, als wenn man von der Sache nichts wüßte. Von Augusten werde ich später noch Einiges zu sagen haben.

Ich hatte überhaupt in der ganzen Zeit, welche ich auf dem Gymnasio zubrachte, eine große Freiheit, mehr, wie es mir jetzt scheint, als irgend Einer. Woher diese Vergünstigung kam, weiß ich nicht ganz; das aber weiß ich,

daß es für mich viel beſſer geweſen wäre, wenn man mir dieſe Nachſicht nicht geſchenkt hätte. So durfte ich unter anderen Freiheiten, auch während des Unterrichts, eine Priſe Tabak nehmen, ohne daß es endlich Schülern und Lehrern mehr auffiel.

Zu der üblen Gewohnheit des Tabakſchnupfens wurde ich zuerſt von einem Arzte und endlich von meinem Vater ſelbſt verleitet. Etwa 10 Jahre alt wollte ich, ein mit vielen Spielſachen für meine jüngeren Geſchwiſter gefülltes Körbchen in der Hand, von dem Dompfaffe unter dem langen Fürſtenbogen (einer überwölbten breiten Fortſetzung der Straße unter einem großen, dem Fürſten gehörigen Hauſe) durch und weiter hin nach Steuerwald zu den Meinigen gehen. In der Mitte dieſes Bogens hielten mich zwei Pferde ein, das Handpferd ſchlug hinten aus, und mich gerade ins Geſicht. Wohl eine Viertelſtunde lag ich in Ohnmacht; endlich wurde ich wieder auf die Beine geholfen. Das Blut ſtrömte aus Mund und Naſe, ich kehrte um, rief wiederholt: „Leinen Laie helpet meck!“ eilte, was ich konnte, um meinen Aufenthaltsort wieder zu erreichen, kam bald, aber ganz ermattet, zum großen Schrecken der lieben Leute, bei denen ich wohnte, an und wurde eilig zu Bette gebracht. Daß ich jetzt ſterben müßte, ſchien mir ſicher zu ſeyn; ich war aber ganz ruhig und tröſtete mich damit, daß ich ja in den Himmel kommen würde, denn ich hatte an demſelben Morgen gebeichtet, und mithin war meine Seele engelrein. Gott! wie wohl thun die Tröſtungen der Religion einem Herzen, wenn ſie noch mit ihrer ganzen Macht in ſtrahlender Heiligkeit unverſehrt wohnt! Mit wie viel mehr Geduld und Hin-

gebung würde ich meine ſpäteren Leiden ertragen haben! Vielleicht wären auch manche Trübſeligkeiten nicht über mich gekommen. Unter liebevoller Pflege war ich in einigen Wochen wieder ſo weit hergeſtellt, daß ich nach Hauſe zu meiner Mutter gebracht werden konnte. Hier wurde ich, ſo weit es ging, mit mütterlicher Sorgfalt meiner vollen Geneſung näher und näher geführt, und endlich ganz wieder hergeſtellt. Ein Uebel war mir aber zurückgeblieben: mein Geruch war nicht nur gänzlich verloren, ſondern ich konnte auch durch die Naſe nicht im geringſten athmen. Aus dieſem Grunde ſollte ich, da andere Mittel, ich weiß nicht welche, nicht helfen wollten, dann und wann eine Priſe Tabak nehmen. Das ſchien zu helfen; ich konnte, wenn auch Anfangs nur ſchwach, einige pikante Gerüche, wie früher, unterſcheiden; ich konnte, wenn auch nur mit Anſtrengung, durch die Naſe athmen. Da auf den Gebrauch des Tabaks — was ohne Anwendung deſſelben ſich gewiß auch gezeigt haben würde, — ſich nach und nach der volle Gebrauch der Naſe wieder einſtellte, ſo ſollte ich immer dann und wann eine Priſe nehmen, nahm endlich auch und zwar ſehr oft eine Priſe in den Klaſſen, und — nehme noch heut zu Tage ſo oft eine Priſe, daß dieſe Leidenſchaft mir eine Herrin geworden iſt, welche ich von allen Leidenſchaften, die auf meinem Leben laſten, weniger zu bekämpfen im Stande bin, als alle andere dergleichen Herren und Herrinnen zuſammengenommen, mögen ſie heißen wie ſie wollen. Läſtig wurde mir dieſe Leidenſchaft wohl, ich wollte ſie Anfangs bekämpfen; aber da die Bekämpfung mit vieler Ausdauer und Kraft nur zu einem erwünſchten Ziele führen konnte, und noch

dazu die Entbehrung unangenehm war, und wenig zum Kampf aufforderte, so wurde wenig gekämpft und — ich schnupfte damals wie heute.

Auch noch eine Leidenschaft, aber viel besserer Art, brachte mir manches Unangenehme, was mir jedoch in seinem Gefolge kein weiteres Ungemach zuführte. Nichts war mir nämlich von früher Jugend an unangenehmer, als die eigenthümliche Empfindung, welche mir ein unreiner Körper verursachte. Hatte ich mich in einigen Wochen oder gar Monaten nicht über den ganzen Körper rein gewaschen, so quälte mich ein so eigenthümliches Jucken auf dem Ober- wie auf dem Unterleibe, daß ich damals nicht im Stande war, irgend einem Manne von Fach, von dessen Erfahrung und Kunst ich Linderung oder Abhülfe erwarten konnte oder hoffte, mein Gefühl oder meine Leiden auch nur einigermaßen deutlich mitzutheilen. Hatte ich meinen Körper rein gewaschen und, so weit es ging, abgerieben, so empfand ich von meinem Uebel nicht das Geringste. Was war da wohl natürlicher, als daß ich im Sommer jede Zeit benutzte, und jede Gelegenheit aufsuchte, um mich in reinem Fluß- oder Seewasser zu baden. Ich fühlte mich nach einem solchen Bade jedesmal so erfrischt, so gestärkt und durchaus so wohl, daß ich ein strenges Verbot meiner Herren Professoren, mich nicht zu baden, gar nicht beachtete, sondern ich badete mich immer, einzeln oder in Gesellschaft, gleichviel, weil ich wohl einsah und noch mehr empfand, daß hier Ungehorsam viel besser war, als eine strenge Befolgung dieses unnatürlichen Gebotes. Es lastete nämlich damals unter der pfäffischen Regierung des Josephinum auf dem Baden die härteste Strafe, nämlich die des Wegjagens.

Das Baden hat aber die Natur geboten, und wo die gebietet, da iſt alles Widerſtreben der Menſchen eitles und zweckloſes Werk. Sie gebietet nichts Unnatürliches, denn das kann ſie nicht, nichts gegen ſich; alſo laßt doch der Natur ihren Lauf. Aber, da uns die Natur nicht allein die Befolgung ihrer Gebote tief ins Herz legte, ſondern uns auch Vernunft ſchenkte, ſo rudert getroſten Muthes weiter, die Natur ſey Euer Segel, Vernunft das Steuerruder und Compaß die Erfahrung.

Daß nicht allein ich, ſondern auch viele, ja, die meiſten anderen Gymnaſiaſten dieſes Verbot übertraten, läßt ſich leicht denken; in heißen Sommertagen gingen wir truppweiſe nach der Innerſte, und an den freien Nachmittagen oft in ſolcher Maſſe, daß nicht ſelten zwei, ja, drei Badeſtellen kaum im Stande waren, uns aufzunehmen. Aber gerade an ſolchen Nachmittagen hatten unſere Profeſſoren und Präceptoren Zeit, hier- und dorthin in freier Natur umherzuwandeln; und da war es denn eben nicht ſelten, daß ſie beim Baden einen oder einige Schüler antrafen. Vernünftige Lehrer gaben an Ort und Stelle Vorwürfe und Ermahnungen mancherlei Art, und wußten dann weiterhin ihre Entdeckungen weiſe zu verſchweigen; andere aber und hauptſächlich die älteren plauderten Alles aus, was und wen ſie geſehen hatten. Wurden dann ſolche, auf der That ertappte Schüler auch nicht immer weggejagt, ſo mußten ſie doch harte Strafen erdulden. Noch eines anderen hämiſchen, aber ſicheren Mittels ſchämten ſich die Profeſſoren nicht, ſich häufig zu bedienen. Sie ſchickten nämlich einige Schüler, denen ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkten, nach der Innerſte, um auszuwittern, ob und welche

Schüler ſich gebadet hätten. Dieſem Treiben, nachdem es erkannt war, wußten wir kräftig zu begegnen, und zwar dadurch, daß wir Alle mit Luchsaugen die in dieſer Beziehung Verdächtigen beobachteten. Ein paarmal überraſchten wir ſolche Subjecte beim Baden ſelber und entdeckten in Maſſe ihre Uebertretung des Gebotes den Profeſſoren. Nicht ſelten nahmen wir uns auch die Freiheit und beſtraften gelegentlich ſolche Angeber mit eigenen Händen und zwar einigemal mit großer Härte. Solche Strafen wurden auf zweierlei Weiſe ausgeführt: entweder übernahm ein ſtarker gewandter Schüler die Beſtrafung an abgelegenen Orten ganz allein, oder die Strafe wurde in Beiſeyn einer großen Anzahl von Schülern ausgeübt. Im erſten Falle wurde die That hartnäckig geleugnet; im zweiten wußte der Beſtrafte ſelten oder wohl nie, wer der Anſtifter ſeiner üblen Behandlung geweſen war: denn er erhielt von allen Seiten Fauſtſchläge, Stockprügel, wurde von Einem auf den Anderen geſchleudert und geſtoßen, bis er ſich nicht mehr wehrte und ermattet zu Boden fiel.

Wir auf dem Johannishauſe wußten die Sache, wenn uns ein ſchwüler Abend zum Baden aufforderte, beſſer zu machen. War unſer Aufſeher, ſeiner Gewohnheit gemäß, davongegangen, ſo machten wir uns, ſobald die Dämmerung nicht ſo leicht vermummte Geſtalten erkennen ließ, die zum Baden nöthigen Anſtalten, d. h. wir zogen uns in unſerer Behauſung bis aufs Hemde aus und gingen, in unſeren blauen Mantel dicht eingewickelt, mit auch ohne Vorwiſſen der Haushalterin, der benachbarten Innerſte zu. Nur eine Stelle der Innerſte in unſerer Nachbarſchaft war geeignet, alle Badenden,

Schwim-

Schwimmer und Nichtſchwimmer aufzunehmen. K., ein ausgezeichneter Schwimmer, Sohn eines Halloren, hatte alle Tiefen und Untiefen genau unterſucht, und diente uns bei unſerem abendlichen Baden als kundiger treuer Rathgeber und, wo es Noth that, auch als kräftiger Helfer und Retter. Als Retter hat er ſich nur ein einziges Mal und glücklich bewähret. Hatten wir uns nach Herzensluſt in dem Waſſer tüchtig herumgetummelt, ſo wurde ein Zeichen zum Ausſteigen gegeben; Jeder war folgſam, wir zogen ſchnell unſer Hemde an, warfen den Mantel um und gingen, als wenn nichts geſchehen oder vielmehr verbrochen ſey, nach unſerer Behauſung. Zu Hauſe angekommen ging Jeder in ſeine Zelle, ſchlief gut, und war geſtärkter und geſunder, als wenn er dieſes abſcheuliche Verbrechen nicht begangen hatte. Auch nicht ein einziges Mal, ſo genau wurden Zeit, Umſtände und Umgebung berückſichtigt und ausgeſpäht, iſt von unſerem Baden das Geringſte bemerkt oder ausgeſagt worden.

Ich will mich hier mit der Unterſuchung nicht viel befaſſen, warum die Profeſſoren oder vielmehr die Jeſuiten ein ſolches Geſetz oder Verbot ergehen ließen, daß ſich nämlich keiner ihrer Zöglinge oder der angehenden Jeſuiten baden ſollte; jedenfalls war das Verbot ein ſolches, welches gegen die Natur ſtreitet, und ein ſolches, wovon der Geſetzgeber gleich bei der Bekanntmachung wiſſen oder doch vermuthen konnte und mußte, daß es oft und gern übertreten werden wurde. War es vielleicht die nothwendige Nacktheit beim Baden, daß es mit ſo harten Strafen belaſtet war? Wahrſcheinlich doch der einzige Grund! Oder waren die Jeſuiten, weil

man doch, wenn man ſich nicht in Acht nimmt, beim Baden leicht ertrinken kann, ſo ſehr um unſer Leben beſorgt, daß ſie uns das gefährliche Baden unterſagten? Nein! nein! nur die Nacktheit war es, nackt ſollten wir nicht ſeyn! Immer eingehüllt und vermummt ſollte der Körper ſeyn, thätig zwar, aber vermummt auch die Seele. Daher gingen wir denn nicht allein in einen blauen Mantel eingehüllt nach der Schule, ſondern wir durften ſelbſt in der Klaſſe während des Unterrichts unſere Mäntel nicht ablegen. Grund, einen Mantel zu tragen, konnte doch nur die Kälte und allenfalls ein Regenwetter ſeyn; aber wir mußten bei großer Sonnenhitze ſowohl, wie in der ſtets warmen Stube unſeren Mantel umbehalten, alſo beſtändig vermummt ſeyn. Sollte vielleicht der Mantel als Abzeichen andeuten, daß wir joſephiniſche Studenten ſeyen; ſo hätte ſich doch wohl ein anderes und beſſeres Unterſcheidungsmerkmal aufſtellen laſſen, als es der, zu manchen Zeiten ſehr läſtige Mantel war; in den Klaſſen, wo uns doch unſere Lehrer kannten, fiel jener Grund des Manteltragens natürlich weg. Nun ſuche, wer da ſuchen kann, nach einem Grunde! Ja! ja! wir ſollten fortwährend vermummt ſeyn, damit Keiner die Handlungen des Körpers ſehen konnte, und ſo ſollten wir uns doch wahrſcheinlich auch einen anderen Mantel für die Seele aneignen, um die Offenherzigkeit leicht zu bedecken. Auf den Straßen immer einen Mantel tragen, nun, das hätte man ſich gefallen laſſen können; aber auch in der Schule! nein! das war zu arg! Hätten die Profeſſoren gewußt, was oft unter dem Mantel vorging, ſie hätten ſich gewiß veranlaßt gefehn, den verderblichen Gebrauch des Man-

tiftragens abzuſchaffen. Die Verhüllung in der Klaſſe war, ich weiß es aus Erfahrung, eine wahre körperliche und geiſtige Peſt! Ob heut zu Tage noch auf dem Joſephinum die Schüler Mäntel tragen müſſen, danach mich zu erkundigen, habe ich vergeſſen; ich ſollte aber denken, daß jetzt eine ſolche Mummerei noch weniger mit dem viel mehr vorgerückten Schulunterrichte ſtimmen würde.

Lehrſtunden hatten wir auf dem Gymnaſio 32. Des Morgens um halb 8 Uhr mußten wir uns in der Jeſuiter-Kirche verſammeln, um die Meſſe zu hören. War auch dieſe religiöſe Handlung, beſonders für die drei unteren Klaſſen, denn die Schüler derſelben mußten mitten durch die ganze Länge der Kirche, die unterſte voran, die dritte Klaſſe hinten, während der ganzen kirchlichen Handlung auf den Steinen knieen, nicht wenig läſtig, ſo war ſie doch gewiß in der Ordnung und trug, wie mir ſcheint, zu der muſterhaften Ruhe in den Klaſſen gewiß auch das Ihrige bei. Die beiden folgenden Klaſſen hatten ihren Platz auf dem Chor und ſie durften während der längſten Zeit ſtehen; die oberſten Klaſſen nahmen wieder unten in der Kirche auf den Seitenbänken ihren Platz. Ging die feierliche Handlung ſtill vorbei, ſo hatten wir in der Regel Langeweile; wurden aber ſinnvolle hübſche Lieder geſungen, ſo war Alles in feierlicher Stimmung und wir hätten dann oft gern die Meſſe noch einmal ſo lang gewünſcht. Gehaltvolle Lieder enthielt das neue Geſangbuch viele, und ſtimmten dieſe auch nicht immer mit unſerer oder der Meiſten Denkungsart ganz überein, ſo ſangen wir ſie doch gern: war der Inhalt aber, auch noch ſo gehaltvoll

und noch so schön zusammengestellt, vorzüglich den Hohen gewidmet, so fangen die Hauptfehlen gewöhnlich nicht mit, oder es wurden oft einige Albernheiten und Zoten eingelegt. Der Inhalt des neuen Gesangbuches hatte in der That große Vorzüge vor dem alten. Ich würde zum Vergleiche hier einige Lieder niederschreiben, wenn sie nicht nach und nach in 34 Jahren aus meinem Gedächtnisse verlöscht wären. Nur einige Bruchstücke: Aus dem neuen Gesangbuche: „Alles was du offenbarest, Gott, das glaub' ich als ein Christ, weil du, wie du ewig warest, selbst, o Herr! die Wahrheit bist. Deine Weisheit kann nicht fehlen, die allwissend Alles sieht, vor dir kann sich nichts verhehlen, ew'ger Gott, dem nichts entfliehet." Ferner: „Schöpfer, du regierst die Erde, die du hast durchs Wort gemacht. Mich auch schufst du, und ich werde nach dem Tod' vor dir gebracht. Schöpfer, Gott! wenn ich dich liebte, werd' ich ewig selig seyn; wenn ich aber Böses übte, so verdammst du mich zur Pein." Diese und ähnliche Lieder sangen wir aus voller Kehle und vollem Herzen. Aus dem alten Gesangbuche: „In dulci jubilo nun singet und seyd froh! unsre Herzenswonne liegt in praesepio und leuchtet als die Sonne matris in gremio. Oh! Oh! Oh! Froh! Froh! Froh! Benedicamus domino." Was soll nun ein Bauer sich dabei denken! Aber dennoch schrieen sie dergleichen Lieder aus vollem Halse und gingen erbaut aus der Kirche nach Hause.

So einleuchtend besser auch das neue Gesangbuch war, so widersetzten sich dennoch die Bauern hartnäckig seiner Einführung. Einige Dörfer hatten nachgegeben; andere beharrten in ihrem Widerstande. Der Einwoh-

ner des großen und reichen Dorfes Borſum widerſtanden am längſten. Zu wiederholten Malen wurden von Hildesheim aus Emiſſäre dahin beordert, um mit den Leuten wegen der Einführung des beſſeren Geſangbuches zu unterhandeln; aber alles vergebens! die Bauern wollten mit ihrem alten Geſangbuche leben und ſterben. Endlich wurde der Präfect des Gymnasium Josephinum, Lüſken, ein allgemein hochgeehrter Mann, von höchſt würdevoller Haltung, nach dieſem Ort geſendet. Er brachte die Bauern ſo weit, daß ſie ſich willig zeigten, in die Kirche zu gehn und unter ſeiner Leitung einige Lieder aus dem neuen Geſangbuche anzuhören. Von den Haupträdelsführern, und deren waren viele, fehlte in der Kirche auch nicht einer. Unglücklicher Weiſe begann Lüſken ſeinen Probegeſang mit einem recht hübſchen Liede: „Weg mit Jeſu! er ſoll ſterben!“ ꝛc. — „J, den Kerl ſoll ja der Teufel holen!“ ſchreien Alle wie aus einer Kehle und dringen vorwärts. — „Habt doch Geduld, lieben Leute! hört doch weiter!“ Da hilft alles Zuſprechen nichts, die Bauern ſtürmen auf den würdigen Mann ein. Er erkennt noch frühzeitig genug ſeine Gefahr, eilt aus der Kirche, die Bauern hinterdrein, er erreicht die Gärten, ſpringt oder klettert in ängſtlicher Eil über Zaun und Mauer und entflieht glücklich den wüthenden Bauern und ihren Mißhandlungen. Der Anfang dieſes Liedes iſt folgender: „Weg mit Jeſu! er ſoll ſterben! ſchreiet die erboſte Schaar; Barnabas ſoll Huld erwerben! der des Todes ſchuldig war. O! ſo ſoll der Mörder leben und der Arzt zum Tode gehn! wird der Unſchuld hingegeben und das Laſter angeſehn!“

Nach der Meſſe gingen wir in unſere Klaſſen. Um 12 Uhr Mittags war der Unterricht beendigt. Wir gingen nach Hauſe, ſtärkten uns zu fernerem Unterrichte und waren um 2 Uhr wieder in der Schule. Um 4 Uhr war der Nachmittags-Unterricht wiederum beendigt. Nur eine kurze Zeit war uns vergönnt, das Veſperbrod einzunehmen; hierauf mußten wir abermals zwei oder eine und eine halbe Stunde unter Aufſicht arbeiten, welche Zeit des Arbeitens Silentium genannt wurde. Der Name für dieſe Arbeitsſtunden war ein ganz richtig gewählter, denn das Schweigen auch in dieſen Stunden war wie eine althergebrachte Sitte: auch hier habe ich niemals gehört, daß ein Aufſeher, Praeceptor genannt, das Plaudern verboten hätte. Wie ganz anders iſt das jetzt in unſeren Schulen, ich meine auf unſeren Gymnaſien und anderen Lehranſtalten. Wie mancher Lehrer, beſonders ein neu hinzugekommener, hat die meiſte Zeit ſeiner Lehrſtunden mit Ermahnungen zur Ruhe, oder mit Beſtrafungen der läſtigen Plaudereien hinzubringen. Tritt ein Lehrer nicht mit voller Autorität auf, und beſitzt er nicht Kenntniſſe in ſeinem Gegenſtande genug und Gewandtheit, ihn ſeinen Schülern vorzutragen und zu ihrem Eigenthume zu machen; ſo wird er nie völlige Ruhe in ſeinen Stunden haben, und nie das leiſten können, was ſein guter Wille vielleicht ernſtlich beabſichtigte und wohin er mit aller Kraft ſtrebte. Ausgezeichnete Lehrer ſind übrigens ſehr ſelten; wie denn überhaupt ausgezeichnete Menſchen überall ſelten ſind, überall, vom Zepter bis zum Bettelſtabe. In der That iſt aber auch nicht zu leugnen, daß viele Lehrer beſſer gethan hätten, ein Geſchäft zu ergreifen, wo ſie regiert

wurden, ſtatt ihres jetzigen, wo ſie regieren müſſen. Ueberall die Augen haben, Strenge und Milde ausüben, wo es Noth thut, nirgend und niemals Partheilichkeit merken laſſen, ſey dieſes nun, wie denn das leider! oft geſchieht, zu ſeinem pecuniären Nutzen, oder treibe ihn ein inneres Gefühl dahin; ferner immer für ſeinen Beruf thätig zu ſeyn, nie merken laſſen, daß andere Geſchäfte, vulgo Allotria genannt, ihn von ſeinem Amte abhalten, ſich nie geben laſſen, immer Luſt und Kraft zeigen: dieſes alles und noch mehr können, beobachten, thun iſt nicht Jedermanns Sache! Kommt zu dieſen Erforderniſſen nun noch ein gewiſſes natürliches Etwas, das Reſpect einflößt, ohne daß der Gehorchende einmal weiß warum? ſo wird es keine Noth haben, der Lehrer hat Ruhe in ſeinen Stunden und ſein Wirken wird ſegensreich ſeyn.

Alle dieſe nöthigen Eigenſchaften ſollten Männer vorher, ehe ſie in den Schulſtaub treten, wohl bedenken, und fühlen ſie ſich kräftig, feſt und gewandt genug, ihren Poſten ganz auszufüllen, dann erſt ſollten ſie den Katheder beſteigen. Aber wird Jemand, den nicht etwa die Noth dazu treibt, nach richtiger Erkenntniß dieſer Eigenſchaften und in vollem Bewußtſeyn ihres Beſitzes, wird ein ſolcher das Lehrfach ergreifen? zumal wenn er die Trübſeligkeiten erkannt hat, welche noch immer centnerſchwer auf dem Lehrerſtande laſten? wird ein ſolcher, beſonders wenn er vorher ſchon weiß, daß viel Beſſeres zu ergreifen iſt, wird der noch Lehrer werden? Schwerlich, wenn nicht ein innerer Trieb ihn dahin zwingt. Es iſt ſchwer, ſage ich noch einmal, ſehr ſchwer, Lehrer zu ſeyn, wenn er nach ſtrengem Gewiſſen Alles leiſten

will, was man von ihm fordern kann. Es gilt hier wie überall: die Zeit eines Mannes gehört ſeinem Fache, und nur ſeinem Fache; alle Zeit, welche auf Sachen verwendet wird, die nicht unmittelbar oder doch mittelbar zu ſeinem Fache gehören, iſt Verſchwendung oder vielmehr gar Betrug: heißen dieſe Sachen Schriften, auch die gelehrteſten und die intereſſanteſten nicht ausgenommen (ſelbſt dieſe nicht, welche die freundlichen Leſer jetzt vor ſich haben), heißen ſie Privatſtunden, oder mögen ſie Namen haben wie ſie wollen, um diejenige Zeit, welche der Lehrer auf ihre Abwickelung anwendet, betrügt er ſeinen Poſten. Ein berühmter Lehrer ſagte einmal dem Schreiber dieſes: „Alle Deine Zeit gehört der Schule! Schlafen, Eſſen und das nöthige Ergehen koſtet auch ſeine Zeit, nur dieſe Zeit gehört Dir, die übrige Deinem Berufe!“ Es fällt mir durchaus nicht, auch nicht einen Augenblick ein, daß dieſer Lehrer Unrecht hatte; aber thut Jemand ſo ſtrenge und gewiſſenhaft ſeine Pflicht? hat das ſchon Jemand gethan? hat ſchon Jemand gelebt, der nicht hätte mehr thun können, als er wirklich that? Ja, wenn überall ſo gewiſſenhaft die Zeit verwendet würde, wie viele Hände, geleitet von geſunden Köpfen, würden den Schreibtiſchen entzogen und den Gewerben, die doch nun einmal unſere Hauptſtützen ſind, zugewendet werden können! Man ſage hier nicht, daß die Gewerbe ſchon überfüllt ſeyen; ich würde antworten: noch lange nicht! noch nicht zur Hälfte ſind Hände genug dabei beſchäftigt. Wäre es mir vergönnt, hier eine genaue Ueberſicht deſſen, was von Fabrikaten verbraucht wird, aufzuſtellen, meine Gegner in dieſer Hinſicht wür-

den erſtaunen, wenn ſie ſahen, wie wenig hier verfertigt wird und wie viel mehr uns das Ausland liefert. Aber warum weiß man das nicht? Iſt hier die Verſchwiegenheit eben ſo nothwendig, wie die Diplomatik ſie in ihrem Bereiche tyranniſch fordert? Oder gehört dieſe Verſchwiegenheit, als ein Reis zu der tyranniſchen Ruthe, welche die Menſchheit ſich zu ihrer eigenen Züchtigung gebunden hat und hat binden müſſen? Warum ſagt der Staat ſeinen, über Gewerbefreiheit murrenden Bürgern nicht: ſeht her, ſo ſieht's!? Einen allgemeinen Ueberblick könnt Ihr Euch verſchaffen: geht durch die Straßen, ſeht nur in den Läden Einiger die Fabrikate genau an, und Ihr werdet finden, daß noch nicht die Hälfte davon uns das Vaterland bereitet, das übrige liefert unſerer Bequemlichkeit das betriebſame Ausland. Ganz wahr! werdet Ihr vielleicht ſagen: aber warum verbietet der Staat den Eingang ſolcher Fabrikate nicht, oder, wenn er ihn nicht verbieten will, warum belaſtet er dieſe Fabrikate nicht mit einem ſo hohen Eingangszoll, daß ſie mit unſeren Fabrikaten nicht concurriren können? Aber welche Forderung! Habt Ihr denn noch nicht geſehn, daß der Staat noch mehr Unterthanen hat, als Fabrikanten? Verlangt Ihr, daß der Staat Eurer Bequemlichkeit fröhnen und dadurch für die anderen Unterthanen ein Straf-Inſtitut werden ſoll? Was für Waaren würdet Ihr uns liefern und zu welchen Preiſen! Unter der Vormundſchaft des Staates müßt Ihr heran an die Arbeit, Ihr müßt ſinnen und trachten, Euren Fabrikaten eine Güte, ein Anſehn zu geben, daß ſie ſich mit den ausländiſchen in Reihe und Glied ſtel-

len können, und nach und nach werdet Ihr gezwungen, Arbeiten zu liefern, welche vielleicht, theilweise auch gewiß die ausländischen Waaren übertreffen werden. Und seyd Ihr nun allmählig mit der Arbeit vertraut geworden, habt Ihr mit der Zeit gelernt und Euch daran gewöhnt, sicher und mit der größten Gewissenhaftigkeit zu arbeiten, und nie eher ein Werk zum Verkauf aus der Hand legen, bis Ihr ihm die größtmöglichste Vollkommenheit gegeben habt; wenn Ihr so unter der väterlichen, zwar strengen, aber dennoch liebevollen Leitung des Staates in Zug und Trapp genöthigt seyd, werdet Ihr da das Ausland noch zu fürchten haben?

Aber es ist auch gar nichts mehr an der Arbeit zu verdienen! sagt Ihr. Sollte das wirklich wahr seyn? Oder meint Ihr in der That, daß das Jemand glaubt? Denn wäre Eure Aussage Wahrheit, so müßten die Väter große Schätze hinterlassen haben, da so viele ihrer klagenden Söhne in Ueppigkeit, in Hülle und Fülle der Tafel und dem Glase zusprechen können. Ihr verdient allerdings noch und zwar recht ansehnlich, vielleicht aber an schlechten Waaren nicht so viel, wie Eure Väter. Ihr wollt an schnell angefertigten Fabrikaten viel verdienen, Ihr verwünscht die Gewerbefreiheit, weil sie Euch zwingt, bessere und wohlfeilere Waare zu halten, und Euch die Befugniß benimmt, für Eure Waaren nach Gutdünken den Preis festzustellen. Allerdings steht Ihr Fabrikanten jetzt schlechter. Wenn dieses nun auch in der That wahr ist, so müßt Ihr doch wohl bedenken, daß viel mehr Menschen dabei besser stehn: Ihr wollt, der Staat soll Einen, d. h. von Euch, übermäßig

begünſtigen, und Tauſend, die nicht zu Euch gehören, ſollen dafür darben. Iſt das nicht eine ſelbſtſüchtige, eine höchſt ungerechte Forderung!? Die glücklichſten Zeiten ſind alſo für Euch vorüber, und ſie werden auch, ſo Gott will, wenigſtens in dieſem Jahrhundert, noch nicht zurückkehren. Aber, ich überlaſſe es Eurem Rechtsgefühle zur Entſcheidung: wenn ein Fabrikant, ein Handwerker, ein Färber oder ſonſt irgend ein Bürger in einem Jahre 5, 10, 20, ja, 30,000 Thaler verdient, das heißt, zurücklegte, — denn der Bürger hat nur das verdient, was ihm am Ende des Jahres von der geſammten Einnahme übrig bleibt, — hatte er wirklich wohl ſo viel verdient, wie er verdient hat? Wer brachte ihm dieſen übermäßigen Gewinn? Doch großentheils der Unbemittelte! Nun iſt wohl nichts klarer, als das: wenn in einer kleinen oder großen oder ſehr großen Geſellſchaft auf der einen Seite viel gewonnen wird, auf der anderen Seite doch eben ſo viel Verluſt ſeyn muß. Wollt Ihr alſo auch jetzt noch übermäßig gewinnen, ſo verlangt Ihr doch ſicherlich, daß Andere übermäßig verlieren ſollen! Und, nehmt mir's nicht übel, ſolch ein Wunſch macht Euch eben keine große Ehre! Der erwähnte große Verdienſt mag vielleicht übertrieben ſeyn; ich ſtütze mich bei dieſer Angabe, unter vielen anderen, vorzüglich auf die Ausſage eines würdigen, hier in Berlin vor vier Jahren verſtorbenen Mannes, welcher mir, in Folge eines Geſprächs über Sonſt und Jetzt, die Verſicherung gab: daß er jetzt nicht ſo viele Hunderte, wie ſonſt Tauſende zurücklegen konnte, daß er ſonſt zehn und mehre Tauſende verdient, und in dem,

allerdings für ihn, glücklichſten Jahre ſelbſt Sechs und Dreißig Tauſend Thaler erübrigt hätte!

Weiter: mit dem Auslande, meint Ihr, würdet Ihr wohl noch concurriren können; das Abſcheulichſte bei der Gewerbefreiheit ſey, daß Jeder, ohne zünftig zu ſeyn, ſich ein Patent löſen, und nun wie ein zünftiger Meiſter ſich hinſetzen und arbeiten dürfte, was er gelernt hätte. Aber ſeht Ihr nicht gleich ein, daß nur Eure Selbſtſucht Euch dieſen Vorwurf gegen den Staat vorbuchſtabirt? Wollt Ihr hier nicht wieder, Einer ſoll begünſtigt werden, und Tauſend oder doch gewiß Hundert ſollen darunter leiden? Die Patenter ſind eine wahre Wohlthat für das große Ganze: ſie ſind genöthigt, die Waaren beſſer und wohlfeiler zu machen, ſie ſind genöthigt, mit aller Einſicht und Thätigkeit zu arbeiten, um ehrlich durch die Welt zu kommen, und, was noch mehr iſt, ſie bringen Euch in Trapp und zwingen Euch aus Eurem bequemen Schlendrian oder vielmehr Schlendergang zur Thätigkeit und zu einſichtsvoller Arbeit. Macht Eure Arbeiten beſſer als die Patenter! Der Käufer kümmert ſich nicht darum, wer die Arbeit gemacht hat, er kauft ſie, wenn ſie gut und preiswürdig iſt, gleichviel, ob ſie ein zünftiger Meiſter verfertigt hat oder ein Patenter. „O vor das Beſſermachen iſt uns gar nicht bange," ſagt Ihr, „nie wird ein Patenter ſo gute Arbeiten liefern, als ein zünftiger Meiſter!" Nun ſeht einmal, wie einſeitig, wie ſelbſtſüchtig Ihr wieder ſeyd! Und wären ſolche großſprecheriſchen Behauptungen ganz richtig, was brauchtet Ihr die Patenter zu fürchten? wie konntet Ihr Euch bewogen finden, ſo oft

und bei jeder Gelegenheit faſt, das Wort Patenter auszuſprechen; und wären dieſe Behauptungen richtig, wo wären dann ſchon lange alle Patenter! Nein! nein! geht's nur zu, Ihr fürchtet die Patenter! und wir, doch nicht aus Schadenfreude und Mißgunſt, wir freuen uns darüber, weil wir uns wohl dabei fühlen. Freilich hat faſt jedes Ding ſeine gute und böſe Seite, und ſo mag auch das Treiben der Patenter manchen harten Tadel ſich zugezogen und mit Recht verdient haben. Ich gebe recht gern zu, daß hier Leichtſinn, dort übertriebene Hoffnung oder was ſonſt für eine Urſache manchen Patenter an den Bettelſtab gebracht, und Anderen große Verluſte zugezogen hat; aber ſollten nicht dieſelben Urſachen bei zünftigen Meiſtern, wie bei Kaufleuten, innerhalb und außerhalb der Corporation, ſchon dieſelben Wirkungen gehabt haben? Laßt nur immerhin den Staat ſorgen, er meint es gut mit Allen! Wendet Ihr Euererſeits Eure Zeit mit Eifer und Einſicht gewiſſenhaft an, und es wird Euch wohlgehen. Daß übrigens der Staat immer und überall das Allerbeſte thun ſolle und mithin gar nicht fehlen könne, welcher an Geiſt geſunde Menſch wird das erwarten! Sind doch die Lenker des Staates gerade ſolche Menſchen wie wir, und wer von uns könnte ſo vermeſſen ſeyn, zu behaupten, daß er noch nie gefehlt hätte, daß Alles, was er gethan hat, durchaus nicht beſſer hätte gemacht werden können, daß ſein ganzes Thun und Treiben durchaus ein vollkommenes geweſen ſey!? Ja! bedenkt einmal, ſchon Päpſte ſelbſt, wiewohl natürlich äußerſt ſelten, haben doch ſchon Pudel gemacht! Je weniger Fehler, deſto beſſer! Wir

wollen dem Staate gehorchen und willig folgen, wenn er uns auch nicht immer sagt, warum er so handelt und nicht anders; wir wollen unsere Zeit gewissenhaft benutzen nach bestem Können und Wissen, und wir dürfen dann der Hoffnung Raum geben, daß es mit uns gut gehen werde.

Ich hielte mich für überzeugt, sagte ich, daß Jeder mehr thun könne, als er wirklich thut, und ich hielte es ganz der Billigkeit gemäß, daß Jedermann seinem Pesten, der ihn ernährt, auch die Anwendung seiner ganzen Zeit schuldig wäre, und dann würden viele Hände den Schreibtischen entzogen und den Gewerben zugewendet werden können. Daß meine Behauptungen viele Gegenrede finden werden, bin ich gewiß, ich könnte selbst Vieles dagegen einwenden; aber es war nun einmal so ein Drängen in Kopf und Hand, ich mußte, gern oder ungern, davon sprechen. Denn welcher Mißmuth, welches Unglück, welche Trübseligkeit würde daraus hervorgehn, wenn alle Officianten alle ihre Zeit ihrem Geschäfte weihen sollten; welche Ungerechtigkeit auf der anderen Seite würde eine solche Forderung mit sich führen, wenn z. B. die meisten Lehrer nicht Zeit übrig behalten sollten, um ihr Leben, doch ohne zu großen Kummer, bis zu einer besseren Zeit hinzufüttern! Mit den ersten, d. h. vorzüglich mit den meisten schreibenden Officianten hätte es eben keine Noth; denn die meisten haben so viel, daß sie, wenn sie nicht Verschwender sind und nicht mit Fabrikanten und vielen anderen Bürgern, — nun, wer's hat, der mag's ja thun, wir wünschen's ihm von ganzem Herzen, — besonders bei den vielen

Gastereien, auf gleichem Fuße leben wollen, für sich selbst und allenfalls auch für eine kleine Familie, wenn auch nur so eben genug haben; das wäre hier in der That nicht der größte Kummer: aber! aber was würden die vielen Gastwirthe sagen! ja, selbst der Staat würde verlieren, weil er von vielen tausend Kartenspielen den Stempel nicht eingezogen hätte; und wenn diese Einnahme fehlte, so könnte doch unmöglich das glückliche Verhältniß: Einnahme — Ausgabe = 0 ganz richtig seyn.

Mit den Lehrern aber, — ich spreche weder hier noch dort von Diätarien, — ist das ein ganz anderes Ding, besonders mit den meisten Lehrern in großen Städten. Was ist das für ein Gehalt 300, 200, ja, man denke sich, selbst 150 Thaler! Kann ein Mann, wenn er doch einigermaßen anständig wohnen, einigermaßen anständig gekleidet seyn will, und Beides muß er, kann ein Mann mit solch einem Gehalte, wenn er sein Amt nicht betrügen will, seinem Stande gemäß durch die Welt kommen? Nein! sage ich, nein! Was thut er nun oder was muß er thun? Er giebt Privatstunden, Nachhülfestunden und wie dergleichen Stunden weiter heißen, jede für 7½, 10, 15, 20, 30 Sgr., und täglich 5, 4, 3, 2, auch 1 Stunden; so seht Ihr wohl ein, daß Euer Gehalt gegen seine übrige Einnahme beinahe verschwindet. Seht Ihr aber das ein, so müßt Ihr auch einsehen, daß er sein Gehalt nur als eine gute Nebeneinnahme betrachtet, oder, wenn er noch jung und rüstig ist und er sich fühlt, so nimmt er seinen Posten als ein nicht zu verachtendes Interimisticum an, und giebt dabei Privatstunden, so viel er erhalten kann. Wie kann

doch einem Manne, der vorher ein gar nicht leichtes Examen zu bestehen hat, so ein schimpfliches Honorar auch nur angeboten werden?

Wenn die Lehrer so wenig Salar erhalten, so sind sie auch nicht viel werth! Warum? Nun deßhalb, weil man ihnen so wenig giebt: „denn der Mensch ist so viel werth, wie er hat!“ Trübseliger und doch wahrer oder doch fast allgemein als wahr angenommener Spruch! — Ich muß mit diesem Kapitel aufhören, sonst müßte ich auch Staaten und Städte mit in dieses Gerede ziehn, und die lassen sich nicht gern etwas sagen. Welch ein Unterschied ist in der Besoldung zwischen einem ausgezeichneten Lehrer und einem berühmten Schauspieler!

Unsere Lehrer auf dem Gymnasium, das muß ich ihnen zum Ruhme nachsagen, übertrafen die jetzigen Lehrer bei weitem an Würde und daher auch an Autorität. Sie wurden deßhalb auch nicht allein von den Schülern, sondern auch, vorzüglich von den Katholiken, fast allgemein verehrt. Schwankte ein Professor bei Ausübung seiner Autorität, so wurde das Uebel bald allgemein bekannt, und sämmtliche Collegen bemühten sich aus allen Kräften, die verlorne oder geschwächte Autorität ihrem Amtsbruder wieder zu verschaffen oder zu stärken. Daß, was ich dort nie, hier oft gehört habe, sich Collegen, anstatt freundlich zu rathen, im Gegentheile sich anfeinden sollen, wäre ein Krebsschaden für die Schulen, der leicht mehr und mehr um sich greifen, die amtliche Thätigkeit lähmen und das Leben verbittern könnte. Wie soll das auch anders seyn? Jeder lebt für sich und muß es nach

den

den obwaltenden Verhältniſſen; denn wenn er nicht zu ſeinem Gehalte zu verdient, ſo kann er nicht anſtändig leben, und hierin ſehen ſucht ein Lehrer den andern zu überbieten; dann ſieht und hört und kennt kein Lehrer, allenfalls der Direktor, das, was ein anderer Lehrer vorträgt, wie er es vorträgt, und wie die Erfolge ſeiner Bemühung ſind. Wie ſoll er da rathen wollen und wie rathen können?

Eine ſehr übele, gewiſſenloſe Thatſache muß ich hier noch rügen: Einige Lehrer verleiten die Schüler direkt oder noch mehr indirekt, bei ihnen Privatſtunden zu nehmen oder vielmehr nehmen zu müſſen. Fordern die Lehrer ſchwächere Schüler auf, privatim ſich belehren zu laſſen, ſo habe ich dawider nichts; denn wer dergleichen Unterricht nehmen und theuer bezahlen will, der mag's ja thun; wer aber ſeine Privatſchüler bevorrechtet, ihnen das beſte Lob ertheilt, und die übrigen Schüler einer Klaſſe, die er noch dazu nicht immer einmal genau kennt, übermäßig ſtrenge beurtheilt, damit auch ſie an dem Privatunterrichte Theil nehmen ſollen oder müſſen, und dieſe neu Aufgenommenen gleich übermäßig günſtig beurtheilt, der handelt unrecht, gewiſſenlos und gegen die Würde der Schule. Dort iſt mir dergleichen nicht vorgekommen, konnte auch nicht vorkommen: denn einmal hatten die Lehrer reichlich ſo viel, wie ſie gebrauchten, und dann vertraten die unentgeldlichen Silentia hinlänglich allen Privatunterricht. Hier ſpricht faſt ein jeder Schüler davon, jeder weiß, wie gewiſſenlos der und der Lehrer mit ſeinem Urtheil verfährt; will daher ein Schüler ein gutes Urtheil von einem Lehrer erkaufen, ſo nimmt er, wenn irgend die väterliche Kaſſe die bedeutenden Aus-

gaben dafür leiſten kann, Privatunterricht, und er iſt des günſtigen Urtheiles gewiß, wenn er auch für ſeine Thaler nicht für einen Dreier hinzugelernt hat. Nein! das iſt zu arg! Aber was ſoll der Lehrer thun? Beurtheilt er ſeine Privatſchüler, denn des Lernens wegen kommen ſie ja ſelten zu ihm, nicht recht günſtig, ſo bleiben ſie weg, und Andere, die ebenfalls willens waren, ſich ein günſtiges Urtheil zu erkaufen, bleiben aus, mithin bleibt auch der einträgliche, leichte Verdienſt aus, der Lehrer muß alſo darben; hört er aber nicht auf die Stimme ſeines Gewiſſens, wird er taub gegen die Geſpräche, Urtheile, Vorwürfe anderer Menſchen, ſo ſteht er ſich wohl dabei. Nahrungsſorgen quälen ſehr!

So würdevoll ſich unſere Profeſſoren hielten und ſo erhaben ſie, gewiſſermaßen wie andere Weſen, von uns angeſehen wurden, ſo verſchmähten ſie es doch nicht, bei gutem Wetter an den freien Nachmittagen mit uns einen Spaziergang zu machen. Bei ſolchen Ausflügen wurde faſt immer ein paar Stündchen Ball geſpielt, die Profeſſoren ſpielten mit und erhielten ſehr häufig kräftige Würfe. Weit entfernt aber, daß die Lehrer hierbei verloren hätten, nein! ſie gewannen noch dadurch und erwarben ſich, neben ihrer gewaltigen Autorität, auch unſere kindliche Liebe. Gehen die heutigen angeſtellten Lehrer auch mit ihren Schülern aus, tummeln ſie ſich im Freien mit ihnen herum? Ja, wenn ſie müſſen und durch Geld dafür gewonnen ſind. Die anderen Lehrer hüten ſich wohl, ihre koſtbare Zeit auf ſolche Weiſe zu verſchwenden, welche ihnen keinen Genuß gewährt und nichts einbringt. Gerade an den freien Nachmittagen haben ſie auch die beſte Zeit, Pri-

vatunterricht zu ertheilen oder andere einträgliche Geſchäfte vorzunehmen; wer kann es ihnen nun verdenken, wenn ſie dieſes thun und jenes unterlaſſen! Ein Lehrer an einer höheren Anſtalt muß wenigſtens Ein Tauſend Thaler Einnahme haben, wenn er ſeinem Stande gemäß leben und ſich Achtung verſchaffen ſoll, ich meine dieß weniger bei den Schülern als vielmehr bei ihren Eltern. Gebt Ihr dem Lehrer nicht ſo viel, ſo iſt es ſeine Pflicht, ſeine amtliche Stellung befiehlt es ihm, ſich das noch Fehlende zu verſchaffen, wenn er auch dadurch wiederum, und nicht ſelten recht bedeutend, ſeinem Amte entgegentritt. Was könnte alles in den Schulen geleiſtet werden, wenn tüchtige und gewiſſenhafte Lehrer ihre ganze Zeit ihrem Berufe widmeten! Wenn ſie das aber nicht thun, ſo liegt die Schuld nur an der geldbewilligenden Behörde; denn will dieſe, anſtatt für ihre Kinder Opfer zu bringen, auch in den Schulen eine Quelle, die Einnahme ſprudeln ſoll, finden, ſo verdient ſie auch nicht beſſer behandelt zu werden. Aber was für eine Unſumme würden wir, ſagen die Meiſten, noch mehr zu zahlen haben, wenn die Lehrer ſo hoch beſoldet werden ſollten! Aber was für ein Einwurf! Habt Ihr denn noch nicht gemerkt, daß Ihr das, was Ihr nicht zahlen wollt, zahlen müßt? Wie bedeutend iſt die Ausgabe, wenn Ihr Eurem Sohne täglich eine, oder wohl gar zwei Privatſtunden geben laßt! Für Schulunterricht bezahlt Ihr zwanzig, vier und zwanzig, auch ſechs und dreißig Thaler jährlich: laßt Ihr Eurem Sohne Privatunterricht ertheilen, auch, wenn es Euch ſonſt zu koſtbar wurde, in Geſellſchaft einiger ſeiner Mitſchüler, und gebet dann nur 5 Sgr. pr. Stunde, ſo macht das ſchon

mehr als 60 Thaler. Beweist dieß nicht, daß Ihr zahlen müßt, wenn Ihr auch nicht wollt? Nun ich, sagt Mancher, gebe meine Einwilligung nicht dazu, daß mein Sohn Privatunterricht nimmt, ich übergebe ihn der Schule, diese muß für ihn sorgen. Meinetwegen! aber da lernt der Sohn auch nicht viel; er erhält schlechte Censuren, giebt Euch als Grund seines Nichtwissens das Entbehrenmüssen des Privatunterrichts an, er bittet Euch mit Thränen in den Augen, diese Wohlthat ihm zuzuwenden, und — Ihr willigt ein. Glaubt Ihr aber, daß Euer Sohn jetzt mehr lernt? Nun, ja! etwas wird er doch mehr lernen? Ich gebe dieses für die meisten Schüler zu, keinesweges aber für alle; und wenn nun dieses von Allen gesagt werden könnte, wenn es wahr wäre, daß ohne Privatunterricht der Schüler sein Pensum nicht begreifen oder durchmachen könnte, so würde hieraus folgen, daß die Kinder armer Eltern, die keinen Privatunterricht erhalten, weil sie ihn nicht bezahlen können, auch immer zu den schlechten Schülern zu rechnen seyen. Keinesweges! denn eben durch diesen Mangel sind sie gezwungen, sich selbst in die Sache hineinzuarbeiten, werden dadurch fester in dem Lehrgegenstande, werden nothwendigerweise gewandter, ergreifen das Folgende leichter und schneller, und nach und nach ragen sie weit über die anderen Mitschüler hervor. Laßt Ihr Euren Sohn in einer Sache privatim unterrichten, so wird er, wenn er ein mittelmäßiger Kopf ist, wohl etwas hinzu lernen; wie steht es aber da mit den übrigen Lehrgegenständen einer Schule, die, von Erfahrung geleitet, sich eines wohl durchdachten und berechneten Planes erfreut! Ich sage, ohne dieses weiter beweisen

zu wollen, der Privatunterricht in einzelnen Gegenſtänden tritt dem Schulplane entgegen und ſchadet mehr als er nützt. Laſſen aber die Eltern ihrem trägen, nicht an gewiſſenhafte Arbeit gewöhnten Sohne, wie man ſagt, Nachhülfe geben, das heißt aber in allen Gegenſtänden, ſo wird das jedenfalls etwas nützen, denn ohne dieſe würde er vielleicht gar nichts thun. Viel beſſer wäre es, und dem Gedeihen der Schüler wie der Schule erſprießlicher, wenn den ſchwächeren Schülern in jedem Lehrobjecte in der Schule ſelbſt Privatunterricht ertheilt oder Nachhülfe geſchenkt würde. Ich ſage geſchenkt: denn auch der Unbemittelte müßte dieſe Wohlthat genießen können. Iſt der Privatunterricht wirklich eine Wohlthat, welche die Eltern ihren Kindern erzeigen laſſen, ſo hat die Stadt für die armen Kinder wenig gethan: denn dieſe müſſen nun zurückbleiben, eben, weil ſie den Privatunterricht nicht genießen oder vielmehr nicht bezahlen können. Bezahlten die Behörden ſolchen Unterricht oder ſolche Nachhülfe, verpflichteten ſie jeden Lehrer, dergleichen Stunden, ſey es auch nur einmal wöchentlich, abzuhalten: ſo würde bald mehr Einigkeit in das ganze Getriebe einkehren, die ſchwächeren Schüler würden doch einigermaßen mitkommen, und das Vorzüglichſte, was daraus, ſo denke ich mir die Sache, hervorgehen würde, wäre eine größere Annäherung und innigere Befreundung der Lehrer, und eine ſchnellere Herbeiführung der nöthigen Uebereinſtimmung in ihren, auch noch ſo verſchiedenen Objecten, oder einer harmoniſchen Abrundung aller Theile des bezüglichen Ganzen. Das wäre alles recht gut; aber, werden die Lehrer dieſe, allerdings nicht angenehme und meiſt ſehr langweilige

Arbeit übernehmen? Umſonſt? gewiß nicht! Die verehelichen Behörden müſſen bezahlen. „Aber woher dieſes Geld nehmen, da die Schulen uns ſo ſchon ein ſchweres Geld koſten?“ Ich will es Euch ſagen: Laßt alle Vierteljahr jeden Schüler nur einen Thaler Schulgeld mehr zahlen und die Sache iſt abgemacht. Wäre ich Dictator perpetuus, ich würde noch ein anderes, weit einträglicheres Mittel feſtſtellen: Jeder Mann über 30 Jahr, im Stande eine Frau zu ernähren, noch unbeweibt, müßte das doppelte Schulgeld, und ein verheiratheter kinderloſer doch das Schulgeld, aber nur das einfache in eine allgemeine Kaſſe entrichten. Das klingt nun wohl etwas ſonderbar, aber unbillig wäre es nicht, noch weniger Unrecht: denn man bedenke doch, welch ein Unterſchied zwiſchen zwei Paar verheiratheten Leuten, das eine Paar kinderlos, das andere Paar mit 4, 6, 8, 10, 12 Kindern beſchenkt, in Betreff der Ausgaben! Man laſſe auch den Unterricht, die viele Mühe und die großen Sorgen ganz aus dem Spiele, nur die Abgaben an den Staat erwäge man; ſo wird ſich bald das traurige Facit ergeben, daß ein Vater von 8 Kindern an Staat und Stadt viel mehr zahlen muß, als ein kinderloſes Ehepaar. Das wäre! Ja, ſo iſt es, beſonders für alle Officianten: denn dieſe vorzüglich ſind es, welche alle Gewerbeſteuer, alle Acciſe und wie die Abgaben weiter heißen, entrichten müſſen, ohne irgend eine Ausgabe wieder in Einnahme ſtellen zu können; an jedem Biſſen klebt etwas Abgabe. Ferner ſollte der Staat ſich der kinderreichen Familien annehmen, denn dieſe ſind es, welche für das Beſtehen des Staates am meiſten ſorgen, und dadurch den zukünftigen Staat bilden. Doch: wer

für die Zukunft arbeiten, der laſſe ſich auch von der Zukunft bezahlen! So iſt es alſo nicht, und ſo wird es auch nicht werden, denn dazu ſind wir in der Bequemlichkeit und Unbilligkeit ſchon zu weit gekommen. Liegt nun der Hauptreiz des Lebens in den eigenen leiblichen und geiſtigen Genüſſen, ſo folgt ſo ziemlich richtig, daß der klug und glücklich iſt, der nicht heirathet, glücklich, wer verheirathet iſt und kinderlos bleibt, unklug und unglücklich aber iſt der, der in der Heirath einen Schatz von vielen Kindern ſich zu verſchaffen wußte.

Nun iſt es doch endlich einmal Zeit, daß ich dieſes Gerede abbreche, und erzähle, was ferner aus mir wurde. Bevor wir uns jedoch auf die Reiſe begeben, ſo möchte ich, weil es vielleicht Manchem angenehm ſeyn konnte, noch etwas von dem Johannishauſe ſprechen. Die Einrichtung auf demſelben hatte viel Gutes, aber auch manches Uebele. Hier nur einige Punkte: Des Morgens erhielten wir nie ein warmes Frühſtück, ſondern ein Butterbrod, womit wir zufrieden ſeyn mußten und auch konnten. Damit wir uns an ein richtiges Hochdeutſchſprechen gewöhnen ſollten, waren zwei Notadene's ausgeſonnen: dieſe beſtanden in zwei kleinen flachen Hölzchen, worauf Nota bene eingeſchnitten war. Beim Anfange jedes Schuljahres, nach Michaelis, erhielten zwei der beſſeren Schüler jeder ein NB. Sobald irgend einer der anderen Schüler beim Sprechen einen Fehler machte, ſo verbeſſerte ſchnell der Inhaber eines NB. denſelben und übergab zugleich ſein Zeichen dem, der den Fehler gemacht hatte. Jeder Inhaber hatte eine Dienſtleiſtung zu verrichten: der Eine mußte die Stube ausfehren und

der Andere mit dem Jüngſten auf der Anſtalt das Mittagsbrod hinauf beſorgen. Wer ein ſolches NB. erhielt, der ſuchte es ſo unbemerkt, als möglichſt ſchnell zu verbergen, hörte dann ſcheinbar nicht, in der That aber ſehr aufmerkſam auf jedes Geſpräch, und ſo wie er nur den geringſten Sprachfehler verbeſſern konnte, war er dadurch ſein NB los. Dieſe Einrichtung hatte viel Gutes, beſonders in einer Gegend, wo alle Welt plattdeutſch ſpricht, und viele Menſchen kaum das Hochdeutſche recht verſtehn. Wie wenig dort unter dem gemeinen Manne das Hochdeutſche verbreitet iſt, geht wohl daraus hervor, daß die Fähigkeit, es ſprechen zu können, ſelbſt auf dem Paſſe in die Rubrik für beſondere Merkmale angeführt wird: „ſpricht auch hochdeutſch.“ Ich habe ſelbſt vor noch nicht zwei Jahren einen ſo abgefaßten Paß geſehn. Die NB. hatten in der That viel Gutes: wer zwei oder drei Jahre hindurch unter der ſtrengen Aufſicht und Controlle geſprochen hatte, der ſprach ſein richtiges Hochdeutſch ohne alle Furcht, und nur ſelten erhielt ein ſolcher das NB. Im Anfange eines Schuljahres waren die beiden NB. faſt immer im Beſitz der neu aufgenommenen Zöglinge; erhielt ein Aelterer das Zeichen, ſo wußte er daſſelbe bald wieder bei einem Jüngeren anzubringen. In dem letzten Viertel des erſten Jahres, oder auch noch früher, waren die jüngeren Schüler ſo weit herangebildet, daß auch ſie ſchon richtig ſprachen und ſo gewitzigt, daß ſie das, von deſſen Richtigkeit ſie ſich nicht ganz überzeugt hielten, nicht ausſprachen, und mußte es dennoch angedeutet werden, durch Umſchreibung ihre Gedanken deutlich zu machen ſuchten. Erlaubt war es jedoch, und man erhielt das NB. nicht dafür, ſich

nachher zu befragen, ob dieß oder das so oder so richtig sey. In der letzten Zeit des Schuljahres war es daher keine Seltenheit, wenn ein Schüler zwei und mehre Wochen hindurch sein NB. nicht anderweitig anbringen konnte. Wollten wir einmal ein munteres Spielchen machen, und wir wünschten, daß Alle daran Theil nehmen möchten und zwar ohne allen Rückhalt; so wurde bei den Inhabern der NB. angefragt, ob sie einwilligten, daß heute Abend die NB. ungültig seyn sollten. Sagten sie ja, wie es denn fast immer so gehalten wurde, so durfte ein Jeder plattdeutsch sprechen, so viel er wollte, und dann begann auch gleich ein Geschnatter, wie in einer Bauernschenke. Die Inhaber hatten es in ihrer Gewalt, den Tumult und das Lärmen mit einem Male zu dämpfen, wenn sie riefen: „Die Ordnung ist wieder hergestellt!“ Jetzt sprachen nur die, welche auf die Richtigkeit ihrer Sprache vertrauten; die Anderen schwiegen entweder ganz oder sie wurden doch gleich sehr einsylbig. Ich weiß dieser Einrichtung weiter keinen Vorwurf zu machen, als daß sie einige furchtsame Jungen noch mehr einschüchterte, und manche selbst so in Respect hielt, daß sie kaum ein Wort zu sprechen wagten.

Eine andere Einrichtung verdiente dagegen nach meiner vollen Ueberzeugung nur Tadel, denn das Gute, was sie ihrem großen Uebel entgegensetzen konnte, war allenfalls, daß einige im Finstern sehr furchtsame Jungen dadurch etwas dreister gemacht wurden. Strenge war es uns nämlich verboten, ein Nachtgeschirr zu halten. Wer also am Abend spät ein Bedürfniß hatte, mußte im Finstern die lange Treppe hinunter, über den großen Flur, neben der Küche vorbei, über den großen

Hof und durch einen in der Hofmauer durchgebrochenen Gang, um in einen zweiten kleineren Hof zu gelangen, wo erſt Befriedigung erlaubt war. Manche baten oft um Begleitung, aber nicht ſelten wurden ſie ſtatt deſſen ausgelacht, und, wollten ſie nicht allein gehen, ohne Erbarmen hinuntergetrieben. Als einmal ein äußerſt furchtſamer junger Mann, — denn er war ſchon, wie die Meiſten von uns, erwachſen, — hinunter geſeppt war, hatte ſich ein Schadenfroh, ohne daß wir Anderen das Geringſte davon wußten, ausgekleidet, nämlich ein großes weißes Hemde umgehangen, eine ſehr große Papiermütze aufgeſetzt und ſo ausgerüſtet ſich an die Ecke der Küche aufgeſtellt. Als Erſterer kaum die Hofthür wieder verſchloſſen und ein paar Schritte vorwärts gethan hat, brummt der Vermummte, er wird geſehn, und wie eine Säule ſteht der Furchtſame. Dieſer ſoll Auskunft geben über woher? wohin? Er kann aber nicht ſprechen; endlich läuft er ſo ſchnell, wie er kann, treppauf, das Geſpenſt dicht hinterdrein, und Beide erreichen zu gleicher Zeit die Stube. Das war ein Jocus, ein Gelächter, und gab zu ſo vielen luſtigen Späßen und Erzählungen Veranlaſſung, daß wir ſelbſt den Nachtwächter nicht gehört hatten und gegen 11 Uhr von unſerem Aufſeher zu Bette gejagt werden mußten. Alle Geſetze, welche auf irgend eine Weiſe nur hart gegen die Natur ſtreiten, ſind, wie die meiſten Geſetze, leicht gegeben, aber ſchwer aufrecht zu erhalten, ſo auch hier. Hielt auch nicht Jeder ſich ein ſolches Geſchirr, ſo fehlte uns doch ein dergleichen nur ſelten. Der Gebrauch deſſelben wurde nie bemerkt. Hatte unſere Topfwaare das Unglück, entdeckt zu werden, ſo mußte ſie dafür mit dem Leben

bußen, und wir wurden ausgefragt, wer der Eigenthümer der Waare ſey? Wer nichts davon wußte, das waren wir. Privatim ſich mit einer ſolchen Bequemlichkeit zu verſehen, war noch weit ſtrenger verboten, d. h. wir wollten es nicht haben, und daher war denn eine ſolche Contravention bald entdeckt. Fortan ging Keiner mehr des Abends den läſtigen Gang. Eines Abends gingen wir, ſchon halb oder ganz ausgekleidet, zu Bette, und bedienten uns vorher nach einander unſerer gemeinſchaftlichen Bequemlichkeit. Der Letzte mußte die Leerung beſorgen, d. h. den Inhalt aus dem Fenſter gießen, und zwei Andere mußten das ſchwere Schiebfenſter in die Höhe bringen. Ausgießen, zu gleicher Zeit mit verſtellter Stimme „Kopf weg!“ rufen und ein dumpfes Getrommel und Gebrauſe hören, war ein Moment. Wir merkten Unrath, ließen ſchnell das Fenſter herunter, ſchloſſen unſere Kammerthüren zu, ſprangen ins Bette und — ſchliefen und ſchnarchten. Unſer Aufſeher ſtand nämlich zu der Zeit, — zum Glück für ihn war gerade Regenwetter, — unter einem Regenſchirm geſichert, im Begriff, die Hausthür zu öffnen, und hatte den ganzen Inhalt über ſeinen Schirm erhalten. Weit ſchneller als ſonſt wurde die Thür geöffnet, eben ſo ſchnell wieder verſchloſſen und die lange Treppe wie mit einem Sprunge hinaufgeeilt. Nun begab ſich unſer Aufſeher in ſein Zimmer, allerdings auch mit raſchen Schritten, verbrachte dann einige Zeit mit Feueranmachen, zog ſeinen feinen Ueberrock aus, denn der hätte ja Dunen anfangen können, legte ſeinen Schlafrock an, denn er hätte ſich ja erkälten können, und nun erſt kam er aus ſeiner Stube hervor, öffnete die erſte die beſte Kammerthür, ſah das

Bette an, horchte auf den Athem des darin Schlafenden, faßte etwas unter das Deckbette, merkte Wärme, trat zurück, verschloß die Thür, und öffnete wieder eine andere. Nachdem er alle zehn Betten und deren Inhaber genau untersucht und deren Befund keinen Grund zum Argwohn gegeben hatte, schlich er wieder in sein Zimmer und damit war die Sache abgemacht und gänzlich beendigt. Nie hat der Aufseher hierüber das geringste Wort verloren. Diese und ähnliche Auftritte veranlaßte das unnatürliche Verbot. Sollte es, wie es schien, die Furcht bekämpfen oder der Bequemlichkeit und Trägheit entgegenwirken, so will ich die Absicht geradehin nicht tadeln; aber es giebt andere Ereignisse im Leben, bei denen ein solches Verbot großen Nachtheil, große Gefahr und selbst den Tod herbeiführen kann. So gingen unserer drei, nämlich ich und noch zwei Andere, in einer kalten Nacht hinunter. Obgleich Jeder in seinen Mantel gehüllt war, so merkten wir doch bei der Zurückkunft eine angreifende Kälte. Wir hüllten uns zwar tief in unsere Betten ein, aber dennoch war uns am andern Morgen ein eigenthümliches Unwohlseyn Grund genug, zu Hause zu bleiben. Der Arzt wurde geholt. Schnell mußten wir uns niederlegen, und ein starkes schweißtreibendes Mittel sollte alle etwaige Gefahr vertreiben, was bei mir und noch Einem gelang. Der Dritte wurde kränker und kränker, nach zwei Tagen schon lag er am Nervenfieber gefährlich darnieder und am elften Tage auf der Baare. Ich habe immer geglaubt, daß jenes Verbot sein Mörder war, und glaube es auch noch, denn er war, als ich hinunter gehen wollte, schnell und zwar schwitzend aus dem Bette gesprungen und mir

gefolgt. Mit kranken Schülern wurde freilich eine Ausnahme gemacht; aber kann man denn nicht, wenn man des Abends auch noch gesund war, doch in der Nacht krank werden?

Mein zwanzigstes Jahr hatte ich zurückgelegt, und war so ziemlich befähigt, eine Universität zu beziehen, als die Conscription in Westphalen anders über mich verfügte, ich mußte Soldat werden. Im April 1809 wurde ich auf das Rathhaus in Hildesheim beschieden, um zu loosen. Nachdem diese Aufforderung an mich ergangen war, suchte ich auf alle mir mögliche Weise Befreiung vom Soldatenstande zu erwirken, ja, ich machte selbst, da alle anderen Ausflüchte nicht helfen wollten, den Versuch, mir Aufnahme in den Jesuiter-Orden zu verschaffen; aber alle meine süßen Hoffnungen waren vergebens, ich mußte auf das Rathhaus wandern und hier mein Glück oder Unglück aus der Schicksals-Urne ziehn. Ich glaube, wir waren unserer Sechszig in einem großen Saale versammelt, also auch sechszig Loose befanden sich in der Urne. Wer eine Nummer von 1 bis 25 zog, mußte gleich zum Regimente marschiren; wer ein Loos mit einer Nummer von 26 bis 50, glaube ich, aus der Urne hob, gehörte zum zweiten Aufgebote, und die übrigen Loosenden waren einstweilen vom Soldatenstande befreit. Unter Furcht und Hoffnung näherte ich mich dem Orte der Entscheidung, zitternd griff ich in die Urne und zog — die Nummer 5! So groß und alt ich zwar bereits war, so perlten doch die Thränen aus meinen Augen und ich fühlte mich den ganzen Tag über höchst unglücklich. Vier Tage nach entschiedener Loosung mußte ich schon meine Reise nach Braun-

schweig antreten. Ich bitte gleich, wie so viele Andere, im Auslande mein Heil versuchen können; aber zur Flucht fehlte es mir damals entweder noch an Muth, oder er war noch nicht erstarkt genug.

Ehe ich meinen Wanderstab ergreife und meine erste weite Reise, denn weiter als bis nach Hannover war ich damals noch nicht gekommen, mit ihm antrete, möchte es wohl nicht überflüssig seyn, wenn ich Einiges über Hildesheim und seine Umgegend niederschreibe.

Hildesheim, wiewohl eine in ihren meisten Straßen und Gassen altmodisch gebaute Stadt, ist doch, was einzelne Plätze und Gebäude, Gegend und Boden anbetrifft, ein angenehmer Ort zu nennen. Sie liegt auf einem unebnen Boden in dem Ausgange eines anmuthigen Thales, welches von niedrigen Seitenzweigen des Harzes gebildet wird. Von Süden her durchschlängelt dieses Thal die Innerste, welche auf der Höhe des Harzes entspringt und überall von den üppigsten Fluren, Wiesen und Wäldern eingefaßt ist. Westwärts, nicht fern von der Stadt, erhebt sich ein, etwa 200 Fuß hoher Hügel, der Kreis, an und auf dessen Mitte eine Vorstadt, der Moritzberg oder schlechtweg der Berg (Barg) genannt, erbaut ist. Von hier aus, etwa eine Viertelmeile weiter nach Westen, steigt, parallel mit dem Kreis, der ungefähr 200 Fuß höhere und längere Roßberg, weiterhin Finkenberg genannt, empor, an dessen Fuße im Norden das große weit ausgedehnte Dorf Himmelsthür liegt. Der Finkenberg mit dem Roßberge beendigt sich hier fast gänzlich, steigt aber nach einer Entfernung von kaum einer Viertelmeile in derselben nördlichen Richtung wieder in den, etwa 500 Fuß

hohen Osterberg empor, der sich fast genau nach Norden, in der Richtung nach Hannover, in die weite nordische Ebne verflacht. Von dem Finkenberge westwärts steigt man in ein romantisches Thal hinab, worin das Dorf Sorsum liegt. Noch weiter nach Westen erhebt sich der, noch etwas höhere, reich bewaldete Eichenberg, an dessen nördlicher Verflachung das Dorf Eschede liegt, und am Fuße seines westlichen Abhanges ist das Kloster Eschede, ostwärts wie unter gewaltigen Buchen versteckt, für fromme keusche Schwestern aufgebaut. Auf diesen Höhenzügen kann man auf unbewaldeten Stellen bei klarem Wetter, vorzüglich deutlich auf dem Osterberge, den Brocken und überhaupt die höheren Theile des Harzes überblicken. Am östlichen Fuße des Osterberges erhebt sich ein niedriger, wenig ausgedehnter, überaus reich bewaldeter Höhenzug, der Mastberg genannt, in dessen Nähe ostwärts, und zwar rechts das große Amt Steuerwald und links das Dorf Hasede liegt.

Im Osten Hildesheim's dehnt sich eine weite, sanft wellige, aber dennoch nach und nach etwas empor steigende, äußerst fruchtbare Ebene aus, welche etwa zwei und eine halbe Meile bei dem Dorfe Hoheneggelsen, auf dem Wege nach Braunschweig ihre bedeutendste Höhe erreicht. Südwärts erhebt sich der etwa 500 Fuß hohe Galgenberg, womit sich ein anderer Höhenzug, der nicht wie die westlichen Höhen eine fast genau nördliche, sondern eine west-nordwestliche Richtung hat, beendigt. Gerade im Norden von Hildesheim, in der Richtung nach Hannover, erstreckt sich eine ebenfalls wellige Fläche, welche im Osten von dem Amte Ruthe ihre bedeutendste Höhe hat. Südwärts, nach dem Harze hin, nimmt

die ganze Gegend einen viel mehr gebirgigen Charakter an, ihre Höhen ſind etwas bedeutender und ſtreichen ſämmtlich, mehr oder minder genau, von Oſten nach Weſten. In Weſten von dieſer Richtung liegt in einem ſchmalen tiefen, von der Lamme durchſtrömten Thale der Flecken Salzderfurt (*).

Von weitem ſieht Hildesheim recht freundlich aus, und von Höhen herab ſelbſt prächtig. Früher war es mit einem hohen Walle umgeben, der an manchen Stellen bis gegen 100 Fuß aufgethürmt war, jetzt aber abgetragen und in angenehme Spaziergänge umgewandelt iſt.

Vor 1802, alſo ehe die Preußen von dem Fürſtenthume Hildesheim Beſitz genommen hatten, waren in der Stadt ſelbſt fünf Klöſter, drei für männliche und zwei für weibliche Faulenzer oder Taugenichtſe, — man verarge mir dieſe Ausdrücke nicht, ich ſpreche aus Erfahrung, — und dicht vor einem Thore, dem Oſterthore, noch eins für Männer, gewöhnlich die Sülze (*) genannt. Oft bin ich in dieſen Klöſtern geweſen und habe nicht ſelten darin äußerſt gut und lecker gegeſſen, beſonders in dem Kapuziner-Kloſter; nichts deſto weniger wollte mir doch der Aufenthalt darin nie recht gefallen, woran einerſeits wohl das wilde, andererſeits das verſteckte, heuchleriſche, ſcheinheilige Weſen Schuld ſeyn mochte. In einem Nonnenkloſter, worin ich jährlich nur zweimal freien, aber auch recht freien Zutritt hatte, — doch gegen die Geſetze habe ich mich auch hier ſelten verſtoßen, wiewohl einige Nonnen, Mutter Even zum Exempel, die Lüſternheit zum Genuſſe ſchöner Aepfel wohl aufzuregen wußten, — gefiel es mir immer beſſer,

es waren recht hübsche, recht niedliche, recht angenehme und lebenslustige Mädchen darin, in deren Gesellschaft ich nimmer Langeweile empfunden habe. Es waren Cisterzienserinnen, die kein männliches Antlitz anschauen und von keinem weltlichen männlichen Auge erblickt werden durften. O, Ihr lieben Schelme! Oft ging ich in ihre Kirche, um sie zu überraschen. Unten waren sie nie, sondern sie versammelten sich bei Tage nur von der Orgel auf dem Chore. Trat ich schnell aus meinem Schlupfwinkel hervor und blickte hinauf nach ihnen, so wallte schnell ihr Schleier herunter und sie schlüpften so hurtig zurück, wie ein lüsternes und überraschtes Mäuschen in sein Loch. Ich habe niemals bei solchen Ueberraschungen einen zürnenden Blick erhalten, allenfalls mit Ausnahme der hochbetagten Aebtissin und einiger gleich herangealterten Schwestern; aber nicht selten einen freundlichen Blick, auch wohl ein freundliches Nicken in der Erinnerung mit auf den Rückweg genommen.

Doch ich nicht allein hatte freien Zutritt in dieses Kloster, sondern auch noch viele andere junge Katholiken, besonders die katholischen Studenten, durften, wie ich, dieß Kloster bis in seine geheimsten Tiefen besuchen und untersuchen; jedoch die geheimsten Orte zeigten sie nur an verbotenen Tagen, weil sonst vielleicht die Geheimnisse hätten entdeckt und ausgeplaudert werden können.

Interessant dachte ich mir früher, und wünschte sie mir, eine Reise in den Ferien nach entlegenen Nonnenklöstern, von wo aus die größten meiner Mitschuler mir manche, damals mir höchst merkwürdige Geschichten erzählten und beschrieben. Ich habe darüber nachgedacht, wie ich wohl unter Blumen die Wahrheit verstecken

könne, aber das will mir nicht gelingen; so viel kann ich jedoch meinen Lesern anvertrauen, daß viele Erzählungen einen Platz in den Nuditäten verdienten, und Piron's erfinderische Feder dadurch noch gewonnen haben würde. Eine Angabe darf ich mir allenfalls erlauben: Die Nonnen, nicht allein die jüngeren, bezeigten eine eigenthümliche Lust, sich von den großen Jungen in ihrem Garten schaukeln zu lassen; ob die Schwingungen nun hoch oder niedrig, mit dem Winde oder gegen den Wind gingen, das war den unschuldigen Schönen gleichviel; sie lebten ja einsam, die armen Mädchen, in ihren Zellen, und hatten von der Verderblichkeit und Arglist der bösen Welt keine Kunde u. s. w. Einer Cistierzienserin war ich recht gut und besuchte sie oft in ihrer Zelle, besonders, nachdem das Kloster von den Preußen aufgehoben worden war; aber sie zeigte mir zu viele Geschenke: diese Uhr hatte sie von A, jene von B, dieses überaus schöne, auf Holz gemalte Bild von C, jenes von D, diese reich mit Steinen besetzte Uhr wieder von A erhalten u. s. f., und diese vielen Bekanntschaften wollten mir nicht gefallen; kurz ich besuchte sie nicht mehr. Späterhin hat sie einen Juden geheirathet, vermuthlich den A, denn das war ein Jude.

Fast bin ich nicht im Stande, meine Feder zurückzuhalten, sie möchte gar zu gern die Herrlichkeit eines Klosters genau beschreiben; aber ich muß sie nur mit aller Gewalt zügeln: denn ließe ich ihr freien Lauf, so müßte ich befürchten, daß manche schöne Leserin, besonders beim Vorlesen, sich das Händchen vor die Augen halten würde. Späterhin vielleicht ein Mehres davon, so wie auch von den übrigen Kirchen. Sie stehen mir

faſt alle von Innen wie von Außen noch klar vor Augen, vielleicht mit der einzigen Ausnahme, daß ſie jetzt kleiner geworden ſeyn mögen: denn es iſt eine allgemeine merkwürdige Erfahrung, daß unſere jugendlichen Phantaſie-Gemälde die Gegenſtände immer größer darſtellen, als ſie wirklich ſind, oder als ſie ſpäter dem reiferen Auge erſcheinen.

In dem zweiten, einem viel kleineren Nonnenkloſter bin ich nie geweſen, ſo viele Mühe ich mir auch gegeben hatte, auch nur einmal Zugang zu finden. Wir nannten dieſe eingeſchloſſenen Mädchen die franzöſiſchen Nonnen. Habe ich auch dann und wann an dem Fenſter des kleinen Vorderhauſes wohl weibliche Geſtalten geſehen, ſo iſt es mir doch nie gelungen, in der Nähe eine zu erblicken: denn ſo wie ſie aus der Ferne nur eben eine Männergeſtalt witterten, waren ſie auch ſchon verſchwunden. Du lieber Gott! wie kann doch ſo ein verborgenes, überall eingeſchloſſenes, alſo durchaus unnützes Leben Dir wohlgefällig ſeyn?! Die Ciſterzienſer führten auch ein ſehr einſames abgeſchloſſenes Leben, oder ſollten es doch, nach den ſtrengen Regeln ihres Ordens, führen; aber ſie kamen doch alljährlich einmal, auch wohl zweimal mit der profanen Welt in Berührung, ſie durften wöchentlich zweimal in ihren Garten gehn, der noch dazu nur durch eine, nicht lückenloſe Weißdornhecke von dem Fuße des Stadtwalles geſchieden war, und durften in ihrer Kirche, wenn auch auf dem Chore nur, erſcheinen, in deren unteren Räumen Jedermann ungeſtörten Zutritt hatte.

Außer den erwähnten Klöſtern gab es vor Zeiten in Hildesheim auf dem Steine (einer Straße) noch ein

Karthäuserkloſter. Ich habe mehre der unteren Zellen geſehn, wovon einige noch die Spuren von der Einrichtung einer Tiſchlerwerkſtatt erkennen lieſſen. Ob alle Thüren für immer verſchloſſen oder auch vermauert wären, ſo daſſ die Bewohner niemals mehr in ihrem Leben die Zelle verlaſſen konnten, weiß ich nicht beſtimmt; ſo viel habe ich mich aber durch den Augenſchein überzeugen können, daſſ die Thüren einiger Zellen beſtimmt vermauert geweſen waren und der Pater Einſiedler nur durch ein hinlänglich groſſes Loch in der Thür ſo weit mit der Auſſenwelt in Verbindung ſtehen konnte, daſſ die Laienbrüder die benöthigte Expedition von Auſſen nach Innen, und von Innen nach Auſſen veranlaſſen konnten. Heißt das nicht, die Frömmigkeit zur Albernheit, zur Verrücktheit herabwürdigen? In der ſpäteren Zeit, wann? habe ich nicht erfahren, hatte man dieſes Kloſter, damit es doch einigermaſſen in der Verwandtſchaft blieb, in ein Irren- und Tollhaus verwandelt. Nun, wir wollen nicht zu ſehr auf die armen Verirrten der damaligen Zeit zürnen und ſpotten, ſie wuſſten es ja nicht beſſer, ſie glaubten dadurch ihrem Gott einen Gefallen zu thun; wenn man aber in der heutigen aufgeklärten Zeit ſolche Inſtitute errichtet, zur Errichtung von Eremitenzellen Erlaubniß giebt, ſo weiß ich in der That nicht, was man iſt, und womit ſolche Gründungen Verwandtſchaft haben können. Kann vielleicht Kunſt und Poeſie, oder was hier einmal daſſelbe ſagen mag, können Bilder und Verſe ſo weit auf Irrwege leiten? Ich weiß dieſe Frage nicht zu beantworten; ſo viel weiß ich aber, daſſ das damalige Karthäuserkloſter in Hildesheim mit Kunſt und Poeſie wenige Verwandtſchaft hatte.

Die Irren in dem Karthäuserkloſter habe ich nicht geſehn, wohl aber mehrmal einen Tollen, der entweder bei ſeiner Aufnahme ſchon toll war, oder durch unmenſchliche Behandlungen und gränzenloſe Mißhandlungen erſt toll gemacht wurde. Er hieß Schneefuß, war hinter der Karthäuſerkirche in einen Stall, der ſtatt des Fenſters etwa 8 Fuß hoch ein offenes Loch hatte, eingeſperrt und an einer langen Kette befeſtigt. Wurde ſein Name ausgeſprochen, ſo raſſelten gleich darauf ſeine Ketten, er ſprang zu ſeinem Schauloche hinauf und ſtierte die fremden Menſchen an. Gröbere ihm dargereichte Körper nahm er in den Mund, was es auch ſeyn mochte, gepülverte hielt er für Schnupftabak und ſteckte ſie begierig in die Naſe. Der arme entmenſchte Adamsſohn diente Schadenfrohen und Liebloſen zur Ergötzung. Uns führte unſer Weg alle Tage in einiger Entfernung vor der Kirche vorbei, und wir gingen Anfangs häufig hinter die Kirche und betraten dieſen Ort des Jammers; ſpäterhin durfte Keiner von uns dieſem Orte mehr nahen, wenn er ſich nicht handgreifliche Zurechtweiſungen von unſerer Seite zuziehen wollte.

Zweiter Abſchnitt.

Begebenheiten in den Jahren 1809 bis 1811.

Erſtes Kapitel.

Mein Leben und Wirken als weſtphäliſcher Soldat bis zur Deſertion.

Mit langem, bis tief über die Waden hinabhängenden dunkelgrünen Ueberrock, langen weiten gelben leinenen Beinkleidern angethan, einen ſchwarzen großkrämpigen runden Hut auf dem Kopfe, um den Hals ein ſchwarzes ſeidenes Tuch gebunden, welches von dem langen Kragen der Weſte faſt ganz bedeckt war, und zwei Hemden und andere Sachen in einem großen leinenen blaukarirten Schnupftuche unter dem linken Arm, ergriff ich mit der Rechten meinen treuen Wanderſtab und wankte mit ſehr ſchwerem Herzen zum Thore hinaus. Anfangs fiel mir der Weg ſo ſchwer nicht, indem mich meine älteſte Schweſter und die liebe Auguſte eine weite Strecke begleiteten; doch dieſe konnten nicht immer bei mir bleiben, und, nachdem ſie wohl drei- oder viermal weiter gegangen waren, als ſie Anfangs wollten, ſo mußten ſie doch endlich wieder zurückkehren. Kein Auge war thränenleer. Wohl hundertmal ſah ich nach der

verlaſſenen lieben Gegend zurück, blieb oft ſtehen, wie angefeſſelt, den ſtarren Blick nach Hildesheim gekehrt, als wenn ich nachgeſonnen hätte, was wohl beſſer ſeyn möchte, vorwärts zu gehn oder wieder umzukehren. Ich wankte vorwärts durch die üppigen Fluren, ſo langſam, als wenn mich eine unſichtbare Hand fortgeſchoben hätte. Endlich war das liebe Hildesheim meinen Blicken entſchwunden, der Thränenquell war nach und nach verſiegt, ich ſah ein, daß die Nothwendigkeit gebieteriſch mich vorwärts forderte, und ich ging mit ſchnellen Schritten von Dorf zu Dorf und erreichte gegen Mittag Großen-Lafferde. Hier ruhete ich eine Zeitlang aus, ſtärkte mich zur weiteren Reiſe, ſagte meinen Wirthsleuten Lebewohl! und beſchleunigte meine Schritte ſo, daß ich bereits gegen fünf Uhr Nachmittags Braunſchweig erreichte.

Vor meinem Eintritte in Braunſchweig ging ich mit meiner Börſe zu Rathe, was wohl hier zu thun ſey! Uebernachteſt du irgendwo in einem Wirthshauſe, ſo koſtet das Geld, und vielleicht viel Geld! Wirſt du irgendwo einquartiert, ſo haſt du es vielleicht ſchlecht, und biſt noch dazu anderen Leuten zur Laſt! Mit zwölf Thalern war allerdings meine Börſe beſchenkt worden: aber für wieviel Zeit ſollen dieſe ausreichen? Deine Mutter iſt arm! jeden Thaler, den ſie dir nachſchickt, entbehrt ſie hart: du ſollſt ſparſam ſeyn! ſuche dir ein Einquartierungsbillet zu verſchaffen, wie das gewiß auch andere Rekruten thun!

Bald waren die Leute aufgefunden, welche für Quartierbillets zu ſorgen hatten. Braunſchweig hatte ſchon von fern einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, noch mehr gefiel es mir, als ich mich auf ſeinen Stra-

ſen befand. So wie du dein Billet erhalten und dein Quartier aufgefunden haſt, ſollſt du, ſo lange es Tag iſt, die Herrlichkeiten und Merkwürdigkeiten der prächtigen Stadt einmal in Augenſchein nehmen. Aber! — aber! — aber! — das hieß einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht!

Als ich auf dem Billet-Amte ankam, fand ich daſelbſt bereits eine große Anzahl Conſcribirter verſammelt, und nach und nach vermehrte die Verſammlung ſich noch durch Neuangekommene, bis endlich die ganze Stube von angehenden jungen Franzoſen gefüllt war. Wir warteten über eine Stunde nach meiner Ankunft auf Billets; und keiner der zahlreichen Officianten rückte von ſeinem Platze und näherte ſich der Barriere. Endlich kam ein großer Mann, auf deſſen großem breiten Geſichte ſich eine tückiſche, Gehorſam gebietende Gleichgiltigkeit ausgeprägt hatte, drängte ſich mit Leichtigkeit durch unſere dichten Reihen hindurch, trat vor die Barriere, bog ſeinen langen Oberkörper etwas über dieſelbe, ſprach eine kurze Zeit mit einem Officianten, erhielt einen Bogen beſchriebenes Papier, drehte ſich um, drängte ſich durch uns hindurch, öffnete in gravitätiſcher Haltung die Thür und hieß uns mit lauter Baßſtimme folgen. Ohne Widerrede folgten wir ihm. Anfangs glaubte ich, daß das erſte Haus nur der Verſammlungsort geweſen ſey, und daß wir jetzt von dem langen Manne nach dem wirklichen Billet-Amte geführt werden ſollten. Aber! aber! wie hatte ich mich geirrt! Wir folgten ihm willig und hoffnungsvoll einige Straßen hindurch, und blieben endlich vor einem großen Hauſe ſtehn, deſſen Fenſter wohl mit eiſernen Gittern und Stangen verſehen

waren. Der groſse Mann öffnete mit seinem groſsen Schlüssel die Pforte, hieſs uns hineintreten, und knarrend und dröhnend flog die Thür hinter uns wieder zu. Wie geduldige Schäflein waren wir unserem Leitmanne gefolgt; um etwaigem Zurückspringen entgegen zu wirken, war die Thür hinter uns schnell verschlossen und verrammelt, und wir standen, der Dinge die da kommen sollten, harrend, mit niedergeschlagenem Blicke und Haupte auf dem groſsen Hausflure, den weiten Hofraum vor uns. Hier mußten wir eine Zeitlang warten. Ich wurde zwar von einem eigenthümlichen Gefühle ergriffen, suchte hier, suchte da einen Grund unseres Hierseyns; aber daran, was da kommen sollte, dachte meine Seele nicht.

Endlich kamen mehre handfeste Männer herbei, wovon einer ein schweres Bund groſser Schlüssel trug, und den anderen einen, auch zwei Schlüssel übergab. Wir wurden paarweise, auch zu drei und vier aufgestellt; mehre dieser Paare u. s. w. mußten sich wieder enger an einander schlieſsen, so daſs bald 8—10 marschfertig organisirte Gruppen aus uns formirt waren. An jede dieser Gruppen trat ein Mann heran und forderte sie auf, ihm zu folgen: die meisten Züge bewegten sich vorwärts, entfernten sich aber bald mehr und mehr von einander, so daſs eine Abtheilung geradeaus, eine halbrechts, eine andere halblinks marschirte, und zuletzt unseren Augen entschwand. Drei Paare, worunter auch ich, erhielten den Befehl, gleich vom Flure aus eine Treppe höher zu steigen. Auf einem langen Gange angekommen, wurde das eine Paar diesem, das andere jenem schon bereit stehenden Manne übergeben; das Pärchen, wovon ich die eine Hälfte ausmachte, hatte die

Ehre, dem langen Begleiter vom Billet-Amte der anvertraut zu werden. Die anderen Paare waren bereits verſchwunden, als wir vor einer dicken, mit breiten eiſernen Quer- und Längsſtangen wohl verwahrten und gezierten Thür ankamen. Der Schlüſſelmann öffnete ſie und hieß uns hineintreten. Bei meinem erſten Blicke in das Zimmer überzeugte ich mich ſchon hinlänglich, wozu dieſer ſchmutzige Raum beſtimmt war, und ich wollte den an mich ergangenen Befehl nicht befolgen und nicht hineintreten. Auf meine Weigerung und meine Frage nach dem Grunde dieſer Behandlung, erhielt ich die barſche, abgebrochene, aber beſtimmte Antwort: „Sie müſſen! ich habe nicht Zeit, mich lange mit Ihnen zu unterhalten! Wenn Sie nicht gutwillig wollen, ſo werden die da," auf vier Männer in grauen Jacken zeigend, „Sie ſchon hineinbringen!" Auf dieſe Hindeutung und Ermahnung fand ich Widerſtand unnütz, und trat in das Zimmer. Die Thür wurde dröhnend zugeſchlagen, und eine Querſtange legte ihrem Oeffnen noch größere Schwierigkeiten entgegen.

Welch ein Tag für mich! Voll von Wehmuth war am Morgen zwar mein Herz; aber dieſe Wehmuth war eine ganz andere: ich ſollte die mir ſo lieb gewordenen heimiſchen Fluren und Auen verlaſſen, mich aus den Armen der Liebe und Freundſchaft reißen und meine Mutter ſo lange, lange nicht wiederſehn, das that weh! Ich trennte mich, weil ich mußte; ich weinte, aber andere Thränen! Jetzt ſaß ich im Gefängniſſe! Welch ein Wechſel! Welche Behandlung! Ich weinte, aber vor Wuth!

Wir fanden die Zelle ſchon bewohnt von einem

Univ. Bibl. München

Manne, deſſen Aeußeres deutlich bewies, daß er zu uns nicht gehörte. Er mochte über dreißig Jahre ſchon weit hinaus ſeyn, faſt ſein ganzes blaſſes aufgedunſenes Geſicht war mit langen ſchwarzen Haaren bewachſen, zwiſchen denen man den blaßrothen Mund ſo eben erkennen konnte. Mit dem einen Beine an eine lange Kette geſchloſſen, lag er auf einer Pritſche hingeſtreckt, den dicken Kopf auf die große Fauſt gelegt, und ſah uns mit ſeinen kleinen ſtieren Augen ſeitwärts an, ohne ſich weiter zu rücken und zu rühren. Stumm ſetzten wir uns ihm gegenüber auf ein Paar Bretſtühle, die neben einer anderen Pritſche ſtanden. Seitwärts, dicht am kleinen Fenſter, hatte man, wahrſcheinlich zu unſerer bequemeren Speiſung, einen kleinen ſchmutzigen Tiſch hingeſtellt. Nach einer Viertelſtunde Denkens oder Nichtdenkens fing mein Kamerad an, die gräßlichſten Flüche auszuſtoßen; ich weinte vor Wuth, und nahm in dieſer Stimmung mir gleich vor, die erſte die beſte Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen und ins Ausland zu fliehen.

Endlich öffnete ſich unſer Mund zum Sprechen: der Eine vermuthete dieß, der Andere jenes, warum wir wohl eine ſolche Behandlung und einen ſolchen Aufenthalt verdient hätten. Der ſchwarze Stubenburſche war mit der Art und Weiſe ſchon vertraut geworden, ſagte uns, daß ſchon einigemal ein paar unſeres Schlages bei ihm übernachtet hätten, und wahrſcheinlich würden auch wir morgen früh ihn wieder verlaſſen. Er fragte uns, woher wir kämen? denn daß wir nicht zu ſeinem Schlage, alſo nicht zu Dieben und Mördern gehörten, ſondern was wir wirklich waren, das ſagte ihm ſeine Erfahrung und ſein Kennerblick. Wir beantworteten ihm ſeine

Frage; und ich glaubte durch meine willige und umständliche Beantwortung derselben ein Recht erworben zu haben, auch ihm meinerseits ein Woher? und Warum? vorlegen zu können. Er schwieg, und wir andern Beiden schwiegen auch. Endlich sagte er: er habe bei einem sehr reichen Herrn auf dem Lande als Kammerdiener fungirt, habe zugleich viele Gelder seines Herrn unter Schloß gehabt, viele Briefe schreiben müssen, viele Gelder einkassirt, und durch Pünktlichkeit und Treue sich das unbedingte Vertrauen seines Herrn zu erwerben gewußt. Er habe viele Geschenke erhalten, die er aber, weil er nach und nach an Trunk und Leckerbissen Geschmack gefunden, bald wieder verthan hätte. Ueber wiederholte Trunkenheit und Nachlässigkeit habe ihm sein Herr einmal bittere Vorwürfe gemacht, und mit Wegjagen gedroht. Diese Behandlung habe ihn empört und einen schon früheren Entschluß zur Reife gebracht, seinen Herrn zu bestehlen, mit dem gestohlenen Gute nach Hamburg zu entfliehen, und von da nach Amerika auszuwandern. Er hätte sein Vorhaben, besonders da kurz vorher eine bedeutende Geldsumme eingegangen sey, gleich am anderen Tage ausgeführt. Schon am dritten Tage sey er im Mecklenburgischen wieder aufgegriffen, nach Braunschweig transportirt, und nach Beweisen und Geständnissen auf 3 Jahre nach Wolfenbüttel zur Festungsarbeit verurtheilt. Er habe diese Strafe ausgestanden, sey wieder frei geworden und habe sich zu seinem alten Vater begeben. Der Vater habe von seinem ungerathenen Sohne nichts wissen wollen, sondern wüthend mit einem eichenen Stabe auf ihn losgeprügelt; er, der Sohn, sey darüber in Wuth gerathen,

habe dem Vater den Stock weggeriſſen, blind auf ihn los und ihn zu Boden geſchlagen. „Noch nicht eine halbe Stunde,“ ſprach er, „war ich im Dorfe, und ſchon wieder Arreſtant. Ich wurde mit Stricken tüchtig gekne-belt, auf einen Wagen gepackt und nach dem nächſten Ge-fängniſſe gebracht. Mein Vater war an den erhaltenen Schlägen und Tritten in der dritten Woche darauf ge-ſtorben. Bald darauf wurde ich in dieſes Gefängniß gebracht, worin ich bereits 3 Jahre ſitze, ohne im Ge-ringſten zu wiſſen, was ferner aus mir werden ſoll.“ Alſo unſer Geſellſchafter war ein Dieb und ein Vater-mörder. Gegen Abend wurde uns durch ein, in der Thür geöffnetes viereckiges Loch eine ſchlechte Suppe, ein anſehnliches Stück grobes Brod und etwas Butter gereicht; wir wurden alſo ganz wie Gefangene behandelt, wie wir als ſolche eingeſperrt waren.

Warum nun ſolch eine Behandlung? Die Weſt-phalen wurden faſt allgemein ungern Soldat, Keiner wollte dem Hieronymus dienen. Viele Conſcribirten, wenn ſie das Loos getroffen hatte, ſuchten einen Schlupf-winkel, welche von mitleidigen Menſchen gern darge-boten wurden, ſo hart auch das Beherbergen oder Ver-bergen der Deſerteurs beſtraft wurde. So wurde bei mei-ner Anweſenheit in Magdeburg ein Fiſcher, der zwei weſtphäliſche Deſerteurs über die Elbe auf die preußiſche Seite geſchafft hatte, erſchoſſen. Viele Conſcribirte hat-ten einzeln nicht den Muth, die Flucht zu ergreifen; wenn aber mehre gleichgeſinnte, und das waren ſie in Bezug des Ausreißens faſt alle, an den Verſammlungs-orten zuſammentrafen, ſo wurden Wünſche und Nicht-wünſche bald ausgeſprochen, der Wille zum Deſertiren

mehr und mehr angefacht, und endlich das Vorhaben in Gesellschaft ausgeführt, was der Einzelne nicht wagen zu können glaubte. Aus Kassel waren im Jahre 1811 auf einmal 124, worunter sich mein Bruder befand, theils mit, theils ohne Waffen ausgerückt *). Die Erfahrung hatte nun ergeben, daß besonders aus Braunschweig die eingewanderten Conscribirten, wenn sie am Abend angekommen waren, sich oft theilweise oder bisweilen auch alle sammt und sonders wieder heimlich entfernt hatten. Um nun dieses Entweichen zu verhindern, brachte man Alle in sicheren Gewahrsam; in Wahrheit aber dämpfte man durch solches Verfahren die Lust zu entweichen nicht, sondern man steigerte sie oder erregte sie wohl erst.

Am andern Morgen wurden wir aus der Haft entlassen. Nach und nach versammelte sich auf dem Hofe des Gefängnisses eine Anzahl von hundert oder mehr Rekruten, welche sämmtlich eingesperrt gewesen waren. Nachdem Alle sich versammelt hatten, und Jedem ein Butterbrod verabreicht worden war, setzte sich die Masse in

---

*) Diese Gesellschaft hatte sich auf dem Marsche in Abtheilungen gebracht, und jeder derselben war anbefohlen, einen bestimmten Weg zu verfolgen, doch sich niemals zu weit zu entfernen, damit bei vorkommender Gefahr bald Alle wieder versammelt seyn konnten. Weniger tollkühne Gensdarmen ließen einen so zahlreichen Trupp ungestört seinen Weg gehen. Jedoch ein Gensdarm bei Seesen gebietet der ganzen Masse umzukehren: er wird umringt, läßt sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen, und schießt an der Seite meines Bruders den Wortführer nieder. Gleich darauf sinkt er, von einer Kugel meines Bruders getroffen, sterbend vom Pferde (*).

Bewegung, begleitet von vier Gensdarmen oder Strickreitern, wie ſie faſt allgemein genannt wurden. Es thut mir leid, daß ich meinen Leſern nicht eine kleine Beſchreibung von dem herrlichen Braunſchweig liefern kann: denn wenn man eingeſperrt iſt und noch dazu eine mühſame Ausſicht nur auf dem, mit Häuſern umbauten Hof hat, ſo kann man nur wenig ſehn und wenig ſagen. Auch ſpäterhin, wo ich Braunſchweig noch zweimal mit meiner Gegenwart beehren mußte, wurde mir ein anderes Hotel angewieſen, wo ich auch weiter nichts, als die groſſe Gaſtſtube und eine groſſe Anzahl von theils munteren, theils traurigen Gaſten zu ſehen Gelegenheit hatte.

Der Weg führte uns nach Wolfenbüttel hin, welche Stadt wir aber nicht berührten. Die dortige Gegend iſt recht anmuthig: links ein Theil des Elm's, die Aſſe, rechts ein bewaldeter Höhenzug, gerade vorwärts nach Süden, in blauer Ferne der Harz, rings herum üppige Felder, kurz ich wurde von der lieben Natur ſo angenehm geſtimmt, daß ich Anfangs auf dem Marſche die ſchlechte Behandlung der Menſchen in der vorhergehenden Nacht vergaß. Langſam wurde die Reiſe fortgeſetzt, und wir erreichten ſchon ſpät am Nachmittage den Flecken Heſſen, ein kleines Neſt, von dem mir nichts Angenehmes in der Erinnerung geblieben iſt. Wir wurden hier bei den Einwohnern untergebracht. Später noch Etwas von dieſem Stadt ſcheinenden Orte.

Am anderen Morgen marſchirten wir nach Halberſtadt. Auch von dieſer Stadt kann ich hier wenig berichten; denn als ich ankam, war ich hungrig und müde, aß und trank daher, und begab mich dann zur

Ruhe. Am anderen Morgen ging es ſchon früh weiter. Wiewohl ich in einem engen Stübchen, worin mein Wirth, ein Schuſter, mit ſeinem Lehrjungen fleißig arbeiteten, mein Nachtlager erhielt, ſo gefiel es mir doch bei dieſem Manne recht gut, hauptſächlich wohl deßhalb, weil er mit ſo vieler Rührung von dem König von Preußen ſprach, den Hieronymus zum T. wünſchte, und mir Vieles von weſtphäliſchen Deſerteurs erzählte, wobei er mir, als ſein Lehrling aus der Stube gegangen war, die Frage vorzutragen wagte, wann ich denn deſertiren wollte? Ich wußte ihm keine Nachricht zu geben; auch wollte ich nicht, denn die Freimüthigkeit des Mannes war mir verdächtig. Daß aber dieſer Verdacht ungegründet war, davon weiter unten ein Mehres.

Wir marſchirten von Halberſtadt nach Egeln. Der Weg dahin iſt ganz aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht; nur einige Bäume, nicht fern von der Heerſtraße, ſtehen mir noch als Bilder vor Augen, denn ſolche Bäume hatte ich in meinem Leben noch nicht geſehn; es waren Kienbäume oder Fichten (Pinus sylvestris). In der ganzen Gegend und mehre Meilen weiten Umgegend, wo ich meine Jugendzeit verlebte, iſt kein Nadelholz zu finden. Ich lief vom Wege ab und wollte dieſe ſonderbaren Bäume näher betrachten. Gleich ſchallte mir ein lautes Zurufen von einem Gensdarm in die Ohren: „Heda! wo wollen Sie hin?“ Ich kehrte wieder um, und auf meine Frage erhielt ich die ſonderbare Antwort: „Ich glaubte, Sie wollten davonlaufen.“ Wir erhielten Nachtquartier in Egeln, und gingen am folgenden Tage nach Magdeburg, unſerem Beſtimmungsorte.

Wie machte ich die Augen auf, als ich die Feſtungswerke

werke erblickte. Wenn doch Schill, dachte ich, hier 1806 das Commando auszusprechen gehabt hätte, er würde die Festung so leicht nicht übergeben haben! Vielleicht übernimmt er späterhin das Commando! Wir zogen in Magdeburg ein. Ich wurde dem sechsten westphälischen Linienregimente einverleibt. Zuerst mußte ich von meiner erlernten Geschicklichkeit einige Proben durch Wort und That ablegen, und erhielt hierauf einige Schreibfedern zu meiner Beschäftigung. Ein Fourier war in der Compagnie, der ich beigegeben wurde, bereits vorhanden; der Sergeant-Major oder Feldwebel war davongelaufen: ich erhielt also, da man den Fourier nicht dazu haben wollte, gleich den wichtigen Posten eines Vice-Sergeant-Major. In der Stadt gefiel es mir ziemlich gut, besonders freute ich mich auf dem Fürstenwalle über die prächtige breite und schnelle Elbe. Die Brücke über die Elbe führt nach der Citadelle, worin mir späterhin auf einige Tage ein eben nicht angenehmer Aufenthalt angewiesen wurde. Fast den ganzen Tag mußte ich schreiben, oder irgend etwas holen, sey es Wort oder Werk, was aufzuschreiben oder aufzunotiren war. Zu dem damaligen Obrist v. Ochs mußte ich alle Morgen, um verschiedene Befehle und Berichte entgegenzunehmen. Am Ende der ersten Woche, als ich traurig vor ihm erschien, versicherte er mir mit väterlicher Güte unter andern, ich sollte es nicht bereuen, Soldat geworden zu seyn; wenn ich meinen Pflichten genau nachkäme, und den Dienst zu erlernen und auszuüben mich bestrebte, so würde ich sicher binnen Jahresfrist Lieutenant werden. Ein anderes Mal behandelte er mich mit so gütigen Worten nicht: Nichts war mir

ſo unerträglich, als das Anziehen der weſtphäliſchen weiſſen Soldatenjacke, welche ich doch bald, es möge kommen, was da wolle, auf immer ablegen wollte; ich ging daher ſtets in meinem Rocke zu dem Obriſten. Zweimal hatte er mich ermahnt, nicht ferner in Civilkleidung vor ihm zu erſcheinen. Dieſes war gegen Ende der dritten Woche. Den Tag darauf erſchien ich, trotz ſeiner ziemlich harten Ermahnung, wiederum in meinem Rocke vor ihm, nicht um ihm zu trotzen, ſondern um durch eine harte Behandlung mehr aufgeregt und zum Entfliehen mehr angeſpornt zu werden. Der Empfang war ſehr hart: unter andern äußerte er, daß er mich, wenn ich es noch einmal wagen ſollte, gegen ſeine Befehle zu handeln, auf einige Wochen nach der Citadelle ſchicken würde. Ich zog die Jacke nicht an, ich ging aber auch nicht zu dem Obriſten.

Die Schreibereien bei der Compagnie waren wirklich unendlich: trotz aller Anſtrengung, endlich einmal vor Abend mit allem Vorliegenden fertig zu werden, gelang mir dieſes doch nicht; denn alle Morgen erwies es ſich, daß einige Soldaten Abſchied genommen hatten; einen Morgen z. B. fehlten zwölf. Rekruten kamen faſt alle Tage an und mußten die Abgegangenen erſetzen. Ziemlich ſicher iſt es mir noch in der Erinnerung, daß in der kurzen Zeit meines Soldatenſtandes von meiner Compagnie 75 Gemeine und Unterofficiere entwichen waren. Die Schwierigkeit, dieſen ſteten Wirrwar zu entwirren, war dem Obriſten bekannt, und er war einige Tage damit zufrieden, daß ich für mich einen im Schreiben geübten Unterofficier ſchickte. Zum Beleg, daß ich vollauf zu thun hatte, möge dienen, daß ich in drei

Wochen nur einmal Zeit hatte, das Exerzieren anzufangen. Vorher, am frühen Morgen, hatte ich dem Fourier eine Ohrfeige gegeben, weil er mir eine Arbeit gänzlich verdorben hatte. Nicht eine halbe Stunde übte ich die Anfangsgründe des Soldaten, als ich Ordre erhielt, schleunig nach der Kaserne zurück zu kommen. Hier war wieder Vieles zu vertheilen, zu sprechen, anzuordnen, zu schreiben. An demselben Tage noch nahm ich meinen Abschied.

Zweites Kapitel.

Von meiner Desertion bis zum gezwungenen Verrath.

Schon früher hatte ich mit einem Kameraden verabredet, an diesem oder dem folgenden Tage aus Magdeburg zu entweichen. Er hörte meine Aufforderung auf der Straße beifällig an, und ging mit mir sogleich aus dem Thore. Was wir machen, wohin wir uns wenden wollten, das wurde dem Zufalle überlassen; nur so viel war bestimmt, daß, wenn wir von Schill's Schaaren eine erreichen könnten, wir uns dieser anschließen und den kühnen Haufen um zwei kräftige Burschen vermehren wollten. Wir erreichten den wackern Schill nicht, und wandten uns ohne Weiteres der lieben Heimath zu.

Merkwürdig, und mir bis heute noch unbegreiflich, ist es, wie wir aus dem Thore entweichen konnten. Die französische Parthei hatte allen Respekt vor Schill: alle Thore waren geschlossen und stark besetzt, nur das Sudenburger Thor war den Aus- und Eingehenden geöffnet, mit Ausnahme deutscher Soldaten: denn diese durf-

ten nicht aus dem Thore gelaſſen werden. Wir waren von oben bis unten mit unſerer früheren Bekleidung angethan, und wurden alſo wohl überſehn.

Wir gingen weiter; ich gab zuerſt die Richtung an, der geſtirnte Himmel diente von Ort zu Ort als Wegweiſer, gleichviel, ob durch Sümpfe, oder durch trockne Fluren, ob auf Wegen oder über angebaute Felder die Richtung uns führte, wir gingen immer geradeaus, immer feldein. Zuerſt wollte ich einen Freund W. auf einem Gute, 3 Meilen von Magdeburg, beſuchen. Die Richtung dahin hatte ich nur genau gemerkt, und der Zufall wollte, daß wir, ohne auch nur einmal Gelegenheit zum Fragen gehabt zu haben, genau auf das, rings von Wald umgebene Gut hinkamen. Ich erſtaunte, denn ich war nie da geweſen, als ich früh am Morgen auf Befragen hörte, daß wir unſer Ziel für den erſten Tag glücklich erreicht hatten. Meinen Freund fand ich noch in guter Ruh. Brieflich hatte ich ihm ſchon meine Abſicht eröffnet und ihn gebeten, im Fall ich den Weg einſchlagen ſollte, nur für einen Tag einen ſicheren Aufenthalt zu geben. Er wunderte ſich daher nicht, als er mich vor ſeinem Bette erblickte. Der Empfang war herzlich; ein Beweis, daß er mein Freund war. Späterhin wurde ich oft von Verwandten und Freunden unbarmherzig abgewieſen, wenn ich um Obdach bat. Wir wurden freundlich bewirthet, und die Bewirthung that uns ſehr wohl: denn wir waren, ohne alle weitere Vorbereitung, und ohne auch nur ein Stück Brod mitzunehmen, aus den Mauern Magdeburgs geſchlichen. Noch in aller Frühe, ehe uns einer der zahlreichen Hausbewohner erblickt hatte, waren wir in ein bequemes Zim-

mer geführt, wo wir uns in den Armen des Schlafes zur Weiterreise noch mehr ſtärken konnten. Erſt gegen Mittag erwachten wir. Mein Freund hatte oft ſorgſam und leiſe uns belauſcht, und war daher kurz nach unſerem Erwachen wieder bei uns. Mittel und Wege wurden beſprochen, berathen, abgerathen, bis endlich als Reſultat der Weg auf ein ehemaliges Kloſter, wo ich einen Freund hatte, auf den ich mich verlaſſen konnte, daraus hervorging und feſtgeſtellt wurde. Die Entfernung beträgt auf den Wegen und Nichtwegen, die wir unſerer Sicherheit halber einſchlagen mußten, gegen 8 — 10 Meilen, und dieſe Strecke getrauten wir uns nicht in dem Reſte des Tages und während der folgenden Nacht zurückzulegen. Ein kräftiges und reichliches Mittagsbrod verabreichte uns mein Freund, überdem wurde für anderthalb Tage Mundvorrath eingepackt, große Reiſeflaſchen bis an den Hals gefüllt, und dann wanderten wir, uns Gottes Schutz herzlich empfehlend, auf eine Strecke Weges von meinem Freunde begleitet, mit vielem Vertrauen auf gutes Glück der lieben Heimath näher zu.

Vorſichtig und immer umſichtig wählten wir die Wege, welche alle nach den Orten, die wir berühren mußten, genau aufgezeichnet waren; jedoch umgingen wir die meiſten, und ſchlichen uns von Ort zu Ort, bald näher zu dieſem kommend, bald entfernter von jenem bleibend, immer weiter. Gegen Abend kamen wir ſchon in der Nähe von Schöningen an. Hier wuchs die Gefahr, wieder ergriffen zu werden, und wir ſuchten daher in dem benachbarten Walde einen ſicheren Verſteck auf. Wir lagerten uns hier, ſchliefen einige Stunden, und kurz vor Mitternacht begaben wir uns wieder auf den

Marsch; von Wegen kann ich nicht sprechen, denn in der ganzen Nacht berührten wir keinen. Gegen Morgen, wir hatten uns zu weit rechts gehalten, kamen wir in die Nähe von Scheppenstedt. Hier war wieder mehr Gefahr; wir wendeten uns daher halblinks, und gingen mit schnellen Schritten der Kunststraße zu, welche von Braunschweig nach Halberstadt führt. Nicht ganz näherten wir uns dieser Hauptstraße, sondern verkrochen uns in einiger Entfernung von derselben in ein Gebüsch, von wo aus Jeder von uns die Umgegend übersehen, wo uns aber so bald Keiner erblicken konnte. Hier verweilten wir. Die Sonne war eben untergegangen, und kaum noch konnten wir die Gegend überschauen und die genaue Richtung nach dem Kloster uns merken, obgleich wir auf einer Anhöhe waren, und das Kloster nicht fern von der Ocker liegt. Wir machten uns auf den Weg, überschritten die Hauptstraße nicht ohne Furcht, sahen aber keinen Strickreiter, deren wir am Tage von unserem Verstecke aus mehre gesehen hatten, wie sie hier Rekruten transportirten, dort Deserteurs u. dgl. auf Wagen weiter führten, wovon auch zwei, an Stricke gebunden, neben dem Pferde hintrotten mußten, gingen getrost weiter, und erreichten gegen Mitternacht glücklich das Kloster, wo ich zufällig meinen Freund noch wach fand. Wir wurden freundlich behandelt, liebreich gestärkt, und erhielten ein sicheres Nachtlager auf dem Heuboden.

Gegen 9 Uhr Morgens erst erhoben wir uns von dem weichen duftigen Lager. Bald nachher kam unser freundlicher Wirth zu uns, und lud uns zum Frühstück bei dem Verwalter des Klostergutes ein. Auch von der-

ſein, ſonſt uns unbekannten Manne wurden wir äußerſt freundlich empfangen und trefflich bewirthet; was uns zwar ſehr behagte, aber mir eine ſo eigenthümliche Veränderung beibrachte, als wenn es beſſer geweſen ſeyn möchte, wieder den Heuboden zu beſteigen, als waldeinwärts zu marſchiren. Jedoch mir wurde bedeutet, daß unſeres Bleibens, der großen Gefahr für Alle wegen, hier nicht länger ſeyn könne, und wir gingen, nachdem nach allen Gegenden möglichſt genau umhergeſpäht war, dem benachbarten Walde zu. Gut waren wir aufgenommen und behandelt, aber begleitet von Keinem, und wer konnte das den guten Leuten verdenken.

Wir erreichten den Wald. Sonderbar iſt es, ſo wie wir vom Walde umgeben waren, war auch alle Furcht verſchwunden. Aber leicht begreiflich: im Walde kann man nicht von Thieren, d. h. Pferden, worauf bewaffnete Menſchen ſitzen, verfolgt werden; vor Menſchen allein fürchtet ſich der, welcher ſein Leben wagt, nicht. Beide zwar hatten wir kein Schießgewehr; aber unſere ſehr großen Meſſer konnten verſchiedene Geſchäfte verrichten, und unſere derben dicken Spazierſtöcke geboten Reſpekt. Wir verfolgten munter und froh, und bisweilen ſingend unſeren Weg, bis wir endlich in die Nachbarſchaft von Salzgitter kamen. Hier zog der Ernſt wieder einen Schleier über unſeren Frohſinn; denn hier hauſte, das wußten wir, ein Haufen von acht furchtbaren Strickreitern. Im Walde iſt gut ſeyn; wir blieben im Walde. Die Sonne ſank immer tiefer und tiefer zu dem äußerſten Horizonte hinab. Die Sehnſucht, unſere Lieben, die wir ſeit langen vier Wochen nicht geſehn hatten, endlich einmal wieder zu umarmen, zwang

uns faſt unwiderſtehlich, den Marſch fortzuſetzen; aber der Anblick von Salzgitter — Salzgitter! worin, oder in deſſen Nähe ſo mancher Sohn Niederſachſens ſeinen Tod gefunden, der, wenn er ihn an Ort und Stelle nicht fand, doch hier für ihn vorbereitet werden war — zog uns tiefer in das Dickicht hinein. Wir ſahen der lieben Sonne, die nicht fern von der lieben Heimath hinter den Bergen niederſank, ſehnſuchtsvoll nach; aber wir wagten nicht, den Weg zu verfolgen, eine unnennbare Furcht und Angſt feſſelte mich an den Boden, wir blieben. Kurz nach Sonnenuntergange ſahen wir in der Richtung, welche wir eingeſchlagen haben würden, zwei Gensdarmen zu Pferde, wovon der eine einen Menſchen, wahrſcheinlich einen Deſerteur, an einer Leine neben ſich dahin führte. „Wie wohl war es gethan," ſagte mein Begleiter, „daß wir noch hier blieben; Du haſt Dich und mich gerettet." Keiner wagte es, ſich aus dem dichten Gebüſche zu erheben.

Endlich meldete uns der, dießmal freundliche, ferne Nachtwächter den Abſchied des geſtrigen Tages von Heute, und Heute ſollte uns ſchon früh die Thürme von Hildesheim zeigen. Wir gingen ängſtlich dem furchtbaren Salzgitter zu. Das laute, oft ſchauerliche Getute des Nachtwächters, und ſeine Mahnung „Eins iſt die Glock!" verlängerte unſere Schritte, und bald war Salzgitter hinter uns. Ob ich je ſchneller gegangen bin, als dießmal, das möchte ich bezweifeln; daß ich aber viel weiter an einem Tage gegangen bin, das wird das Weitere lehren. In nicht vollen vier Stunden hatten wir auf den, uns großentheils kundigen Wegen gegen fünf Meilen zurückgelegt, und wir ſahen um fünf Uhr auf einer

Höhe, nicht fern von dem Amte Marienburg, die Thürme von Hildesheim. Gott! welch ein seliges Gefühl, nach der ersten, so langen Entfernung, endlich seine Vaterstadt wiederzusehn! Mein Gefährte konnte ohne viele Gefahr nach seinem, kaum eine Meile entfernten, heimathlichen Dorfe hineilen, und er that es. Nie habe ich ihn wieder gesehn, noch etwas Sicheres von ihm erfahren. Er soll bald wieder aufgegriffen und in Kassel erschossen worden seyn.

Ich, von Vielen gekannt, und wenn auch der ganzen Gegend kundig, wagte es doch nicht, bei Tage weiter zu gehn, sondern vertraute mein Schicksal der weit sicherern Nacht an. Schon um eilf Uhr war ich jenseits Hildesheim in Himmelsthür, und lag in den Armen meiner guten lieben Mutter. Das war eine Freude! Die älteren Geschwister wurden geweckt, und wie hurtig kamen alle herbeigesprungen, um ihren Bruder zu umhalsen. Da gab's von allen Seiten Vieles zu erzählen, Jeder überhörte kein Wort. Endlich mahnte die östliche Dämmerung, das Gespräch abzubrechen, und wir begaben uns zur Ruhe. Jedoch der Schlaf war von uns Allen gewichen, das Gespräch wurde im Bette fortgesetzt und etwas laut geführt, die kleineren Geschwister erwachten, hörten die Anwesenheit ihres Bruders, und nun gab es erst ein Herzen und Küssen! Eine angenehmere Nacht habe ich nie wieder erlebt, eine Nacht, die mir heute noch in allen ihren Einzelheiten klar vor Augen steht! Endlich übermannte mich der Schlaf, ich schlief ein. Die Sonne stand noch nicht hoch am blauen Himmel, und schon erwachte ich wieder. Bald waren alle Lieben wieder um mich versammelt: aber das Ge-

ſprach nahm eine andere Wendung: Zuerſt wurden Alle wohl ermahnt, ja keinem Menſchen zu ſagen, daß Johannes wieder da ſey! Das war nun ein ſchweres Ding, denn meine jüngſte Schweſter zählte erſt fünf Jahre. Die älteren bedauerten, daß ſie die Ankunft ihres Bruders erfahren hatte; ſie ermahnten zu ſchweigen, ich ermahnte: „Ne, leiwe Johannes, ick ſegge nicks,“ ſprach die kleine Thereſe, indem ſie mich mit ihren kleinen Aermchen umhalſte, und ſie hat Wort gehalten. Ein anderer Punkt, faſt wichtiger noch, als dieſer, mußte ferner beſprochen werden, was nämlich nun zu thun ſey? Daran hatten wir geſtern nicht gedacht, und in der That hatte ich ſelbſt, — die Sehnſucht nach Hauſe war ſo groß, daß dieſes erreichte Ziel die Befriedigung aller Wünſche in ſich faßte, — auf dem gefährlichen Wege kaum daran gedacht, was ferner aus mir werden ſollte. Vielleicht mochte auch eine innere Ahnung, und die ſehnliche Hoffnung, daß die Krallen des gelben Adlers nicht lange mehr die Herzen der Weſtphalen zerfleiſchen würden, mit Hülfe einer Portion Leichtſinnes das Fernere vergeſſen gemacht haben. Schill bedrohte ja ſchon die Hauptfeſtung des ganzen Landes; ein, noch mehr Hoffnung verſprechendes Gerücht, das aber wenig Glauben fand, ließ aus dem Oeſtreichiſchen eine noch erwünſchtere Guerilla in das Weſtphäliſche eindringen; von Oeſtreich ſelbſt, von England, von Preußen, faſt von allen Seiten winkte die Hoffnung Muth zu. Wie leicht iſt es, dachte ich, dich einige Zeit im Verborgenen aufzuhalten, die Zeit der Erlöſung kann ja nicht mehr fern ſeyn.

In dem Kreiſe der Meinigen hielt ich mich nur einige Tage auf; denn es erwies ſich nur zu klar, daß

hier für mich auf eine lange Dauer kein ſicherer Aufenthalt ſeyn konnte. Nach vieler Ueberlegung wurde endlich beſchloſſen, daß ich bei einer Schweſter meiner Mutter eine Zuflucht ſuchen ſollte. Kaum dämmerte der Morgen, und ſchon war ich auf dem Wege nach Neuenhof, einem kleinen Dorfe, etwa eine Meile von Hildesheim entfernt. Ich ging der Länge nach über den Roßberg. Die Hälfte des Weges hatte ich zurückgelegt, als über dem glühenden Horizont die Sonne auftauchte. Gott! welche Sehnſucht nach Freiheit ergriff mich, als ich, ein Gefangener in der freien Natur, das liebe Hildesheim ſo klar im Thale vor mir erblickte! Wie majeſtätiſch ragten die Thürme aus der Häuſermaſſe empor! wie herrlich ſtrahlte im Sonnenſchein die vergoldete Kuppel des prächtigen Dom's! ſo überraſchend ſchön hatte ich Hildesheim noch nie geſehn! Freudetrunken ſchweigte mein Blick über den Plätzen und Gängen, wo noch vor wenigen Wochen ich mit Freunden und Freundinnen geſcherzt und gelacht, und die Wehmuth preßte einen Thränenſtrom aus meinen Augen! Die Erde ſtampfend riß ich mich aus dem Wirrwar dieſer Gefühle und ſchleuderte, nichts Gutes ahnend, langſam meinem Ziele zu.

Noch früh war es, als ich Neuenhof erreichte. Freundlich grüßend trat ich meiner Baſe, die ſchon auf dem Hofe ihres kleinen Gutes beſchäftigt war, entgegen und — „Um Gottes Willen, Johannes, wie kannſt Du es wagen hierher zu kommen! wenn ſie Dich hier wieder kriegen, Du machſt Dich und uns Alle unglücklich! Geh ſchnell, daß Dich weiter Keiner ſieht, durch den Garten und dann in den Wald“ — „Ich habe

kein Eſſen bei mir," ſprach ich. — „Geh nur nach dem Walde," ſie bezeichnete mir die Stelle, „ich werde ſelbſt bald was bringen."

Hier war ferneres Bitten unnütz; ich ging trübſinnig nach dem Walde und warf mich auf dem bezeichneten Orte auf den Boden. Gedankenlos ſtarrte ich nach der Gegend hin, von woher meiner Mutter Schweſter kommen ſollte. Endlich kam ſie mit zwei anſehnlichen Butterbroden angeſchlichen, ſah ſich ſchüchtern nach allen Seiten um, und wollte gleich wieder davoneilen. Ich hielt ſie feſt und bat, ſo herzlich ich konnte, ſie möchte mir nur ein paar Tage ein ſicheres Obdach, was hier ja ſehr leicht ſey, verſchaffen. „Um Gottes Willen nicht! und komm ja nicht wieder!" Sie ging; ich legte mich nieder. Was nun zu thun?! Nach Hauſe mochte ich, wenigſtens nicht gleich wieder zurückgehen; ich verfolgte alſo die Richtung waldeinwärts. Schon fing ich an, es zu bereuen, daß ich von Magdeburg aus mich nach meiner Vaterſtadt gewendet hatte; ich hätte ja Schill weiter aufſuchen, und hätte ich ihn nicht gefunden, mich nach dem Preußiſchen begeben können. Ja, mitunter drohte ſelbſt eine Spur von Reue aufzutauchen, daß ich überhaupt aus Magdeburg entflohen war; denn ich hätte ja das, was ich hier mit großer Gefahr abwarten wollte, dort ohne Gefahr abwarten können; noch dazu war ich dort geachtet, hatte es im Ganzen recht gut, und würde es gewiß bald noch beſſer gehabt haben: hier floh man mich, und von Achtung war eben auch nicht die Rede, denn von einem Deſerteur will man nicht gern was wiſſen, es klingt nun einmal dem Ohre unangenehm. Auf dieſe Weiſe ungefähr räſonnirend und, da ich, wie ge-

ſagt, nicht bösartig bin, meiner Tante die ewige Seligkeit wünſchend, ging ich immer weiter waldeinwärts: wohin aber? das wußte ich nicht. Denkend und nicht denkend, alſo wie träumend, ging ich weiter und weiter. Endlich mahnte mich der Durſt, eine Quelle aufzuſuchen: ich ſuchte hier und ſuchte dort, ſpähte rechts und ſpähte links, und, wiewohl ich nicht gleich eine Quelle entdeckte, ſo wurde ich doch endlich wieder etwas lebhafter, denn ich wußte doch jetzt, was ich zunächſt ſuchte. Ich befand mich in einem Thale, wo Thäler ſind, da ſind Berge oder doch Hügel, und wo Berge oder Hügel ſind, da ſind, wenn auch nicht überall, doch hier und da Quellen oder Bäche. Bald fand ich eine Quelle, ich trank und ging meiner Wege, d. h. immer in dem wegloſen Thale weiter. Wiewohl ich faſt überall in Wäldern und auf Feldern bekannt war, ſo war ich doch hier noch nicht geweſen; jedoch was kümmerte mich das: wußte ich doch nicht, wo ich hin wollte, was brauchte ich da zu wiſſen, wo ich war. Zudem war mir wohl bekannt, daß das Ungewiſſe der Gegend und der Richtung bald ſein Ende erreichen mußte: denn groß konnte der Wald hier nicht ſeyn, und wo er ſich in eine unbewaldete Gegend aufklären möchte, das war hier gleich. Schon ſpät am Nachmittage erblickte ich nicht weit hin das mir wohl bekannte Sorſum, ein Dorf in einem angenehmen Thale zwiſchen dem Finken- und Eſcherberge. Oft war ich in dieſem Dorfe geweſen, ich wollte es alſo nicht wagen, hindurch zu gehn; doch der Hunger am Nachmittage und die folgende brodloſe Nacht geboten mir, das kleine Wageſtück zu beſtehen. Ich ging hinein, und zwar nach dem Kruge. Was ich forderte, er-

hielt ich, bezahlte, machte die Thür auf, und — wurde von einem Diener der Gerechtigkeit, der, sowie ich hinaus, herein treten wollte, beim ersten Blicke erkannt. „Sieh da," sprach er, „sehen wir uns einmal wieder! Sie wollen doch noch nicht weggehn? ich gehe bald mit." Mir wurde brühwarm! ich bedauerte, daß ich die Ehre nicht haben könnte, weil ich die entgegengesetzte Richtung, nach dem Kloster Escherde, einschlagen müßte, und empfahl mich. „Eh! bleiben Sie doch noch, dahin kommen Sie heute noch recht gut." — „Sie wissen, der Berg ist hoch und der Wald ist breit," entgegnete ich, „und noch dazu, wenn ich vor Mitternacht nicht ankäme, so würde mir auf dem Wege die spukende Gastfrau ihr „Unrecht! Unrecht!" in die Ohren raunen *), und ich bin etwas furchtsam." — „Nun, so furchtsam können Sie wohl nicht seyn, indem Sie, wie uns wohl bekannt ist, es wagten, aus Magdeburg zu gehen und sich durch die Schill'sche Bande hindurch zu arbeiten. Doch was geht das mich an; wenn Sie denn einmal wollen, so wünsche ich glückliche Reise." Wie viel weniger beklommen war mein Herz, als das Dorf sich hinter meinen Schulterblättern befand, und wie wohl war mir, als der nahe Wald und die liebe Dämmerung mich

*) In dasiger Gegend ging damals, und vielleicht geht auch wohl noch heute die alberne Sage, daß eine Wirthsfrau, die immer nicht voll eingeschenkt hatte, zur Strafe in diesem Walde, bis zur Erlösung aus dem Fegefeuer, von 12 — 1 Uhr „Unrecht!" schreien müßte. Gut, daß so etwas in der Nachbarschaft großer Städte nicht vorkommt, sonst würde man vor lauter „Unrecht!" nicht zu Worte kommen können.

in einem Doppelmantel einhüllten. Kaum eine Viertelmeile war ich in dem Walde gegangen, so bettete ich mich auch schon auf die bemoos'te und beblumte Mutter Erde hin

Dieß war das erstemal in meinem Leben, daß ich in einem dichten Walde mein Nachtlager aufgesucht hatte. An Schlafen war nicht viel zu denken, das merkte ich wohl; denn weder bei offenen, noch geschlossenen Augen wollte das Gefühl der Müdigkeit sich einstellen. Meine Gedanken gingen in die Kreuz und Quer: bald dachte ich daran, wo ich wohl einmal ein sicheres Obdach finden möchte, bald an den Polizeidiener in der Bauernschenke, bald an die Wirthsfrau im Walde, bald u. s. w. Es ist doch sonderbar, sey man auch noch so sehr von Vorurtheilen frei, daß Spuk- und Hexengeschichten an einsamen Orten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth machen; ich leugne es nicht, daß mir die Haare zu Berge stiegen, als ich zuerst in der Ferne den gräßlichen Gesang des Uhu's hörte. Alles wird endlich in der Welt Gewohnheit: später mochte schreien, krachzen, heulen, was da wollte, es ergriff mich nicht mehr; konnte ich doch Anfangs vor eigenthümlichen Gefühl's kaum schlafen, als ich zuerst Schädel und andere Knochen von Menschen in meiner Schlafkammer beherbergte, späterhin stand ein Skelett vor meinem Bette, auf dessen Gestelle ein Glas Wasser und eine Schnupftabaksdose Platz nahmen, zu vielleicht nöthigem oder erwünschtem Gebrauche in der Nacht.

Kaum dämmerte der Morgen, so erhob ich mich von meinem Lager, drehte mich ein paarmal herum, sah hierhin, da- und dorthin, und blieb endlich wieder still

ſtehen, mit dem Geſichte nach Oſten, d. h. nach Himmelsthür gewendet. Schlimm muß es ſeyn, wenn man etwas in der Welt will, und nicht recht weiß, was man will; aber ſchlimmer iſt es gewiß noch, wenn man gar nicht weiß, was man will. Ich drehte mich um, ſah bergan, nahm zweierlei aus meiner Taſche, ſetzte mich auf einen umgefallenen Baum, aß etwas, trank etwas mehr, ſtand wieder auf, und ging der Naſe nach, immer durch hohe Heidelbeerſträuche bergan, und erreichte bald einen mir wohl bekannten Weg. Den ſollſt du verfolgen, dachte ich, und dann mag der liebe Gott weiter ſorgen. Ich war auf dem Wege nach dem Kloſter Eſcherde, der Anfangs ſchmal und nur für Menſchen gangbar iſt, ſpäter aber ſich erweitert, unter hohen Buchen in gerader Richtung weiter fortgeht, endlich ſich nach und nach ſenkt und ins Freie mündet. So wie man aus dem Walde hinaus tritt, ſieht man halblinks das Kloſter dicht vor ſich; in geringer Ferne von dem Austritte nur die Firſte der hohen Kirche mit ihrem Thurm und Thürmchen. Was nun hier machen? Ich hatte Durſt, alſo trinken. Ich trat in das ziemlich gut eingerichtete Wirthshaus, aß und trank, und überlegte dabei, wohin nun der Weg ſich biegen würde oder wohin er fortgeſetzt werden ſollte.

Mein Blick war ſtets nach der Gegend gerichtet, von woher allenfalls Gefahr drohen konnte. Plötzlich erblicke ich einen Gensdarm, noch einen, noch einen! Gleich mache ich mich ſeitwärts auf den Weg, erreiche in voller Angſt den Wald, dringe links vom Wege ab in das Dickicht hinein, beſteige eine Anhöhe, ſehe mich da erſt um, und erblicke unten vor mir das Wirthshaus.

Wahr-

Wahrſcheinlich war dieſer Trupp, und überhaupt hier gewiß ſeltene Beſuch auf mich abgezielt. Ich ſah endlich die drei Gensdarmen vor dem Wirthshauſe, den Wirth bei ihnen, bald hier, bald dort hin zeigend. Zwei von ihnen ritten den Weg entlang, den ich genommen hatte; der Dritte nahm die entgegengeſetzte Richtung. Ich ſchloß alſo, und ſchließe auch noch ſo: der Mann aus dem Wirthshauſe in Sorſum hatte mich an die Gensdarmen in Hildesheim verrathen, und dieſe hatten ſich zeitig aufgemacht, um mich aufzufangen; der Wirth zu Eſcherde hatte ſich, weil ich gleich bezahlte und nichts, als dahin Gehöriges ſprach, weiter nicht um mich bekummert, hatte alſo auch wohl nicht geſehn, wann und wohin ich gegangen war. Die beiden Strickreiter ritten ſehr langſam, hier und da hin ſpähend, weiter, kamen mir näher und näher, und endlich ſo nahe, daß ich ihnen allenfalls aus meinem Verſtecke hätte „Huth! Huth!“ zurufen können; aber das wäre ja Schadenfreude geweſen, und die habe ich nie einem Menſchen bewieſen. Ich blieb, wo ich war, ſah nach zwei Stunden die drei Aufgreifer wieder vor dem beſagten Wirthshauſe, aß und trank aus meiner Taſche, und ließ, ſo zu ſagen, den lieben Gott einen guten Mann ſeyn. Erſt gegen 3 Uhr Nachmittags ritten ſie, dießmal neben einander, den Weg wieder zurück, woher ſie gekommen waren. Vorſicht iſt doch zu allen Dingen gut: wer nicht vorſichtig iſt, der iſt weder zu großen, noch zu kleinen Dingen gut. Hätte ich nicht mit meinen Augen die Gegend beſtrichen, von woher Gefahr kommen konnte, ich wäre ſchon hier in die Hände der weſtphäliſchen Strafwerkzeuge gefallen. Merkwürdig war es mir, daß ſie aus dem Kloſter keine

Aufſucher zu Fuß requirirten — wovon weiter unten ein Beiſpiel vorkommen wird, — ſondern, ohne auch nur einen weiteren Verſuch gemacht zu haben, unverrichteter Sache davonritten. Ich blieb auf meiner recht angenehmen Stelle bis gegen Abend, und weil ich keine beſſere wußte, auch vom Abend bis zum frühen Morgen. Ich ſchlief ein, ehe es finſter wurde, und erwachte, da es nicht mehr völlig Nacht war.

Das Kloſter lag ſchon deutlich vor mir; endlich ragte weiter nach Weſten auch der hohe Deiſter aus dem blauen Dunſte hervor, welcher auf der Ebene lagerte; bald wurde ſeine Firſte von den erſten Strahlen der Sonne erleuchtet, tiefer und tiefer ſenkte ſich an ihm herab der goldene Schimmer, der endlich mit einemmale die ganze weite Ebene überzog, aber von mir und dem Kloſter blieb er noch weit entfernt. Die Helle nach Weſten und das Schattendunkel, welches auf der Umgegend des Kloſters lagerte, war für mich die unſchuldige Veranlaſſung, den Schatten des Zweifels zu verlaſſen und den erleuchteten Weg der Hoffnung zu verfolgen. Ich wollte einen Aufenthalt in Weſten ſuchen, über den Deiſter gehen, weiter vordringen, und jenſeits des Solinger-Waldes und der Weſer, nicht fern von Höxter, bei einem Bruder meines verſtorbenen Vaters die Zeit abwarten, bis ich wieder frei nach Hildesheim zurückkehren dürfte.

Gleich, durch Umwege, nach dieſer Richtung weiter zu wandern, hielt ich nicht für zweckmäßig; ſondern es ſchien mir beſſer zu ſeyn, — wahrſcheinlich, weil ich doch noch einmal wieder nach Hauſe zurückgehen und den Meinigen Lebewohl ſagen mochte, — daß Einer von den

Meinigen mich bis dahin begleitete. Kaum ließ ſich dieſer Gedanke in meiner Seele laut werden, ſo wurde er auch von ſämmtlichen Behörden derſelben genehmigt; ich kehrte wieder um und ging beinahe dahin, woher ich gekommen war. Bei Tage durfte ich nicht nach Hauſe zurückgehen, und doch war der Mundvorrath faſt verzehrt: ich mußte alſo Muth faſſen, in irgend einem Dorfe mir das Nöthige zu verſchaffen. Rechts iſt der Wald faſt unendlich, dieſe Richtung würde mich auch von meinem Ziele abgeleitet haben; ich drang daher nach Nordweſt weiter vor durch das Dickicht, und erreichte etwa nach 2 Stunden das Ende des Waldes. Dicht vor mir lag das Dorf Eſcherde. Ich ging hinein, fand aber daſelbſt kein Wirthshaus, ſondern man zeigte mir ein Haus, dicht an der Hauptſtraße, etwa eine Viertelmeile weiter, wo Alles zu haben ſey. Dahin zu gehen, war ein gefährliches, nicht dahin zu gehen, ein unangenehmes Ding: die ſtürmiſchen Forderungen des Magens ſiegten endlich über die weiſen Mahnungen der Vernunft. Mit beklommenem Herzen trat ich in die Gaſtſtube, erhielt bald, was ich gefordert hatte, und ging langſam meiner Wege. Auf der Chauſſee durfte ich nicht bleiben: ich mußte daher noch weiter meinem linken Wegzeiger folgen. Rechts war Himmelsthür nur eine halbe Meile weit entfernt; ich hätte gleich dahin eilen mögen, und doch durfte ich nicht. In der Richtung nach Hannover, das Dorf Emmerke links laſſend, ging ich quer über die üppigen Felder weiter, bis ich endlich Gebüſche erreichte und, wie gleichſam am Ziele, wieder aus freier Bruſt tief aufathmete. Immer rechts zog mich die Sehnſucht nach meinen Lieben, und doch hätte ich ſchon damals

links wandern sollen, vielleicht wären zwei Jahre von meiner Lebenszeit gewonnen worden.

Am westlichen Abhange des Osterberges, welcher über der Ebene 4—500 Fuß erhaben seyn mag, ruhete ich etwas aus. Lange jedoch ließ mich die Sehnsucht, den Umfang meiner jugendlichen Spiele und Wanderungen noch einmal ganz zu überblicken, hier nicht ruhen. Ich flog durch Hainlgebüsche bergan, und erreichte bald die breit abgerundete Firste dieses kalkreichen Hügels. Wüßte ich von diesem Berge mehr zu sagen, oder gehörte das Mehrsagen hierher, ich würde es gern den Freunden der Naturkunde entdecken; jedenfalls kann ich aber versichern, daß, so weit mir bekannt geworden, dem Naturforscher noch Vieles zu entdecken übrig geblieben ist. Von diesem Berge hat man eine, wiewohl in der Nachbarschaft keineswegs romantische, aber in die Ferne wahrhaft erhebende Aussicht. Nach Süden hin erblickt man eine endlose Kette von Hügeln und Bergen, über welche, mehr nach Osten hin, der abgerundete blaue Brocken hervorragt; ostwärts zeigen sich am fernen Horizonte die Thürme von Braunschweig; im Norden übersieht man bei klarem Wetter fast ganz Hannover; unten im Thale der Innerste liegt das große Amt-Steuerwald mit seinem, gegen 100 Fuß hohen, dicken viereckigen Thurme, und weiter nach Süden das, von den üppigsten *) Fluren umkränzte Hildesheim.

---

*) Einen großen Theil Deutschlands habe ich zu Fuß durchwandert, aber nirgends einen so überaus fruchtbaren Boden gesehn, als hier. Roggen von 7—10 Fuß Höhe gestattet auf Feldwegen, ja hier und da, wenn man reitet, keine Umsicht; Hafer von 6 Fuß Höhe und noch darüber

Faſt unwiderſtehlich zog es mich auf dem Oſterberge, an deſſen ſüdlichem Fuße Himmelsthür liegt, nach Süden; aber dahin durfte ich mich noch nicht wagen: ich ging daher nach Norden, wo ein dichter Wald mir allenfalls Schutz gewähren konnte. Unter dem nördlichen Abhange des Oſterberges liegt ein kleiner See, der obere Teich, worin die jenſeitige bewaldete Höhe ſich ſpiegelt, und der überhaupt ein liebliches Anſehn hat. Hier machte ich Halt und erwartete den Abend. Ich ging wieder die, etwa eine halbe Meile lange unbewaldete, aber dicht beraſ'te Firſte des Oſterberges zurück, und kam Himmelsthür ganz nahe. Wahrſcheinlich war es Scham, welche mich zurückhielt, gleich wieder nach den Meinigen mich hinzuſchleichen; ja, ich faßte den Entſchluß, heute noch nicht das Haus meiner Mutter zu betreten. Nicht fern von demſelben wählte ich im Felde unter dem Getreide mein Nachtquartier, und ſchlief bald ein. Eine Stunde etwa mochte ich geſchlafen haben, als ein furchtbarer Donnerſchlag, der kaum 50 Fuß von mir eine Weide faſt ganz zerſchmettert hatte, mich aus meinem Schlafe aufſchreckte. Ganz und gar durchnäßt, denn ich lag auch im Waſſer, ſtand ich auf. Was war nun zu thun? Natürlich mußte ich nach meiner Mutter gehn; denn ich konnte doch die triefenden Klei-

---

iſt keine Seltenheit. Lockerer Sand iſt nirgends zu finden; den Sandbedarf für die Haushaltung erhält man nur durch Zerhämmern des Sandſteins. Er wird in langen dünnen Säcken auf Eſeln nach Hildesheim gebracht. Torf iſt ebenfalls in der ganzen Umgegend nicht vorhanden. Auf dem Wege nach Hannover zeigt ſich, ſo wie man das ehemalige Hannöverſche betritt, zuerſt lockerer Sand.

der nicht auf meinem Körper trocknen, ich hätte mich zu erkälten und in Folge deſſen gar krank werden können. Grund genug für mich, daß ich nun zu meiner Mutter gehen mußte.

Außer Mutter und Geſchwiſter traf ich dießmal auch den Bruder meiner Mutter und die liebe Auguſte an. Nachdem einige Tage hin und her überlegt, ein Beſchluß angenommen, wieder verworfen, abermals wieder angenommen worden war, wurde endlich feſtgeſetzt, daß mein Vorſchlag ausgeführt werden, und mein Onkel mich begleiten ſollte. Etwa ſieben Meilen betrug der Weg, welchen wir bis zu dem Bruder meines verſtorbenen Vaters zurückzulegen hatten.

Nicht ohne Beſorgniß, aber dennoch auf guten Erfolg hoffend, begleitet von den beſten und herzlichſten Glück- und Segenswünſchen der Meinigen, ging ich mit meinem Begleiter, mich Gottes weiſem Willen innigſt empfehlend, des Morgens früh von Himmelsthür ab. Die Wege in der Nachbarſchaft von Hildesheim waren für mich auf der ganzen Strecke, welche ich bis zu meinem jetzigen Ziele zu durchwandern hatte, bei weitem die gefährlichſten. Denn in Hildesheim waren ſechs gemeine Gensdarmen und ein Brigadier, alle in ſteter Thätigkeit, überall anzutreffen, wenn Deſerteurs aufgejagt, nirgends zu finden, wenn etwa gegen Diebe und anderes Geſindel Schutz und Hülfe verlangt werden ſollte; überall gefürchtet, aber auch überall verfolgt: daher wachſam, umſichtig, ohne Erbarmen nur ihren Zweck verfolgend, ohne alle Rückſicht grauſam, kurz ein Galgenvoll Strickreuter, welchen ich ſorgſam aus dem Wege zu gehen die gegründetſte Urſache hatte. Alle waren

große breitſchultrige Kerle, und in Bewußtſeyn ihrer Kraft und Gewandtheit, noch dazu bis an die Zähne bewaffnet, waren ſie muthig genug, drei, vier, fünf und noch mehr Deſerteurs allein anzugreifen und als Gefangene nach Hildesheim zu transportiren. Das glückte ihnen zwar nicht immer; wurde aber einmal einer ihrer Kameraden hart mitgenommen, ſo ſchnaubten Alle Rache, und die zunächſt Aufgegriffenen mußten den ihnen früher zugefügten Frevel büßen.

Mit mir hat es hier noch keine Noth; ich will daher ein paar Schelmſtücke, wie man dort dergleichen nannte, welche einige Deſerteurs einem und wiederum einem Gensdarmen zufügten, hier erwähnen. Im Juni 1809 hatte ein Gensdarm ſpät am Abend, wenn ich nicht irre, aus Emmerke, einen weſtphäliſchen Deſerteur aufgegriffen, und war mit ihm auf dem Wege nach Hildesheim. Nicht fern vom Moritzberge auf einem anſehnlichen Hügel, worüber die Chauſſee führt, begegnet er vier anderen Deſerteurs, denen er „Halt!“ zuruft. Dieſe waren wahrſcheinlich ſchon auf ſeinen Empfang vorbereitet, oder hatten ſich wohl abſichtlich dort aufgeſtellt: denn kaum hatte er ſein „Halt!“ ausgeſprochen, ſo erhielt er auch ſchon einen ſo heftigen Schlag vor die Bruſt, daß er im Sattel wankte, und dann mit leichter Mühe und noch dazu ſehr ſorgſam vom Pferde gehoben wurde. Jetzt bittet er um ſein Leben; jedoch man antwortet ihm nicht. Man bindet zuerſt den gefeſſelten Deſerteur los, giebt ihm die Freiheit, befiehlt ihm aber, ſo ſchnell als möglich ſich zu entfernen, und giebt ihm den guten Rath auf den Weg: ja nicht wieder nach Hauſe zu gehn, ſondern vielmehr je eher deſto lieber ein ſiche-

res Ausland aufzusuchen. Nach der Entfernung dieses, vor Freude hüpfenden jungen Mannes gingen die Befreier mit dem Gensdarm und seinem Pferde von der Landstraße ab, bis zu einer kleinen Eiche. Hier wird Halt gemacht. Der Strickreiter bittet abermals recht flehentlich um sein Leben. Man antwortet ihm: er solle sich nur beruhigen; obgleich er und alle seine Collegen schon lange den Galgen verdient hätten, so wolle man ihn doch für dießmal noch nicht hängen, sondern nur einen Spaß mit ihm treiben, und seinen Muth etwas abkühlen. Zugleich wird ihm aber ernstlich bedeutet, daß der geringste Ruf um Hülfe unausbleiblich seinen Tod zur Folge haben würde. Jetzt kleidet man ihn ganz aus, auch nicht einmal das Hemde läßt man ihm, bindet ihn an die Eiche, so daß er sich nicht selbst wieder losbinden kann, bindet auch sein Pferd fest, legt alle seine Kleider, Waffen und übrigen Sachen ordnungsmäßig neben ihm auf den Boden, wünscht ihm gute Nacht! und nun entfernen sich die Spaßvögel. Am anderen Morgen früh wurde der Gensdarm bemerkt. Wohl hundert Menschen sollen unter Gelächter, Jubel und Frohlocken von dem nahen Moritzberge nach dem Orte gelaufen seyn, um den Gensdarm in dieser Stellung zu begrüßen. Auch nicht das geringste Stück hat an seinen Habseligkeiten gefehlt. Der Schlag vor die Brust hatte weiter keine übelen Folgen gehabt.

Ein anderer Gensdarm kam bei einer ähnlichen Gelegenheit bald darauf nicht mit heiler Haut davon, und zwar dieser war der gefürchtete Brigadier selbst, ein äußerst grausamer Mensch. Ihm war angegeben worden, daß sich in Neuenbei ein Deserteur versteckt hielte.

Zweimal hatte er in der Nacht den Versuch gemacht, den armen Mann zu ergreifen, aber umsonst. Beim zweiten Male war er kurz nach Mitternacht angestürmt, hatte die Bewohner aus dem Schlafe gelärmt und getobt, war wie unsinnig treppauf, treppab, aus einem Raume in den anderen gelaufen, bis endlich der Herr vom Hause sich bitter über seine unhöfliche Störung beklagt. Das fehlte noch, um die Wuth des Rasenden völlig zu entflammen. Er packt den Bauer mit kräftigem Arm, wirft ihn zu Boden und schlägt ihn mit seinem schweren Dragonersäbel, unter lautem Geschrei und Gejammer der Seinigen, halb zu Tode, und eilt dann aus dem Hause. Ihn zu verklagen, wagte Niemand. Nach Verlauf einiger Tage findet sich der Bösewicht wieder in Neuenhof ein, und hat das Glück oder vielmehr Unglück, den Menschen, welchen er sucht, dicht vor dessen Thür zu ergreifen. Er begrüßt ihn ganz freundlich, redet ihm Muth zu, er habe nichts zu befürchten, und unter diesem Gespräche bindet er ihm einen Strick um den linken Arm, das andere Ende des Strickes befestigt er an die rechte Seite des Pferdes, schwingt sich in den Sattel, und reitet nun langsam und ungestört mit dem Deserteur nach Hildesheim zu. Der Weg dahin führt über den schmalen Theil einer Wiese, welche durch einen tiefen, im Sommer trockenen Graben von dem benachbarten Acker getrennt wird. So wie der Gensdarm mit seinem Gefangenen sich eben der kleinen Brücke über dem Graben genähert hat, springen fünf gewandte, starke, wohl mit Züchtigungs-Instrumenten versehene Männer aus dem Graben, stürzen pfeilschnell auf ihn zu und reißen ihn vom Pferde. Eine andere Erzählung

berichtete, daß er einen Schlag mit einer Wagenrunge vor den Kopf erhalten hätte, und in Folge deſſen ohnmächtig aus dem Sattel geſunken wäre. Dem mag nun ſeyn, wie ihm wolle: kurz er konnte, nachdem er entwaffnet war, noch ſtehen. Er ſtieß noch die gräßlichſten Flüche, Drohungen und Beſchimpfungen aus, obgleich er für jedes beleidigende Wort einen derben Fauſtſchlag ins Geſicht erhielt. Jetzt wurde er bis auf die Beinkleider entkleidet, letztere ſchob man etwas hinunter, und nun mußte der Barbar, wiewohl er ſich noch immer mit äußerſter Kraft zu widerſetzen ſtrebte, ſich doch gefallen laſſen, daß man ihn, das Geſicht dem Baume zugekehrt, an eine Weide banden. Man bittet ihn jetzt, er möge ſich etwas gedulden; es ſolle nicht lange dauern, und man würde gleich ihm weiter aufzuwarten ſich das Vergnügen machen. Man gab zuvor dem zitternden und bittenden Deſerteur die Freiheit, und die Warnung auf den Weg, nicht wieder ſein väterliches Haus zu betreten, bis die Hunde von Franzoſen der Teufel geholt haben würde. Auf deſſen Erwiederung, daß er nicht einen Pfennig Geld bei ſich hätte, unterſuchten die Bayreuter Kleider- und Satteltaſchen des Gensdarmen, fanden eine anſehnliche Summe und übergaben dieſe dem Deſerteur. „Nun eile fort, lieber Bruder, und erwarte uns dort unten am Berge, wenn Du willſt; wir haben hier noch etwas zu thun.“ Als dieſer ſich entfernt hatte, ſchnitt jeder der Rache Uebenden ſich mehre zweckmäßige Weidenruthen ab, Alle näherten ſich damit dem jetzt bittenden Gensdarm und ſagten: ſie wollten ihn bloß 'mal fühlen laſſen, wie das ehemalige Spießruthenlaufen geſchmeckt haben mochte, und nun zerhauen ſie den franzöſiſchen

Rücken von den Schultern bis inclusive zu dem oberen Theile des Gesäßes dermaßen, daß nicht ein weißer Flecken übrig blieb, sondern alles zerfetzt und blutriefend war. Das Grausamste war wohl, daß sie den Mann nicht losbanden, oder wenigstens nicht etwas Kleidung ihm überwarfen, sondern ihn, den ganz Ohnmächtigen, in derselben Stellung ließen, worin sie ihn so hart gezüchtigt hatten. Wahrscheinlich war es den Peinigern gleich, ob so ein Leben verloren ginge oder nicht. Am anderen Morgen wurde er noch lebend abgebunden und, dem Tode nahe, nach Hildesheim gefahren. Erst nach zwei Monaten hat er sein gefährliches Geschäft wieder ausüben können. Nicht immer, oder vielmehr nur selten, waren die ergriffenen Deserteurs oder widerspenstigen Conscribirten so glücklich, aus den Händen dieser Menschen zu entkommen, oder wie hier befreit zu werden.

Alle Vorsicht hatte ich anzuwenden, um nicht diesen Franzosen in die Hände zu fallen; wir wählten daher, da wir der ganzen Gegend kundig waren, nur solche Wege, auf denen uns weder ein Reiter begegnen, noch uns verfolgen konnte. So erreichten wir ohne alle Widerwärtigkeiten und Unfälle das Kloster Eicherde. Bis hierher war wenig zu fürchten gewesen; jetzt aber erwartete uns eine größtentheils waldlose Gegend, und noch dazu mußten wir über die Leine, über welchen Fluß in unserer Nähe nur zwei Brücken führten, von denen die eine für mich eben so gefahrvoll war wie die andere: die eine Brücke war nämlich nicht fern von dem Flecken Elze, und die andere führte in den Marktflecken Gronau selbst hinein. Wir stärkten uns etwas in dem Klosterkruge zur ferneren Reise, und traten den Weg nach

Gronau an. Banger und banger wurde es mir um's Herz, es ſchlug ſchneller und heftiger, wenn ich in der Ferne einen nicht arbeitenden Menſchen erblickte, und unſchlüſſiger und unſchlüſſiger wurde ich, je näher Gronau heranrückte. Ja, ich blieb einige Male, von heftigem inneren Kampfe ergriffen, unwillkührlich ſtehen, ſo daß mein Begleiter mich erſt zum Weitergehen auffordern mußte. Endlich war mein innerer Kampf entſchieden: ich wollte wieder umkehren, es möchte auch darauf folgen, was da wolle. Wie verſchieden iſt doch das Werk eines Stümpers von dem eines geübten und erfahrenen Meiſters! Ich war in dergleichen Manöver noch ein Lehrling, trug einen ziemlich dicken Bündel, durch den ich meinen Stock geſteckt hatte, auf der Schulter, und ſo konnte Jeder ſehn, geſchweige denn die ſchlauen Gensdarmen, daß ich ein Reiſender war: wäre ich früher zu der Einſicht gekommen, daß man ſich in dergleichen Lagen immer, als ſey man zu Hauſe, das Anſehn geben muß, ich würde mit mehr Muth, und vielleicht hier ohne alle Furcht weiter gegangen ſeyn. Mein Begleiter hatte alle Ueberredungskünſte anwenden müſſen, um mich endlich wieder zum Weitergehen zu bewegen. Wir näherten uns wieder mehr und mehr der Leine, überſchritten dieſelbe und gingen in Gronau hinein. Hier war meine Angſt faſt ganz verſchwunden, wir kehrten ſelbſt in ein Wirthshaus ein, ließen uns unter frohen Geſprächen das Mittagseſſen recht gut ſchmecken, und erkundigten uns, wahrſcheinlich etwas ungeſchickt, nach dem Wege nach Holzminden und hauptſächlich nach den Fußwegen. Nachdem der Wirth, welcher den Weg ſehr oft, wie er ſagte, zu Fuße gemacht hatte, uns alles Nöthige genau

und umſtändlich angegeben, und in ſchwierigen Fällen auch mehrmal ſeine Ausſage wiederholt hatte, zog er mich freundlich bei Seite und flüſterte mir ins Ohr: „Der junge Herr ſind wohl ein Deſerteur?“ Ich erſchrak, ſah ihn verwundert an und wußte nichts zu anworten. „Nun ſchon gut,“ ſprach er leiſe, „das hat hier nichts zu bedeuten, hier haben Sie nichts zu fürchten.“ Er rief nun ſeinen Sohn Friedrich, und ſagte ihm, daß er uns durch ſeinen Garten auf dem Fußwege nach N. bringen ſollte, und wünſchte uns unter Gottes Schutze eine recht glückliche Reiſe.

Wir wurden, wie der Vater befohlen hatte, von dem Sohne geleitet, und erreichten den Wald, ohne einmal weiter einen Menſchen geſehn zu haben. Ich hatte die Anweiſungen und Mahnungen des Gaſtwirthes genau gemerkt, und nur ſelten war ich in der Wahl des Weges unſchlüſſig: der Erfolg erwies auch, daß wir genau eine im Walde bezeichnete Stelle erreichten, wo wir uns lagerten und den Untergang der Sonne abwarteten. Wir hatten uns nämlich vorgenommen, an dieſem Tage die Weſer noch nicht zu überſchreiten, ſondern die Nacht im Selinger-Walde (Weſergebirge) zuzubringen. Es war nahe an zehn Uhr, als wir in einem Wirthshauſe ankamen. Wir wurden freundlich aufgenommen, aßen gut, ſchliefen noch beſſer, machten frühzeitig unſere Beine wieder marſchfertig und verfolgten unſeren Weg weiter. Als wir den Wald hinter uns hatten, nahm meine Furcht wieder ſehr zu; aber die Hauptſache, wie es mir ſchien, war durchgemacht, und mit etwas mehr Muth näherte ich mich der Weſer, als geſtern der Leine. Wir gingen, ohne uns weiter viel

aufzuhalten, durch Holzminden und über die Weier. Erſt gegen Abend erreichten wir das Dorf Boizen, den Geburtsort meines Vaters und Wohnort ſeines Bruders. Wir fanden deſſen Behauſung bald auf, traten ein, gaben uns zu erkennen, und wurden mit wahrem Jubel empfangen.

Endlich iſt dem Ziel erreicht, dachte ich, einen beſſeren Ort hätteſt du nicht wählen können. Nach vielem Herzen und Küſſen, Fragen und Antworten war die Nacht unbemerkt ſchon weit hinaufgeſtiegen, als endlich daran erinnert wurde, daß morgen auch noch ein Tag ſey. Wir gingen zu Bette. Schon war die Sonne über den Oſtpunkt weit ſüdwärts vorgerückt, als wir erwachten. Wir kleideten uns an, und wurden von unſeren Verwandten, zu denen ſich ſchon noch viele andere geſellt hatten, herzlich empfangen. Nachdem bei dem Kaffee etwa eine Stunde, und nachher noch eine Stunde verplaudert worden war, wurde ich daran erinnert, daß ich doch auch die übrigen Verwandten im Dorfe beſuchen mußte. Ich willigte recht gern ein.

Da von den zunächſt wohnenden Verwandten ſchon über ein Dutzend verſammelt war, ſo konnten wir vor einigen Häuſern vorbeigehen, ohne gegen die Etiquette zu verſtoßen; das währte aber nicht lange, und es mußte eingekehrt werden. Die Fremden wurden genannt; das war aber nicht nöthig, denn die Kunde von unſerer Ankunft war bereits zu ihren Ohren gekommen. Nachdem einige wenige Fragen beantwortet worden waren, wurde das Frühſtück aufgetragen: das Beſte, was die Leute hatten, ſetzten ſie uns vor. Schwerlich hätten ſie auch übrigens etwas Beſſeres auftiſchen können: denn der rohe Schin-

ken, ſo freundlich roth, ſchmeckte wie Ruſſe, und die Schlackwurſt war ſo ausgezeichnet ſchön, daß ſie ſelbſt auf einer Königstafel keine Unehre eingelegt haben würde. Unſere Begleiter, kurz alle Verſammelten gingen uns mit gutem Beiſpiele voran, und wir ſetzten Alle dem Mahle ſo tapfer zu, als wenn wir geſtern Faſtag gehabt hätten. Endlich wurde vom Tiſche aufgeſtanden, freundlich gedankt und gegrüßt, und der Rundgang weiter fortgeſetzt.

Kaum hundert Schritte hatten wir zurückgelegt, und ſchon wieder war die Behauſung eines Vetters erreicht. Wir traten ein, wurden überaus freundlich empfangen, Jung und Alt umringte uns, herzte und küßte uns, kurz wir konnten nicht freundlicher und herzlicher aufgenommen werden. Das Verſammlungszimmer hier war dem, das wir eben verlaſſen hatten, täuſchend ähnlich, und der reichlich beſetzte, wie durch einen Zauberſchlag dem Boden entſproßte Frühſtückstiſch war dem erſten völlig gleich. Auf freundliches und dringendes Anmahnen ſetzte ſich die Verſammlung zu Tiſche, legte Hand an und aß mit ſolchem Appetite, als wenn eine unbehagliche Nüchternheit endlich zum Schweigen gebracht werden ſollte. Es wurde niemals erwähnt, daß wir ſchon da und da geweſen wären, ſondern Jeder mußte oder ſollte glauben, daß ihm die Ehre des erſten Beſuches geworden ſey. Als zum zweiten Male dem zweiten Frühſtücke wiederum raiſonnabel zugeſetzt worden war, erhoben wir uns von der Tafel, empfahlen uns, ſchnitten abermals einen Bogen von dem nöthigen Rundgange ab, und betraten dann die Wohnung zweier reicher Vettern.

Nicht ſo herzlich, wie von den erſten beiden Vettern, aber doch recht freundlich wurden wir auch hier begrüßt und aufgenommen. Nachdem eine Zeitlang von mancherlei Sachen geſprochen worden war, ſtanden wir auf und wollten uns empfehlen. „O, ſo geht das nicht," ſagte ein Herr Vetter, „da ſollten die Hildesheimer wohl denken, jenſeits der Weſer frühſtückt man nicht!" und damit ging er aus der Thür. Ich faßte mich, auch mancher Andere mag es gethan haben, unwillkührlich an den Magen, vielleicht, um zu ſondiren, ob noch nicht bereits alle Räumlichkeit in demſelben angewieſen ſey. Unſer Vetter kam bald zurück, nöthigte uns freundlich in eine andere Stube, und wir folgten oder mußten folgen. Hier erſt fanden wir ein Frühſtück! nicht allein durch ſeinen Reichthum, ſondern auch durch ſeine Nettigkeit überraſchte es uns; auch enthielt es in Ueberfluß das, was wir bei den erſten beiden Früharbeiten nicht geſehn hatten, nämlich zwei lange Reihen von Weinflaſchen. Wir ſetzten uns zu Tiſche, ſprachen den verſchiedenen Fleiſchſpeiſen wiederum fleißig zu, noch mehr aber dem Weine. Bei Sprechen, Jubeln und Gläſergeklingel war beinah eine Stunde vergangen, als wir uns wieder erhoben, freundlich dankten und uns gegenſeitig alles Gute und Liebe zum Abſchiede wünſchten.

Jetzt hätte endlich das Vetterbeſuchen und Schmauſen wohl aufhören können; aber der Ton am Orte forderte es nun einmal, daß wir wenigſtens noch Zwei nothwendigerweiſe beſuchen und begrüßen mußten. Da dieſe, wie man ſagte, gewiß ſehr böſe werden würden, wenn wir ſie übergingen, ſo wurden die Beine zu ihnen hin in Bewegung geſetzt. Bei Beiden mußten wir noth-

nothgedrungen und aufrichtig geſtehen, daß wir bereits dreimal das zweite Frühſtück zu uns genommen hätten. Nichts deſto weniger wurde das Frühſtück aufgetragen, und Jeder von uns mußte zulangen und doch etwas zu ſich nehmen.

Endlich war unſer Umgang beendet, und wir traten wieder in die beſcheidene Wohnung meines Onkels. Hier hatte auf uns das Mittagsbrod ſchon lange gewartet. Die Tante hatte ſich in unſerer Abweſenheit als tüchtige und ſorgſame Hausfrau emſig und umſichtig getummelt, um uns mit einem feſtlichen Mittagsmahle angenehm zu überraſchen. Mit einigen freundlichen Vorwürfen über unſer langes Verweilen, muſterte ſie mit innerem Wohlbehagen Augen und Blicke der Gäſte, und ſchien Lob und Dank aus unſerem Geſichte zu erndten. Aber wie ganz anders wurde ihre Miene, als wir Alle einſtimmig betheuerten, daß wir unmöglich noch etwas eſſen könnten. Wie traurig ſah die gute Tante aus! Wir mußten uns dennoch zu Tiſche ſetzen, um die Freude der ſorgſamen Mutter nicht ganz zu vereiteln. Wir aßen in der That Alle und von Allem, fanden ſämmtliche Gerichte überaus ſchmackhaft, und wünſchten uns endlich eine geſegnete Mahlzeit.

Bei dieſen Leuten iſt's gut ſeyn, dachte ich, da wirſt du den Abgang der Franzoſen mit Muße und ſorgenlos abwarten können, wenn ſie auch bis an den jüngſten Tag hier bleiben. Aber! — aber! — aber! Des Nachmittags wurde ein Spaziergang vorgeſchlagen. Dieſer Vorſchlag kam mir ganz erwünſcht. Wir gingen. Ich ſuchte das Geſpräch nach und nach auf den eigentlichen Zweck meines Beſuches zu leiten; denn noch hatte ich

nicht des Geringſte von meiner gefährlichen Lage erwähnt; das wollte mir aber immer nicht gelingen, denn die überreiche Redſeligkeit meines Onkels wußte ſtets etwas Neues zur Verhandlung aufzuſtellen. Erſt auf dem Rückwege nahm ich Gelegenheit, mich als Stoff des Geſprächs vorzuſchieben, indem ich ſagte: „Gott! ich bin doch recht unglücklich, daß ich bei ſo frohen und lieben Menſchen nicht ſo froh ſeyn kann, wie ich vielleicht ſcheine!“ — „Wie ſo?“ fragte der Onkel. Ich zog ihn nach und nach von der übrigen Geſellſchaft etwas ab, entdeckte ihm meine ganze Angelegenheit, und fügte endlich die Bitte hinzu: er möge mich einige Zeit bei ſich im Dienſte behalten. Er ſchwieg, und ich wartete beſcheiden ſeine Antwort ab. Nach langem Zögern athmete er endlich tief auf und ſagte: „Nein, Johannes, das geht nicht! Du kannſt hier nicht bleiben! Du mußt wieder fort! heute noch fort!“ Wie ein Donnerſchlag wirkte dieſes Urtheil auf mein Gemüth, die Thränen quollen aus meinen Augen; auch er ſchien tief ergriffen zu ſeyn. „Sind wir auch faſt Alle im Orte befreundet und verwandt, ſo iſt in ſolch einer hochwichtigen, gefahrvollen Angelegenheit doch nicht überall auf Freundſchaft zu rechnen: nur eine einzige Unvorſichtigkeit kann Dich und Viele von uns ins Verderben ſtürzen. Hätteſt Du mir geſtern gleich bei Deiner Ankunft den Zweck Deines Beſuches entdeckt, und ich hätte Dein Geheimniß allein erfahren, ſo hätte ſich vielleicht etwas thun laſſen; jetzt iſt aber hier nichts zu machen: nur Gefahren ſehe ich von allen Seiten, nirgends auch nur eine Spur von Hoffnung zu Deiner Sicherheit. Du mußt eiligſt wieder fort! Wenn es nur nicht ſchon zu ſpät iſt!“ Jetzt

winkte er meinen Onkel mütterlicher Seite, meinen Begleiter, zu ſich, ſtellte auch ihm das Gefahrvolle meiner Lage vor, bewies, in welche trübſelige Verhältniſſe ich ihn verwickeln könnte, und über kurz oder lang ſicher verwickeln würde, ohne daß ich auch nur den geringſten Vortheil davon zöge; kurz das Ende vom Geſpräche war, daß ich ſein Haus noch dieſen Abend wieder verlaſſen ſollte.

Da waren nun alle ſchönen Hoffnungen wieder zu Thränen geworden! Was nun thun? Wir ſannen hin und her; nirgends wollte für mich ein Funken der Hoffnung dämmern. Endlich ſprang mein Begleiter fröhlich auf und ſagte: „Das wird gehn!“ — „Was denn?“ fragten wir Anderen, und horchten aufmerkſam auf Antwort. „Du weißt,“ ſagte er, „daß Dein verſtorbener Vater dem Herrn Gerhardt, der zwiſchen hier und Paderborn ein Gut gepachtet hat, manchen Gefallen, viel Gutes und Liebes gethan hat, und, ſo viel ich weiß, iſt es auch Deines Vaters Werk, daß er unter ſehr vortheilhaften Bedingungen das Gut in Pacht erhielt. Wenn er ein dankbares Herz hat, ſo wird er die Bitte des Sohnes nicht unerfüllt laſſen.“ — „Das läßt ſich hören,“ ſagte ich; „da wollen wir, da müſſen wir hin.“ Mein Onkel aus Boizen zuckte zwar die Achſeln; doch meinte er, daß es in den Verhältniſſen des Herrn Gerhardt vielleicht eher, als bei ihm möglich wäre, mir einen ſicheren Aufenthalt zu verſchaffen. Nun konnte ſich aber Keiner von uns auf den Namen des Gutes beſinnen. Der Zufall wollte es, daß ein Herr Vetter den Herrn Gerhardt kannte, manchmal auf deſſen Gute geweſen war, und uns alſo alle Auskunft geben konnte,

welche wir allenfalls verlangen würden. Der Vorſicht halber mußten wir uns ſo ſtellen, als hätte der Gang des Geſpräches zufällig den Herrn Gerhardt berührt. Mein Onkel war auf dieſem Gute auch ſchon geweſen, und er konnte uns daher den Weg dahin, wie wir ihn wählen mußten, ganz zur Genüge beſchreiben. Die Nacht war bei dem vielen Nachdenken und Bedenken ſchon ſo nah herangekommen, daß wir den, 2½ Meilen langen Weg nicht mehr zurücklegen konnten; es wurde alſo gewagt, mir noch für eine Nacht Obdach zu geben.

Am anderen Morgen, als es kaum im Oſten dämmerte, und Alles ringsumher noch in tiefem Schlummer lag, machten wir uns, nachdem unſer Wirth für unſere leibliche Stärkung unterweges reichlich geſorgt hatte, nicht ohne Kummer und Beſorgniß von meiner Seite, wieder auf den Weg. Mit ſo vieler Hoffnung ich in die Behauſung meines Onkels getreten war, mit ſo weniger Hoffnung auf guten Erfolg ging ich jetzt dieſem neuen Verſuche entgegen. Da wir mit Mundvorrath reichlich genug verſehen waren, ſo gingen wir langſam weiter; denn wir wollten erſt gegen Abend bei unſerem neuen Freunde einkehren. Nicht weit von dem Gute, denn wir konnten es ſchon überſehen, gingen wir in das Dickicht eines Waldes, ſuchten ein geeignetes Plätzchen auf, um das nachzuholen, was wir in der vorhergehenden Nacht verſäumen mußten; jedoch wollte der Schlaf unſere Augen nicht ſchließen. Endlich hatte ſich die Sonne ſo weit geneigt, daß wir, um nicht zu ſpät einzutreffen, uns wieder auf die Reiſe machen mußten. Ich ging mit banger Erwartung und ſtets klopfendem Herzen weiter und weiter. Wir traten ein, und fanden

bald, was wir ſuchten. Herr Gerhardt, der meinen Onkel gleich erkannte, empfing uns äußerſt freundlich. Er ging mit uns auf ſeine Stube, hieß uns ſetzen, und er ſetzte ſich neben uns. „Nun erzähle mir zuerſt etwas von Deinem Vater! Wie geht es meinem alten lieben Freunde!“ Meine Miene mochte ſich wehmuthig verziehn und ihm die Antwort ſchon andeuten, denn er fragte gleich: „Er iſt doch nicht todt!“ Mein Ja! ſchien ihn zu überraſchen und in heftige Bewegung zu verſetzen. „Das thut mir ſehr, ſehr leid! Ich hätte ihn gern noch einmal geſehn! Wie viel Dankbarkeit bin ich Deinem Vater ſchuldig! Wenn ich ihm doch die Hälfte hätte wieder vergelten können, was er ſo liebevoll und bereitwillig für mich gethan hat.“ Hier faßte ich Muth: „Mein Vater ruht in Frieden, er bedarf der menſchlichen Hülfe nicht mehr! deſto mehr hat ſie aber ſein Sohn nöthig! Ich bin unglücklich, ſehr unglücklich, und bitte ſehr, laſſen Sie von der Liebe zu meinem Vater einen Theil auf mich übergehen.“ — „Von Herzen gern, mein lieber Johannes, wenn es in meiner Macht ſteht, ſo helfe ich gewiß!“ Ich entdeckte ihm nun mein ganzes Verhältniß, bat ihn, daß er mir ein ſicheres Obdach geben oder verſchaffen möchte, und ſagte ihm ferner, daß es mir am allererwünſchteſten ſeyn würde, wenn ich auf ſeinem Gute und unter ſeiner Leitung Arbeit erhalten und mich zu einem Oekonomen ausbilden könnte. Das ſchien ihm zu viel zu ſeyn; er antwortete nichts, ſtand auf, ging in der Stube tief nachdenkend auf und ab, entfernte ſich und kam erſt ungefähr nach Verlauf einer Stunde wieder zurück. Die lange Abweſenheit ließ ſchon nichts Gutes erwarten.

Zwar ſollte es den Anſchein haben, als wenn die Anrichtung des Abendbrodes dieſe Zögerung verurſacht; denn es wurde nach und nach bald Dieſes, bald Jenes aufgetragen, bis der ganze Tiſch beſetzt war. Endlich erſchien der Herr ſelbſt wieder. Man ſah es Ihm an, daß er mit ſich in heftigem Kampfe lag. „Du ſetzt mich in eine große Verlegenheit," ſagte er zu mir, „Du forderſt etwas von mir, was ich Dir nicht geben kann, nicht geben darf. Gott! wie gern wäre ich zu Deinem Glücke behülflich geweſen! Ich habe ſo eben mit meiner Frau Alles überlegt und bedacht, was hier wohl zu thun, zu ergreifen ſey; aber Alles iſt unausführbar, ich kann Dir nicht helfen!" Die Thränen ſtanden ihm in den Augen; er fiel mir um den Hals. „Alle," fuhr er ruhiger fort, „welche in meinem Dienſte ſind, müſſen ganz genau nachweiſen, woher ſie kommen, wohin ſie urſprünglich gehören. Nicht vierzehn Tage würden vergehn, und die Gensdarmen aus Paderborn hätten Dich ſchon wieder aufgegriffen, und ich wäre zeitlebens unglücklich. Nein! fordere von mir, was Du willſt, ich thue Alles nach meinen Kräften und von Grunde meines Herzens gern; aber fordere nichts von mir, durch deſſen Erfüllung ich mein ganzes Glück und das Glück der Meinigen aufs Spiel ſetze. Ja! ſchon Dein jetziger heutiger Aufenthalt hier könnte mich in große Verlegenheit ſetzen! noch mehr! die Pflicht gegen die Geſetze wie für meine eigene Sicherheit gebietet ſchon, daß ich, um alle mögliche Verlegenheit von mir abzuwenden, Dich arretiren und bei der nächſten Behörde abliefern müßte! Du ſetzt mich in große Verlegenheit! Du machſt mich unglücklich!" Das wurde mir zu viel! Ich dankte

für ſeine freundliche Geſinnung gegen mich, ſtand auf und wollte mich gleich in der Nacht wieder entfernen. „Nein! dieſe Nacht," ſagte er, „bleibſt Du bei uns! ruhe Dich mit Deinem Begleiter erſt aus, erquicke Dich, ſtarke Dich hier erſt zu ferneren Strapazen; aber morgen mit dem Früheſten mußt Du Dich wieder entfernen! — Nun greift zu, es iſt ſchon ſpät, wir müſſen morgen früh wieder auf!" Mir war Eß- und Trinkluſt vergangen. Ich ſann und dachte hin und her, brütete ſo in den blauen Dunſt hinein, oder vielmehr ich dachte gar nichts, konnte auch an nichts denken; ich aß und trank, vergaß Eſſen und Trinken wieder, und — ſchlief, während Gerhardt mit meinem Onkel ſprach, auf dem Sofa ein. Wir gingen zu Bette; ich ſchlief bis eben der Tag graute, ſprang auf und weckte meinen Onkel; wir gingen die Treppe hinunter; Gerhardt und das Frühſtück warteten ſchon auf uns; wir tranken und aßen, nahmen die von unſerem Freunde herzlich ausgeſprochenen Segens- und Glückwünſche auf die Reiſe, und — gingen wieder hin, wo wir hergekommen waren.

Hier wurde es in der That erſt recht Ernſt! Was nun zu thun? Wieder nach Hauſe gehn? Recht gern! aber was ſoll ich da machen? Bei der Mutter kann ich nicht bleiben, und die Verwandten wollen mich nicht! O! wäre ich doch bei den Soldaten geblieben! ſo trübſelig konnte es mir in Magdeburg nimmer gehn! Aber da half kein Bereuen, kein Zürnen und Klagen, kein Nachdenken und Erwägen, kein Abmahnen und kein Zurathen! ein wenig Leichtſinn war hier das Beſte: ich vertraute auf mein gutes Glück, und ließ Gott einen lieben Mann ſeyn. Nur das Allernächſte wurde be-

dacht. „Berühren wir auf dem Rückwege Boizen wieder?“ fragte mein Onkel. — „Mir iſt Alles recht,“ entgegnete ich, „geh' jetzt mit mir hin, wohin Du willſt, ich folge, und, wenn Du willſt, ſo bleibe ich auch hier bei Dir liegen.“ Wir hatten uns in dem Walde auf Moos und Blumen, ziemlich weit von der Straße entfernt, hingeſtreckt und waren endlich eingeſchlafen. Schon war Mittag vorüber, als wir wieder erwachten. Wir blieben ſo lange liegen bis zu der Zeit, zu welcher wir geſtern uns ebendaſelbſt niederlegten und den Anfang des Abends abwarteten. Dann ſtanden wir, ſchlüſſig und unſchlüſſig wie wir waren, auf und gingen langſamen Schrittes weiter.

Schon war die Sonne untergegangen, als wir nicht fern von uns Boizen wieder erblickten. Sogleich, ohne vorher Erkundigungen eingezogen zu haben, die Wohnung meines Onkels wieder zu betreten, hielt ich nicht für rathſam, ſondern ich bat meinen Begleiter, er möchte erſt ohne mich allein hingehen, um die Erlaubniß nachſuchen, daß ich ihn noch einmal beſuchen dürfte, und die Bitte hinzufügen, daß er uns, wenn nicht vielleicht zu große Gefahr damit verknüpft ſeyn ſollte, noch einmal Nachtquartier bewilligen möchte. Mein Begleiter ging. Es wurde dunkler und dunkler, mehr und mehr ſenkte ſich grauer Nebel auf das Dorf herab, hüllte es endlich ganz ein, und es war meinen Blicken völlig entſchwunden. Langſam hatte ich mich dem Dorfe immer mehr genähert; ich wartete, aber mein Begleiter kam nicht zurück. Schon war ich beſorgt, daß ich in der Dunkelheit einen andern Weg möchte eingeſchlagen haben, ſpähete daher, ſo weit der Blick reichen wollte, in der Um-

gegend umher; aber nirgends fand meine Beſorgniß auch nur einige Beſtätigung. Ich ging alſo auf gutes Glück weiter, ſah aus dem Nebel endlich einige Häuſer hervorgrauen und ſtand auf einmal dicht vor dem Dorfe. Schon ließ der Nachtwächter ſein ſchauerlich-feierliches Horn und den Ruf erſchallen: „Elf iſt die Glock!“ und noch war mein Begleiter nicht zurück! Sollte er die Wohnung verfehlt haben? Sollte er vielleicht gar angehalten worden ſeyn? Dieſer letzte flüchtige Gedanke ergriff mich ſchmerzhaft; alle Schreckniſſe der Gefangenſchaft traten grauſenhaft vor meine Seele! Ich kehrte um, blieb ſtehn, kehrte wieder um, ſtand wieder; kurz ich wußte nicht, was ich beginnen, was ich weiter aufgrei'en, wohin ich mich wenden ſollte? In der Behauſung des Onkels konnte mein Begleiter ſich nicht mehr aufhalten, das ſchien wohl gewiß zu ſeyn. Ich hatte mich niedergeſetzt und war bis zu dem Entſchluß gekommen, durch das Dorf zu gehn, ein wenig zu horchen, und wenn weder Auge noch Ohr etwas vernehmen ſollte, allein weiter zu gehen bis in die Nachbarſchaft von Holzminden. Jetzt vernahm ich durch die Stille der Nacht ferne Tritte. Ich ging einige Schritte weiter von dem Wege ab, legte mich in einen Graben, um die Gefahr, — denn die Tritte wurden immer deutlicher, — vorübergehn zu laſſen. Endlich erblickte ich die Urſache meiner Vorſicht und Furcht: es war mein Onkel, der einen anderen Weg verfolgt, und mich mithin verfehlt hatte. Er war wieder dahin gegangen, wo wir vor drei Tagen ſo äußerſt freundlich empfangen und ſo liebevoll aufgenommen und behandelt worden waren, hatte meine Bitte vorgetragen, aber kurze und beſtimmt abſchlägige

Antwort erhalten. Alles, was er mitbrachte, war ein freundlicher Gruß und die Einladung, daß ich morgen in aller Frühe noch einmal vor seine Thür kommen sollte, er möchte mich zum Abschiede noch einmal sehn; auch würde er bis dahin Essen und Trinken besorgen, damit wir nicht nöthig hätten, unterweges in Wirthshäuser einzukehren. „Der soll lange auf mich warten," erwiederte ich unwillig, „sein Essen und Trinken mag ich auch nicht! der liebe Gott wird mich schon weiter helfen."

Mein Begleiter war unwillig, nachdem er den kurzen unangenehmen Bescheid erhalten hatte, gleich wieder umgekehrt, hatte, vielleicht in Gedanken vertieft, zwar die Richtung, aber einen unrechten oder doch nicht denselben Weg wieder eingeschlagen, war so in Gedanken immer weiter und weiter gegangen, und hatte endlich zum Glück eine Stelle erreicht, wo wir vor drei Stunden noch gesessen und überlegt hatten. Wir freuten uns Beide, daß wir uns wieder hatten, ließen Boizen Boizen seyn, gingen hindurch und wanderten auf Holzminden zu.

Der Weg dahin war nicht zu verfehlen. Die nördliche Dämmerung rollte weiter und weiter nach Osten hin ihren schimmernden Schleier auf, lichter und lichter wurde der Schein am östlichen Gewölke, und vor uns erhob sich eine weithin ausgedehnte hohe dichte Dunstmauer. Wir waren in der Nachbarschaft der Weser, ihre reichlichen Ausdünstungen konnte die Kühle der Luft nicht mit sich verschmelzen, sie schied sie als dichten Nebel wieder aus, der wie eine dichte undurchdringliche Mauer auf dem Gewässer lagerte. Wir waren in der

Nachbarſchaft von Holzminden, ſahen aber noch nichts Sicheres davon. Das Morgenroth ſendete ſchon ſo lichtvolle Strahlen um uns her, daß wir nach und nach immer deutlicher auch ſchon etwas entfernte Gegenſtände unterſcheiden und endlich auch Holzminden erkennen konnten.

So früh, glaubte ich, möchten ſich die Gensdarmen wohl von ihrem Lager noch nicht erhoben haben, ich ging alſo ohne Furcht, oder vielmehr froh und guter Dinge in das Städtchen hinein. Noch war Alles ruhig, unſere Tritte wurden von dem ſtädtiſchen Geräuſch und Geſchwirre noch nicht übertönt; nur hier und da klafften ſchon die Fenſterladen, und der Hausknecht trat, ſich reckend und dehnend, aus der Hausthür hervor und ſah gähnend den Himmel an. Wir kamen über die Weſer, und gingen durch die Stadt, ohne daß wir irgendwo neugierige Blicke auf uns gezogen hätten. Wir hatten das Städtchen zwar wiederum hinter uns, aber eine ziemlich weit ausgedehnte Ebene lag noch vor uns, welche wir durchſchreiten mußten, ehe wir den ſicheren Wald erreichen konnten. Hätte einer von den zwei berittenen Gensdarmen, welche in Holzminden wohnten, irgend eine Frühercurſion oder Expedition in oder durch dieſe Gegend zu veranſtalten gehabt, wir würden ſchwerlich ſeinen Blicken entgangen ſeyn.

Wir erreichten, ohne weiter einen Menſchen geſehn zu haben, den bewaldeten Fuß des Weſergebirges. Wie immer, ſo auch hier, athmete ich wieder hoch auf, und fühlte mich ſo erleichtert, als wenn ich, Gott weiß, was für eine drückende Laſt abgeſchüttelt hätte. Noch hatte uns die Sonne an dieſem Morgen ihre Strahlen nicht

zugesendet, ein langer Nebelstreif zeigte uns noch weithin die Richtung und die Krümmungen der Weser, nur hier und da sahen wir die höchsten Kuppen und Bergrücken vergoldet glänzen. Der ganze Himmel war heiter, nur am fernen Horizonte lagerte eine graublaue Dunstschicht. Wir stiegen auf die bewaldeten Höhen hinauf, blumenbekränzte Pfade geleiteten uns weiter und weiter, aus den Kronen der Bäume und aus Gebüschen trillerten uns aus tausend Kehlen die befiederten Waldbewohner ihr Morgenlied vor: Alles um uns her war froh, überall herrschte und lachte der Frieden!

Als wir noch nicht eine halbe Meile in dem Walde langsam zurückgelegt hatten, erblickten wir, etwas seitwärts vom Wege, schon ein reges Hin- und Herwanken von vielen Menschen, noch etwas weiter, sahen wir deutlich ein aufgezäumtes Pferd. Wie ein Blitzstrahl zuckte dieser Anblick durch meine Seele; wir blieben Beide wie erstarrt eine Weile stehn: plötzlich drangen wir, ohne uns gegenseitig auch nur das Geringste gesagt zu haben, seitwärts in den dichten Wald hinein, und lagerten uns hier so dicht auf den Boden, daß wir eben durch das Gebüsch nach der verdächtigen Gegend hinblicken konnten. Nicht lange hatten wir auf der passiven Lauer gelegen, als der Grund unserer Furcht seine volle Bestätigung erhielt. Ein Gensdarm schwang sich in den Sattel und ritt auf uns zu. Wie schlug mein Herz in banger Furcht, ich drückte mich so dicht auf den Boden, als hätte ich 10 Ellen tief mich hineindrücken wollen. Der Gensdarm ritt auf unserem Fußwege nicht, sondern er nahm eine etwas andere Richtung, näherte sich uns aber mehr und mehr, und kam

endlich ſo dicht an uns heran, daß er, wenn er auf einer lichten Stelle, die er paſſirte, nach unſerer Gegend hingeſehn hätte, uns ſicherlich erblickt haben würde. Jedoch die Gefahr ging dießmal glücklich dicht an uns vorüber. Eine geraume Zeit blieben wir noch hingeſtreckt und ruhig liegen, dann ſtanden wir auf, gingen langſam und umſichtig nach der Gegend hin, wo der Gensdarm vor uns vorbeigeritten war, und erblickten einen ziemlich breiten Weg, den wir früher nicht bemerkt hatten. Nur noch etwas weiter hätten wir waldein gehen müſſen, und unſere Entdeckung wäre unvermeidlich geweſen.

Nachdem wir uns von unſerem Schrecken einigermaßen erholt hatten, gingen wir wieder nach unſerem Fußpfade hin und näherten uns den Arbeitern, bei welchen der Gensdarm geſtanden hatte. Mehr als ein Dutzend Menſchen waren hier an und in einem Thonſchieferbruche beſchäftigt. Wir boten einen lauten freundlichen guten Morgen, die Arbeiter ſahen von ihrer Arbeit auf und grüßten wieder. Die Erlaubniß, daß wir uns in ihrem flachen Baue etwas umſehen dürften, wurde auf unſere Bitte gern bewilligt. Wir erkundigten uns dann nach ſicheren Fußwegen. Hier errieth gleich Jeder, zu welcher Abtheilung von Menſchen ich gehörte, Alle wurden freundlich und wollten hülfreich ſeyn; die beſten und ſicherſten Wege waren bald ausgemittelt und angegeben, und Alle gaben uns den Wunſch: „glückliche Reiſe!“ auf den Weg. Da die Leute des Gensdarmen keine Erwähnung thaten, ſo fragte ich, was denn der Strickreiter bei ihnen für Geſchäfte gehabt hätte? und wir erfuhren, daß dann und wann ein Gensdarm hier und an ähnlichen Orten im Gebirge ſich ſehen

ließe, und Erkundigungen einzöge, ob vielleicht ein Deſerteur, oder ſonſt ein verdächtiger Menſch hier Arbeit und Brod fände. Wir hatten die Abſicht des frühen Beſuches begriffen und gingen unſerer Wege.

Auf unſerem Gange über das Gebirge hatten wir bald die bedeutendſte Höhe erreicht, und konnten wieder weiter oſtwärts blicken, in die Gegend hinab, welche wir heute noch hinter uns bringen ſollten. Wir befanden uns auf einem breiten Wege, der nicht allein von Menſchen und Thieren betreten, ſondern auch befahren war. Auf dergleichen Wegen, beſonders wenn ich die nächſte Umgegend nicht überblicken konnte, war ich ſehr ängſtlich; ich wollte daher die Gefahr meiden und waldein gehn. Aber unſer Proviant war ſchon lange ausgegangen, und der Hunger mahnte uns, neue Vorräthe zu beſchaffen. Wir hatten Menſchenſtimmen und das Wiehern von Pferden gehört, alſo möglich, daß wohl ein Wirthshaus nicht fern von uns ſeyn möchte. Noch eine Strecke gingen wir auf demſelben Wege weiter, und ſahen endlich durch die Bäume ein Haus, was wir auch bald für ein Wirthshaus erkannten. Ich war dießmal ſo vorſichtig und ſo furchtſam, daß der heftigſte Hunger mich nicht in das Haus getrieben haben würde, ich bat daher meinen Begleiter, daß er in das Haus gehen und einkaufen möchte, was uns Noth that, während ich auf einem weiten Umwege durch das Gebüſch den Weg wieder zu erreichen ſuchen wollte. Wir gingen Beide, Jeder ſeinen beſonderen Weg. Nach Verlauf einer langen Zeit trafen wir wieder zuſammen, gingen ins Dickicht, beſchwichtigten unſeren Hunger und legten uns, da wir eine recht einladende ſichere Stelle

gefunden hatten, der Länge nach auf das grüne Polſter, um ein paar Stunden zu ſchlafen.

Schon hatte die Sonne auf ihrer Kreisbahn bereits wieder den Südweſtpunkt erreicht, als wir erwachten, und uns ſo geſtärkt fühlten, als wenn wir die vorhergehende Nacht ſüß geſchlafen und heute noch gar keinen Marſch gemacht hätten. Wir gingen weiter. Drükkend heiß war der ganze Tag geweſen; an dem ganzen Horizonte, ſo weit wir unſere Blicke hinſenden konnten, thürmten ſich Wolken auf Wolken, deren obere, zwar verworrene, aber ſcharf abgegränzte Kuppen in hellem Silberglanze ſtrahlten. Höher und höher ſtieg das gewaltige Nebelgebirge, tiefer und tiefer färbten ſich die grauen Abhänge und gingen hier in ein dunkeles Schwarz, dort auch wieder in ein lichteres Grau über. „Wir werden noch vor Abend naß werden," ſagte mein Onkel, „ein fürchterliches Gewitter werden wir im Gebirge aushalten müſſen! Wenn wir nur ein Obdach erreichen könnten!" Wir verdoppelten unſere Schritte, und bald ſahen wir zwiſchen den Bäumen einige Rauchſäulen aufſteigen. Wenn ich auch ſonſt auf meinem gefährlichen Wege menſchliche Wohnungen eben nicht gern ſah, ſo war doch hier die Annäherung eines Obdaches keineswegs unerwünſcht. Unſer Weg führte uns an dem Abhange des Gebirges bald in ein kleines Dorf. Wir traten in die Baſtſtube, und forderten eine Mandel gekochte Eier. Man erwiederte uns hierauf, daß vielleicht das Gewitter früher heraufgekommen ſeyn möchte, ehe wir unſere Eier würden verzehrt haben. Allerdings eine ſonderbare Erwiederung; aber es wird in vielen Gegenden Niederſachſens für gefährlich, auch für unſchicklich

gehalten, wenn man während eines Gewitters ißt. Ich schützte einen großen Hunger vor; und wir erhielten hierauf bald, was wir gefordert hatten. Die Mandel Eier war gut gezählt: wir hatten auf unserem Teller Jeder neun Stück. Wir setzten uns zu Tische und aßen. Schon brüllte ferner Donner dumpf in langen Zügen über Berg und Thal; näher und höher rückte unter stetem dumpfen Gerolle und Gebrause die Verderben drohende Wolkenmasse heran; Alle in der Stube, denn es hatten sich daselbst nach und nach viele Menschen versammelt, waren in gespannter ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Plötzlich stand das ganze Haus wie in einer blendenden Feuermasse, und nicht eine volle Sekunde nachher, als wir noch Alle geblendet waren, knallte der Donner dreimal dicht hinter einander, als wenn drei Kanonen, die Mündungen nach den Fenstern gerichtet, dicht vor uns abgefeuert werden wären. Lauter und furchtbarer habe ich nie einen Donner wieder gehört, in solch einen Flammenpfuhl hat mich nie wieder ein Blitz eingehüllt! Wir Alle erschraken! Daß mein Schreck auch nicht geringe mochte gewesen seyn, beweist wohl, daß mir ein Ei aus der Hand gefallen war, ohne daß ich es einmal gemerkt hatte; denn nach dem Donner wollte ich weiter essen, aber mein Ei lag auf dem Boden. Das war nun eine ängstliche Regsamkeit in der Stube: Der lief nach dem Gebetbuche, Die nach der Bibel, Jener nach dem Gesangbuche, Jene nach der Postille; kurz Jedermann wollte jetzt durch inbrünstiges Gebet den Zorn des Himmels beschwichtigen. Vorher scherzten noch Manche, die Mädchen kicherten, wie gekitzelt, über die albernen und groben Späße der Männer:

ner: jetzt war der Ernſt über das Geſicht Aller ergoſſen, in tiefer Demuth beteten Alle. Keiner hob ſeinen Blick von dem göttlichen Inhalte nach anderen Gegenſtänden auf; nur ein junges erwachſenes Mädchen blickte dann und wann mit vollem Ingrimm halb auf, und ſchoß Blicke auf uns, als wollte ſie uns damit durchbohren: „Das iſt gotteslästerlich! das iſt abſcheulich!“ flüſterte ſie einer Nachbarin zu. Ich glaubte gleich, mich nicht zu irren, ſie zürnte auf uns, weil wir uns ſo weit vergeſſen konnten, bei einem ſo heftigen Gewitter zu eſſen.

Eine kleine, hierher gehörige Anekdote iſt in Niederſachſen faſt in Aller Munde: Zwei Wanderer hatten ſich, ermüdet vom Gehen, hinter einem Gebüſche zur Ruhe hingelegt. Bald erhob ſich ein heftiges Gewitter. Der Eine von ihnen war in feſten Schlaf verfallen, während der Andere ſeinen Ranzen öffnete und den Inhalt deſſelben ſich wohlſchmecken ließ. Schon rollte der Donner über ſeinem Kopfe; er aber ließ ſich nicht ſtören, ſondern aß mit geſegnetem Appetit weiter fort. Auf einmal erſcholl vom Himmel herab eine dumpfe ernſte Stimme: „Verſchone den Schläfer, aber triff den Freſſer!“ Der Blitzſtrahl zuckte praſſelnd herunter, und der Eſſer war nicht mehr.

Nie, oder doch ſelten, ſieht man in jener Gegend während eines Gewitters die Leute eſſen; überraſcht ſie beim Mittags- oder Abendeſſen ein Gewitter, ſo ſtehen ſie gewiß vom Tiſche auf. Wir wollen die Leute bei ihrem Gebrauche laſſen; vielleicht iſt es beſſer, während eines Gewitters ſich des Eſſens zu enthalten, wenn man auch nicht ſagen kann, warum! es ſey denn, daß die, zu dieſer Zeit vielleicht thätigere Transpiration eine beſ-

ser leitende Säule über den Häuptern der Esser bildet, als über den Nichtessern. Wenn diese Dunstsäule aber der Grund des leichteren Treffens wäre, so müßte jedenfalls die Angst bei einem Gewitter noch gefährlicher seyn. Viel sicherer wäre man also bei einem Gewitter, wenn man nicht ißt und auch keine Angst hat, und dann wäre wiederum allerdings der Schlaf gegen den Blitz das beste Schutzmittel. Selten ist es, daß ein Mensch von dem Blitz erschlagen wird; aber ist jemals schon ein schlafender Mensch getroffen worden! Ich weiß es nicht.

Nachdem das Gewitter vorüber war, hatte auch Jeder sein Andachtsbüchlein wieder bei Seite gelegt. Das kleine Mädchen sah uns immer noch so böse und verächtlich an, daß ich glaubte, ihr einige beruhigende Worte sagen zu müssen. „Du bist böse auf uns, mein liebes Kind," sagte ich zu ihr, „und warum? Etwa deßhalb, weil wir, während es so heftig donnerte, aßen?" Das Mädchen antwortete ganz freimüthig: „Ja! beim Gewitter muß man auch nicht essen, sondern Gott bitten, daß er gnädig seinen Zorn von uns abwenden möge!" — „Aber nun sieh einmal, wie ungerecht und unvorsichtig zugleich Du gewesen bist. Du hast ja nur das Buch vor Augen gehabt, und uns fast immer angesehn; anstatt andächtig zu seyn, warst Du böse und zürntest auf uns; Du wolltest den lieben Gott weiß machen, daß Du betetest, Du hast aber gar nicht gebetet, ich habe es wohl gesehn; Du hast also den lieben Gott betrügen wollen. Kennst Du denn den lieben Gott wohl? Hast Du schon gehört, daß dieser große Vater aller Menschen allwissend, allgütig und allgerecht ist!

Er weiß es ganz genau, was Dir gut iſt, und nach ſeiner Güte und Weisheit wird er das über Dich kommen laſſen, was für Dich das Beſte iſt: iſt es für Dich gut, daß Du noch lebeſt, ſo wird er Dein Leben erhalten, iſt es beſſer für Dich, wenn Du ſtirbſt, ſo wird er Dich vernichten. Sieh, ſo denke ich! Mein Gebet iſt: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Vater, Dein Wille geſchehe! Sieh, wenn ich das bei großen Gefahren geſagt habe, dann fühle ich mich ſo wohl, dann habe ich gar keine Furcht und Angſt mehr; ich kenne dieſen lieben Vater, und weiß, daß er mir nur das thun wird, was gut für mich iſt. Wer ſollte nun bei dem Gewitter wohl beſſer gebetet haben, ich oder Du?" Sie lächelte und hüpfte aus der Stube. Das Gewitter hatte ſich verzogen, und hell und klar glänzte die Sonne wieder vom weſtlichen Himmel herab. Aufgewühlt von dem gewaltigen Regenguſſe lagen Wege und Stege vor uns, und auf Bäumen und Gebüſchen blitzten in dem reinſten Farbenglanze tauſende von Regentropfen, heller als die klarſten Diamanten. Jetzt war es Zeit, daß wir uns wieder auf den Marſch machten; ich fragte nach unſerer Zeche: „Zwei Mariengroſchen," war die Antwort. Ich glaubte die Antwort nicht recht verſtanden zu haben, fragte daher meinen Begleiter, und er antwortete: „Zwei Mariengroſchen." Ich bezahlte, und wir gingen. Wohlfeiler habe ich nie gegeſſen: neun gekochte Eier, Brod und Salz dazu für 8 gute Pfennige!

Die Sonne war ſchon hinter den Bergen verſchwunden, als wir Grenau wieder erblickten. Wir wählten denſelben Fußweg, der uns vor fünf Tagen ſicher durch

Wiesen und Gebüsche geleitet hatte, stiegen über den Zaun in den Garten, und befanden uns wieder bei unserem freundlichen Wirthe. Ich trat gleich an ihn heran, sagte ihm, daß wir nicht gekommen seyen, um bei ihm zu übernachten, sondern wir wünschten nur ein gutes Abendbrod zu uns zu nehmen, und dann wollten wir gleich unsere Reise nach Hildesheim weiter fortsetzen. Wir erhielten zu unserer vollen Zufriedenheit bald Alles, was wir verlangt hatten, und empfahlen uns.

Finster war die Nacht; aber je finsterer, desto sicherer für mich! Schon war Mitternacht verüber, als wir Kloster Escherde erreichten. Natürlich gingen wir vorbei; Alles war still um uns her, nur hier und da bellte ein Hund den leisen Schall fremder Tritte an. Wir gingen waldein, bergauf, und eilten, um schnell den Escherberg zu übersteigen. Auf diesem Wege mußten wir auch die Stelle berühren, wo der berüchtigte Schmidt ein armes Mädchen aus Westphalen erdrosselt hatte. (Ein Weiteres über diese Grausamkeit wird nach dem Ende dieser Geschichte folgen.) Wiewohl keineswegs kindische Furcht uns befiel; so schauderte uns Beiden doch die Haut, als wir diesen Ort, wo ehemals tief unter viehisches Treiben erniedrigte Grausamkeit wüthete, erreicht hatten.

Bald hatten wir auch das Thal, worin das Dorf Sorsum liegt, erreicht, umgingen auf wohl bekannten Wegen das Dorf, und erreichten Himmelsthür, als noch Alles in Nacht eingehüllt war. Wir traten vor die Wohnung meiner Mutter, und nur geringe Zeichen genügten, uns den Eingang zu verschaffen. So freundlich auch meine Mutter mich empfing, so sagte ihre Miene

doch deutlich genug, was in ihrer Seele verging, nämlich: wärst Du doch weggeblieben! Allerdings wünschte dieß wohl Niemand mehr als ich; aber wo sollte ich bleiben, da Keiner von meinen Verwandten und Bekannten mir ein sicheres Obdach geben oder verschaffen wollte? Mein einziger Ausweg war, oder schien mir doch damals zu seyn, wieder bei meiner Mutter Schutz und Sicherheit zu suchen. Da war nun guter Rath theuer. Zu Hause konnte ich unmöglich eine lange Zeit hindurch unentdeckt bleiben; es mußte also ein anderer Versteck ausfindig gemacht werden. Nach vielem Für- und Gegensprechen wurde Hildesheim selbst als der beste Aufenthalt ausgewählt. Noch an demselben Vormittage ging meine Mutter nach der Stadt, und wollte durch Bitten und Versprechen einen Drechsler, der allein ein Haus bewohnte, zu bewegen suchen, mir in seinem Hause auf einige Wochen einen sicheren Aufenthalt zu bewilligen. Der gefällige Mann hatte ohne alle Einwendungen gleich in die Bitten meiner Mutter eingewilligt. Mit schwerem Herzen und kummervoller Miene war meine Mutter weggegangen, mit heiterem Gesichte, worauf eine erwünschte Nachricht deutlich zu lesen war, kam sie wieder. O, Mutter, Mutter, hättest Du damals gewußt, welchen Kummer Dir dieser Gang verursachen würde, Du würdest, anstatt so seelenfroh zurückzukehren, bitterlich geweint haben!

Es wurden nun gleich die nöthigen Einrichtungen getroffen, um das in Ordnung zu bringen oder herbeizuschaffen, was in meiner neuen Wohnung Noth that. Des Abends um 10 Uhr hatte ich meinen Versteck bezogen. Das Stübchen, welches ich im Hinterhause,

leicht unter dem Dache, einnahm, ließ in jeder Hinsicht nichts zu wünschen übrig: ich hatte nach vielem Suchen in der Ferne, mit geringer Mühe und ganz in der Nähe das gefunden, was gar nicht zweckmäßiger seyn konnte. Eine Woche hatte ich in meiner neuen Wohnung verborgen gesessen, als mich ein Gelüstchen verleitete, meine Mutter einmal wieder zu umarmen. Kaum war die Lust zu dieser Unternehmung in meiner Seele aufgetaucht, so wurde auch schon zu ihrer Ausführung geschritten.

Mit einer langen Tabakspfeife im Munde trat ich die Wanderung an. Aus einem Thore zu gehn, hielt ich nicht für rathsam, sondern ich ging vor einem Kloster vorbei auf den Wall, schmauchte mein Pfeifchen und erreichte den hohen Rondeel. Von hier abwärts waren mir ein paar Fußwege gar wohl bekannt, ich stieg hinunter, zwang mich durch eine Oeffnung in dem bereits halb verfallenen Zwinger, und sprang in den hier trocknen Stadtgraben hinab. Dieser war bald durchschritten, die gegenüberstehende Mauer gewandt erklettert, und ich befand mich außerhalb der Stadt, fern von menschlichen Wohnungen. Ueber Wiesen und Felder eilte ich bald hinweg, und erreichte das Haus meiner Mutter, das von dieser Seite eine gute Lage hatte, denn es war das erste Haus im Dorfe. Ich traf fast alle die Meinigen noch auf; auch sah ich dießmal die Augustе wieder, der mein Aufenthaltsort nicht entdeckt worden war. Da war nun die Freude groß! meine Mutter aber schien sich gar nicht zu freuen. Sie suchte, wie es mir schien, eine Gelegenheit abzuwarten, mir unter vier Augen ein paar Worte zu sagen. Bald war diese

gefunden, und ſie eröffnete mir dann ihr Mißtrauen gegen Auguſten. „Wenn ich auch nicht befürchte, daß Juſte Dich verrathen wird, ſo kann ſie doch zu Deinem Verrath Veranlaſſung werden, denn ſie hat hier mit einem Mädchen Bekanntſchaft gemacht, das mir eine falſche Sieben zu ſeyn ſcheint. Sagt die Juſte dieſem Mädchen auch nur Etwas von Dir, ſo biſt Du verrathen. Geh daher gleich wieder nach der Stadt, und komm nicht eher wieder, als bis ich Dir ſagen laſſe, daß Du uns einmal ohne Gefahr beſuchen kannſt.“ Meine Mutter ſagte mir alles dieſes mit einer ſo wichtigen Heimlichkeit, als wenn eine geheime Ahnung ihr dieſe Worte auspreßte. Ich trat wieder in die Stube ein, aß und trank noch etwas, ſah dann nach der Uhr, ſprang auf, und mit den Worten: „Herr Gott! wie ſpät iſt es ſchon!“ wollte ich davoneilen. Auguſte trat mir mit weinenden Augen entgegen und wollte mich bewegen, die Nacht dort zu bleiben. Dieſe Bitte wies ich ohne Weiteres von der Hand. Nun wollte ſie mich begleiten. „Liebe Juſte,“ ſagte ich zu ihr, „wenn ich allein gehe, ſo gehe ich ſicherer. Das iſt es aber nicht allein, weßwegen ich Deine Begleitung nicht gern ſehe, ſondern ich habe meinen guten Grund, Dir meinen Aufenthalt nicht zu entdecken, auch ſelbſt nicht einmal die Richtung dahin darfſt Du erfahren, wie denn überhaupt auch Keiner weiß, wo ich mich verborgen halte. Und ſieh; wüßt Ihr Alle nicht, wo ich mich aufhalte, ſo kann weder böſer Wille, noch Unvorſichtigkeit von Eurer Seite, auch keine Gewalt an mich zum Verräther werden. Du wirſt meinen Grund wohl triftig genug finden, und mir alſo die Abweiſung Deines liebevollen An-

erbietens nicht übel nehmen! Nun lebet Alle recht wohl! Wenn die Umſtände es einmal erlauben, und mir keine Gefahr dabei zu ſeyn ſcheint, ſo beſuche ich Euch bald wieder. Nun lebet Alle wohl!“ Ich eilte den Weg, welchen ich gekommen war, bald wieder zurück, erreichte, ohne von Jemand anders, als von meinem freundlichen Wirthe geſehen worden zu ſeyn, mein nettes Stübchen, und legte mich recht ſeelenfroh zu Bette. Der folgende Tag verging, ohne daß irgend etwas Außergewöhnliches vorfiel, ſo auch die darauf folgende Nacht. Noch hatte ich keine beſtimmte Beſchäftigung mir ausgewählt. Ich durchblätterte einige Bücher, durchlas mehre Schreibereien, und nahm mir endlich vor, um eine anhaltende Arbeit zu haben, irgend einen der ſchwereren lateiniſchen Autoren ſchriftlich zu überſetzen. Der Lucrez ſollte zuerſt, und zwar in Verſen, überſetzt werden. Die erſten paar Blätter wurden genau durchgeſehn, durchdacht, und der Inhalt in Hexametern zu Papier gebracht. Es war der Abend herangekommen, ich aß mit meinem lieben menſchenfreundlichen Wirthe unter vielem Plaudern und Scherzen das Abendbrod, und ſchon war zehn Uhr vorbei, als wir uns gegenſeitig herzlich eine gute Nacht wünſchten.

Plötzlich erwachte ich! Ich erſchrak und richtete mich auf; mein Wirth ſtand mit einer brennenden Laterne vor mir. Die Thränen liefen ihm über die Backen. Er ſprach Anfangs kein Wort, und doch hatte ich ihn ganz verſtanden. „Sie müſſen aufſtehn,“ brachte er endlich ſchluchzend heraus, „Sie müſſen aufſtehn, Ihre Mutter iſt mit einem Gensdarm unten in der Stube: Sie ſind verrathen.“ Jetzt ſprang ich aus dem

Beite, warf mir einige Kleider um, glühte vor Wuth, ergriff ein großes Taschenmesser und wollte davoneilen. So viel mir von meinem damaligen Zustande noch in Erinnerung geblieben ist, so hatte ich die wüthende Absicht, den Gensdarm gleich bei meinem Eintritte zu durchstoßen. Die Klinge meines Messers war über 5 Zoll lang und sehr scharf. Mein Wirth fiel vor mir auf die Knie, und bat mich flehentlich, jetzt noch nicht hinunter zu gehn. Er hatte sich an die Thür gelehnt, so daß ich, wenn ich davoneilen wollte, ihn erst hätte von der Seite drängen müssen. Ich wurde etwas ruhiger, und auf seine Erinnerung, daß ich, wenn ich dem Gensdarm was zu Leide thäte, ihn unglücklich machen würde, ließ ich endlich von meinem Vorhaben, was mir die Wuth eingegeben hatte, ab, und überlieferte mich, scheinbar ruhig, den Händen des Strickreiters. Ich glaubte mit barschen Worten empfangen zu werden, — was äußerst gefährlich hätte werden können, — und nahm mir daher fest vor, es möge kommen, was da wolle, hier im Hause keine Gewalt zu gebrauchen. Ich trat in die Stube, meine Mutter sah mich flüchtig, aber mit einem tief in die Seele greifenden, abgeweinten Blicke an, mit herzzerreißender Wehmuth stand sie, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, gebückt in der Mitte der Stube, und wagte nicht mehr, ein Auge zu mir zu erheben. Der Gensdarm trat mit verstellter Höflichkeit mir entgegen und bat mich, es nicht übel zu nehmen, daß er mich so spät in der Nacht hätte stören müssen. Ich entgegnete ihm: er hätte ja wegbleiben können, zumal an seiner und seines Gleichen Gegenwart keinem Menschen etwas gelegen wäre. Mein Wirth zitterte:

und in der That hatte ich alle Geistreskraft anzuwenden, damit meine Wuth nicht zum Ausbruche kam. Nun wollte der hämische Mensch mir weiß machen, es sey ein Act der Menschenliebe von seiner Seite, daß er mich aufgesucht und endlich gefunden hätte, und sagte, daß es sehr genugthuend für sein Herz sey, mich endlich meinem Glücke wieder entgegenführen zu können. „Herr!“ sagte ich ihm, „thun Sie, was Ihnen Ihre Pflicht gebietet, und kränken Sie diese beiden tief ergriffenen Herzen durch Ihre Lügen nicht! Ich werde Ihnen folgen, ganz ruhig dahin folgen, wohin Sie mich bringen werden, weiter will ich von Ihnen nichts; denn Sie können und werden mir weder schädlich noch nützlich seyn. Wenn Sie aber, wie Sie es sagen, ein menschenfreundliches Herz im Busen tragen, so erfüllen Sie mir eine Bitte!“ — „Wenn ich sie erfüllen kann und darf, recht gern!“ war seine, in der That recht freundliche Antwort. — „Nun dann bitte ich, sagen Sie nicht, wo Sie Kunde von mir erhalten, und nicht, wo Sie mich aufgefunden haben.“ Dieß versprach er, und nun gingen wir Beide weiter.

„Holla! He!“ läßt sich vor dem Hause meiner Mutter eine laute Baßstimme vernehmen, „holla! aufgemacht!“ Einige heftige Kolbenstöße werden gleichzeitig gegen die Hausthür geführt, und geben dem Rufen mehr Vernehmlichkeit und Nachdruck. Meine Mutter springt ängstlich aus dem Bette, sieht aus dem Kammerfenster, und gewahrt zwei Menschen und ein Pferd. Sie fragt, was man wolle? „I, Du verfluchtes Weib, fragst Du noch lange? Schnell aufgemacht, oder ich schieße Dich todt, wie'n tollen Hund! ich werde Euch

zuſammengerben, das Fell ſoll Euch rauchen!“ Man denke ſich die Angſt, worin meine arme Mutter von dieſem Wütterig verſetzt wurde! Meine Mutter weckt hierauf in aller Angſt und Eile ihren Bruder, und Beide ſehen noch einmal aus dem Fenſter. Das Lärmen und Toben, das Schreien und Fluchen vor der Thür ruft ſelbſt einige der nächſten Nachbarn aus dem Bette. Aengſtlich und zitternd wankt meine Mutter nach der Hausthür und öffnet ſie. Der Unmenſch ſpringt wie ein Verzweifelnder in die Thür, ſtößt Anfangs meine Mutter zurück, daß ſie an die Wand fliegt, ergreift ſie wieder, ſchüttelt ſie gewaltſam hin und her, und ſchreit ihr die Worte zu: „Verfluchte Hexe, iſt Dein Sohn, Johann Friedrich, hier?“ Meine Mutter iſt ganz betäubt, und ſagt: „Ja!“ Nachdem ſie ſich von dem erſten Schrecken wieder etwas erholt hatte, ſagt ſie, daß ich nicht hier wäre, und daß ſie überhaupt auch nichts von mir wüßte. „Euch ſoll ja Tod und Teufel holen!“ ſchreiet der Unheld; „finde ich ihn, ich ſpieße Euch Alle!“ Ein Glück für dieſen Tieger in Menſchengeſtalt war es, vielleicht auch für mich und noch mehr für meine Mutter, daß ich nicht an Ort und Stelle mich verborgen hielt; denn wäre ich zu Hauſe geweſen, und hätte die grauſame Behandlung und Mißhandlung meiner Mutter geſehn, ſchwerlich wäre der Unmenſch mit dem Leben wieder aus dem Hauſe gekommen. „Wartet, ich werde ihn ſchon finden! Licht her! ſchnell!“ Alles ſpringt und läuft, um die Befehle des Strickreiters ſo ſchnell als möglich zu befolgen. Jetzt nimmt er das frei brennende Licht, läuft unvorſichtig genug und in vollem wirklichen oder ſcheinbaren Zorn

von einem Raume in den andern, ſtürmt in eine Kammer hinein, wo er meine kleineren Geſchwiſter noch ſchlafend findet, ſetzt das Licht auf einen Tiſch, packt den größeren von meinen Brüdern, einen Jungen von 14 Jahren, mit kräftigen Fäuſten an beide Ohren, hebt ihn ſo in dem Bette gerade in die Höhe und ſchreit dem Halbſchlafenden die Worte in die Ohren: „Iſt Johann Friedrich R. hier?“ Der Junge ſagt: „Ja!“ Nun ſchreit er weiter: „Wo iſt er? wo hält er ſich verſteckt? wo ſchläft er?“ Mein Bruder war von dieſer grauſamen und unklugen Behandlung endlich völlig wach geworden, und fragt weinend: was er denn wolle? „Ich frage, ob Johann Friedrich R. hier iſt?“ — „Den kenne ich nicht,“ entgegnete ihm mein Bruder. Hierauf erhält er eine Ohrfeige, daß er zu Boden ſinkt. „Du Schlingel, Du kennſt Deinen Bruder nicht? Oder wie heißt er: Johann, Johannes, oder Friedrich, oder Fritz?“ — „Johannes,“ entgegnete ihm mein Bruder, „iſt nicht hier, auch weiß ich nicht, wo er iſt.“ Der wuthſchnaubende Böſewicht ſpringt jetzt aus dieſer Kammer in eine andere, dann fliegt er auf den Boden, unterſucht alle Ecken und Winkel, eilt noch einmal, in grimmiger Wuth tobend, oben wie unten aus einem Raume in den andern, und erreicht endlich das Ende ſeines unnützen Suchens in derſelben Stube, welche er zuerſt betreten hatte. Nachdem er eine Zeitlang, wie mein Bruder ſagte, wie ein Schafkopf geſtanden hatte, heuchelt er immer mehr und mehr Ruhe, und ſagt zu meiner Mutter: „Ich habe Ihren Sohn geſucht und habe ihn nicht gefunden. Ganz beſtimmt weiß ich, daß er vorgeſtern hier in dieſem Hauſe bis elf Uhr geweſen und dann wieder fortgegangen iſt. Ich

weiß auch gar wohl, daß die Meinen hier im Hause seinen Aufenthalt nicht wissen: weiß aber auch eben so gut, daß Sie für ihn in Hildesheim einen Versteck ausfindig gemacht haben. Also nur heraus mit der Sprache, wo hält sich Ihr Sohn auf!" — „Ich weiß es nicht," erwiedert meine Mutter. „Daß er vorgestern Abend auf kurze Zeit hier gewesen ist, das kann ich nicht leugnen; wo er aber hingegangen ist, das weiß Keiner von uns." — „Das glaube, wer da will!" versetzt er. „Wenn Sie mir den Aufenthalt Ihres Sohnes nicht angeben wollen, so muß ich Sie mitnehmen und Ihren Bruder auch; glauben Sie mir aber, daß Sie Beide nicht eher wieder aus dem Gefängnisse entlassen werden, bis Sie den Aufenthalt des Deserteurs angegeben haben." Mein Onkel sagte, daß er nicht allein nicht wüßte, wo mein Aufenthaltsort wäre, sondern daß er mich auch seit langer Zeit nicht gesehen hätte, also vorgestern Abend auch nicht. Diese Ausrede wurde nur als Lüge aufgenommen, und mein Onkel erhält, statt aller Erwiederung, den Befehl, die Hände auf den Rükken zu legen, welche dann mit einem Stricke zusammengebunden werden. Hierauf ergreift der Barbar auch die Hände meiner Mutter und schnürt sie mit einem Riemen, jedoch aus lauter Höflichkeit und Barmherzigkeit vorwärts, so dicht und fest zusammen, daß ich am anderen Tage noch deutlich die Spuren dieser Behandlung bemerken konnte. So gebunden, heißt er Beide nach der Straße gehen. Um meine Mutter noch in eine größere Angst zu versetzen, sperrt dieser Mensch auch noch Vorder- und Hinterthür weit auf. Meine Mutter bittet, er möge doch so gefällig seyn und die Thüren wieder

zumachen, denn es wären in dem Hause nur kleine Kinder „Wenn die auch der Teufel holt!“ raunt er meine Mutter an, „was iſt daran gelegen? Fort! Marſch! oder ich haue Euch was mit der Klinge auf den Rükken!“ So behandelt traten nun Beide, theils von den Stößen des Unmenſchen, theils von den Tritten ſeines Gauls angetrieben, den Marſch nach Hildesheim an.

Der Gram und die Angſt meiner Mutter mußte ſich bei dieſer Behandlung bis zur Verzweiflung ſteigern. Sie hatte zwiſchen zwei gleich ſchwierigen und lieben Gegenſtänden zu wählen: ſollte ſie mich verrathen, der ich dann einem ſicheren Tode entgegen geführt wurde, oder ſollte ſie vier kleine Kinder in der ſtockfinſteren und ſtürmiſchen Nacht bei offenen Thüren allein laſſen! Schwer war die Wahl für eine liebende Mutter! Bis nach dem Moritzberge waren Beide hingetrieben, als meine Mutter nach langem Schweigen ſagt, ſie wolle meinen Aufenthalt angeben. „Nun ſehen Sie mal, konnten Sie mir das nicht früher ſagen? Sie hätten ſich viel Unangenehmes erſpart; denn alles was ich Ihnen Unangenehmes geſagt und gethan habe, das mußte ich thun, das gebot mir meine Pflicht.“ Nachdem meine Mutter geſagt hatte, daß ſie ihn zu mir führen wollte, wurde ſie, wie ihr Bruder, losgebunden. Mein Onkel durfte wieder umkehren, und mit meiner Mutter begab ſich der Gensdarm nach meiner Wohnung.

Der Argwohn meiner Mutter, daß Auguſte leicht dem verſchmitzten und falſchen ſchadenfrohen Mädchen aus Himmelsthür in ihrer Freude irgend etwas von mir, und zwar unter dem Siegel der Freundſchaft und Verſchwiegenheit entdecken könnte, war nur zu gegründet.

Auguſte hatte dieſem Mädchen anvertraut, daß ſie mich endlich einmal wieder geſehen hätte, ebenfalls auch, daß ſie nicht wüßte, wo ich mich verborgen hielte. Das war nun Waſſer auf die Plappermühle dieſes hämiſchen Mädchens! An demſelben Tage, an welchem ſie von mir einige Kunde erhalten hatte, war ſie zu dem Maire des Ortes gegangen, hatte alles ausgeſagt, was ſie von mir wußte, und dieſer hatte die, vielleicht freudige Nachricht den andern Tag getreulich den Gensdarmen in Hildesheim gemeldet. Ein einziges unvorſichtiges Wort hatte ſo eine ganze Familie in Gram und Sorgen und tiefe Trauer verſetzt.

Drittes Kapitel.

Von meiner Arretirung bis zur abermaligen Flucht.

Ohne weitere Vorbereitungen, welche vielleicht ſeine eigene Sicherheit erheiſchen konnten, ging der Gensdarm mit mir nach ſeiner Wohnung. Wir traten in eine geräumige Stube, worin, außer Stühlen und Tiſchen, auch ein Bette ſtand; weiter nach dem Fenſter hin war auf dem Boden eine bequeme Lagerſtätte eingerichtet, welche vielleicht ſchon für meinen Empfang vorbereitet war. Mein großer Stubenburſche machte ſich bald nach unſerem Eintritte das Bett nach ſeinem Sinne zurecht. Nach dem Kopfende ſeines Bettes rückte er einen Tiſch, worauf er ſeine beiden geladenen Piſtolen und ſeinen langen entblößten Dragonerſäbel legte. Ich hatte mich ans Fenſter geſtellt und that, als wenn ich nichts hörte, ſähe und dächte, deswegen warf er ſeine Waffen mit einiger Heftigkeit auf den Tiſch. Bald war er entkleidet und

im Begriff, ins Bette zu ſteigen. Ehe er ſich aber wirklich ſchlafen legte, fragte er mich, ob es mir nicht gefällig wäre, auch zu Bette zu gehen? Ich fragte, ob vielleicht das Lager für mich beſtimmt ſei? Freilich, ſagte er, Sie müſſen doch einige Stunden ausſchlafen. Ich entkleidete mich bald und bald, ohne weiter das geringſte Wörtchen zu ſprechen, und legte mich zur Ruhe.

Ob mein wachthabender Stubenburſche vorſichtig genug war, darüber kann ich jetzt nur zu ſeinem Vortheile berichten; hätte er aber bei meinem damals ſehr aufgeregten Gemüthe ſich auch nur die geringſte Grobheit erlaubt, ſein Leben hätte in großer Gefahr geſchwebt. War auch die Nacht ſo finſter, daß man, ſo zu ſagen, keine Hand vor Augen ſehen konnte, ſo hatte ich mir doch die Richtung in der Stadt bis dahin, wo wir in dem Erdgeſchoſſe eines großen Hauſes Halt machten, ſehr wohl gemerkt. Ich wußte, daß nicht zwanzig Schritte von meinem Fenſter ein Graben war, deſſen Waſſer durch den Bogen einer Mauer floß, und gleich jenſeits des Bogens begann hinter dem Gymnaſium Joſephinum eine ſchmale Gaſſe, Huckebal genannt, welche ich ohne Gefahr erreichen konnte. Der Gensdarm hatte, wenn er mir auf meiner naſſen Straße nicht folgen wollte, erſt gegen 800 Schritte zu machen, bis er meinen Landungsplatz erreicht haben würde. Sprang wirklich ein Gensdarm nach, ſo würde auch dieſer mich nicht wieder erreicht haben, denn ich hätte in derſelben Gaſſe durch einen kühnen Sprung ins Waſſer leicht in das Hintergebäude des Joſephinum klettern, und durch viele Gänge und Räume einen Ort erreichen können, wo gewiß kein Gensdarm mich entdecken konnte. Das Fenſter meines

Zim-

Zimmers hatte ich in scheinbarer Träumerei genug untersucht, nur ein plötzlicher Druck würde mir gleich den Ausgang verschafft haben. Was die übrigen Schwierigkeiten zur Flucht betraf, so waren sie eher für, als wider mich, oder vielmehr, sie waren größer für den Verfolgenden, als für den Fliehenden: denn er war bis aufs Hemde ganz entkleidet, ich hatte nur die Oberkleider abgelegt, und die furchtbaren Waffen lagen ja zum Gebrauch für Beide bereit. Mit solchen Gedanken zwar legte ich mich zu Bette, — aber ich schlief ein.

Spät erwachte ich wieder, so auch mein Wächter. Ich trat ans Fenster, öffnete es und überzeugte mich, daß ich in der Nacht das Oeffnen desselben richtig erkannt hatte. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ich hatte nichts Anderes erwartet, als daß ich gleich früh am Morgen in ein Gefängniß gebracht werden würde; da hatte ich mich aber geirrt. Nicht lange hatten wir beiden Studenburschen uns über gleichgiltige Dinge unterhalten, als auf ein gegebenes Zeichen eine aufgeputzte Dame uns zwei Portionen Kaffee brachte. Mit vieler Höflichkeit bat sie mich, am Tische Platz zu nehmen. Ich ließ mich nicht lange nöthigen, denn ich wußte wohl, daß nicht nur meine, sondern auch die Portion des Herrn Gemahls in anderweitige Rechnung gebracht werden würde. Ein Gensdarm erhielt für einen eingebrachten Deserteur 10—20 Thaler, und ich war vielleicht einer der höchst besteuerten; außerdem wurden ihnen auch noch Diäten bewilligt. Kein Wunder also, daß sich die westphälischen Gensdarmen außerordentlich thätig zeigten. Nach dem Kaffee fragte mich mein Wachthabender zu meiner großen Verwunderung, ob ich

nicht in den Garten gehen und die frische Luft genießen wollte. Freilich ließ ich mir dieses nicht zweimal sagen. Der Garten war recht gut als Schmuck-, theilweise auch als Gemüsegarten eingerichtet. Nicht lange war ich in dem Garten auf- und abgeschritten, als schon mehre Bekannte mich besuchten, ohne daß ich erfahren habe, woher ihnen die Kunde von meiner Gefangennahme, und so schnell zugekommen sey. Das war eine Freude, uns gegenseitig einmal wieder zu sehn, aber auch der Kummer lag auf allen Gesichtern. „Hier im Garten läßt Du Dich gefangen halten? Siehst Du denn nicht? Nur ein paar Sprünge, und Du bist gerettet! Vorwärts!" flüsterte mir ein sehr befreundeter Gymnasiast zu. „Ja wahrhaftig! das geht schnell und gut! Willst Du? aber gleich! so gehe ich nach dem Hückedal, gebe ein Zeichen, Du springst in den Graben, ich ziehe Dich auf den Steg und Du bist gerettet; oder noch besser! B. geht nach dem Kloster, setzt eine Leiter in das Wasser, Du springst hinein, kletterst hinauf, und kein Mensch wird Dich wieder aufgreifen." Das war recht gut gemeint, und gleichzeitig war nichts leichter, als hier zu entfliehen. Vielleicht würde ich auch damals gleich die Flucht ergriffen haben, wenn nicht gerade während dieser Unterhandlung der Brigadier mich eingeladen hätte, mit ihm zu frühstücken. Zugleich sagte er mir im Beisein meiner Freunde, daß wir nachher zusammen einen Gang zu machen hätten. Hierdurch wurde ich gezwungen, von meinen lieben Bekannten und Freunden Abschied zu nehmen. Wahrscheinlich hatte der gefürchtete Mann einige unvorsichtige Zeichen und Geberden von unserer Seite als verdächtig aufgefaßt; denn

es währte noch eine geraume Zeit, ehe das Frühstück gebracht wurde, und von dem Gange nach dem Frühstücke war vollends gar nicht mehr die Rede. Ich nahm noch in der Behausung des Brigadiers in seiner und seiner Gemahlin Gesellschaft das Mittagsbrod ein, und nach Tische entschuldigte sich mein Wirth und sagte, daß er nicht länger die Ehre haben könnte, mich bei sich zu sehen, sondern er müßte mich jetzt anderen Händen übergeben.

Wir gingen und erreichten bald mein neues Quartier. Für mich und meines Gleichen war auf dem Rathhause im zweiten Stocke ein ganz nettes und bequemes Stübchen eingerichtet. Ich fand bei meinem Eintritte in das Zimmer bereits einen Leidensgefahrten und zwei wachthabende Polizeidiener. Beide Letzteren kannten mich. Ich fragte: was der Mann da verbrochen hätte, und erhielt zur Antwort, daß er seiner Aussage nach Offizier bei der Schill'schen Bande gewesen, daß er auf dem Transporte von Braunschweig nach Kassel entsprungen, und in der Nachbarschaft von Hildesheim wieder aufgefangen worden sey. Ein Mann von höchst imponirendem Aeußeren. Er mochte ungefähr 4 Zoll preußisches Maaß haben, war untersetzt, und sein kurzer Hals ragte kaum einen Finger lang zwischen seinen breiten Schultern hervor. Sein Kopf war nach Verhältniß etwas zu dick; die hohe Stirn, mit vielen Furchen durchzogen, wölbte sich neben der Nase in zwei hohe, mit schwarzen buschigen Braunen besetzte Augenbogen, unter welchen die kleinen blitzenden Augen wie unter einem Dache hervorglänzten. Unter der großen geraden stumpfen Nase saß ein dichter schwar-

zer, sorgsam ausgebreiteter Schnauzbart, der wenigstens von Spitze zu Spitze eine gute Spanne maß, und den scheinbar kleinen Mund fast ganz verbarg. Sein schwarzer langer dichter Backenbart nahm fast die ganze Gesichtsseite ein. Er saß an einem Tische, und war dem Anscheine nach, den Kopf auf die linke Hand gestützt, in tiefen Gedanken. Ich grüßte ihn, er dankte nicht, oder er schien vielmehr meinen Gruß nicht einmal gehört zu haben. Endlich stand er auf und schien sich zu wundern, einen Gesellschafter erhalten zu haben. Er trat mit langsamen abgemessenen Schritten und mit Respect gebietendem Stolz in Mienen- und Haltung an mich heran, grüßte und fragte: was ich denn Rechtes oder Unrechtes ausgefressen hätte? Ich machte ihn mit kurzen Worten mit meinen Verhältnissen bekannt. Als ich sagte, daß ich aus Magdeburg ursprünglich in der Absicht entflohen sey, um unter dem Corps des braven Schill Dienste zu nehmen, war der Mann auf einen Augenblick fast außer sich vor Freuden, küßte mich und drückte mich fest an sein Herz. Jetzt waren wir nicht allein Bekannte, sondern auch plötzlich gute Freunde geworden. Von ihm hörte ich zuerst Schill's trauriges Ende. „Das ärgert und grämt mich nur, daß die gut gemeinte und brav geführte Sache durch die verfluchten Holländer ein so schnelles und gänzliches Ende fand! Ich hatte mein Leben der guten Sache geweiht; jetzt ist es vorbei, und mein Leben hat für mich keinen Heller Werth mehr. In vierzehn Tagen gehöre ich nicht mehr zu den Lebenden!" Seine Prophezeihung war ziemlich genau; denn nach noch nicht vollen drei Wochen wurden in Kassel einige Schill'sche Soldaten erschossen, und wahrscheinlich er mit diesen in Gesellschaft:

wenn er nicht nachmals, wie mehre andere Offiziere, nach Wesel gebracht wurde

In der folgenden Nacht mußte ich auf der bloßen Pritsche mein Nachtlager suchen. Als ich mich schon niedergelegt hatte, trat ein Polizeidiener an mich heran, und sagte: „Mich werden Sie doch durch einen Versuch zur Flucht nicht in Verlegenheit setzen?“ — „Wie so?“ fragte ich. — „Nun, ich glaube ja recht gern,“ sagte er, „daß Sie mich nicht unglücklich machen werden; aber,“ fügte er hinzu, „der Brigadier hat mich gewarnt und dadurch so angst gemacht, er hat zu mir gesagt: Gott sey Dank, daß ich diesen gefährlichen Menschen wieder los bin; ich übergebe ihn jetzt Ihnen, und gebe zugleich meinen wohlgemeinten Rath, nehmen Sie sich in Acht, lassen Sie ihn nicht aus den Augen.“ Ich antwortete dem Polizeimann, daß er meinetwegen ganz ruhig seyn könnte, ich dächte auch nicht mit einer Sylbe daran, hier vom Rathhause entfliehen zu wollen. Er beruhigte sich damit, setzte volles Vertrauen in meine Worte, und zeigte mir, so lange ich unter seiner Obhut war, nicht die geringste verdächtige Miene. Spät am Abend besuchte mich noch einmal meine Mutter. Den Act, wie diese liebe Mutter, in Thränen schwimmend, vor ihrem Sohne auf den Knieen liegend, mich wegen ihres Verrathes um Verzeihung bat, kann ich nicht beschreiben.

Den anderen Morgen um 7 Uhr kam ein gemeiner Gensdarm und forderte mich auf, ihm zu folgen. Auf dem Markte vor dem Rathhause stand schon ein Bauerwagen zu meinem Empfange bereit. Ich stieg auf, und die Reise ging durch die Straßen nach dem Osterthore. Nicht fern von dem Thore hatte Auguste eine

Stube ſich gemiethet, indem ſie mit ihren Eltern ſich noch nicht wieder ausgeſöhnt hatte. Als ich vor dem Hauſe angekommen war, bat ich den Gensdarm, er möchte mir erlauben, daß ich auf ein paar Minuten in dieß Haus ginge und von einer Freundin Abſchied nähme. Ohne alle Widerrede und Einwendung wurde mir dieſe Erlaubniß gegeben. Ich fand meine Freundin bald, wollte in aller Eile von ihr Abſchied nehmen und dann mich ſchnell wieder entfernen. Aber ſo kurzen Abſchied ließ ſich dieſes Mädchen nicht gefallen: ich ſollte noch bleiben, ſie wollte den Gensdarm herauf rufen. Ich entgegnete, das werde der gewiß nicht thun, auch wäre eine ſolche Fahrläſſigkeit ganz gegen ſeine Pflicht. „Nun, ſo gehe ich mit Dir, das wird er doch wohl erlauben," ſagte ſie mit einer Miene, welche von Wuth und Liebe zugleich glühte. Alle meine Gegenrede half nichts, ſchnell war ſie reiſefertig, ſprang mit mir auf den Wagen, und ſagte: „Ich möchte meinen Freund noch eine Strecke begleiten, Sie haben doch nichts dagegen?" Es erfolgte keine Bejahung, aber auch keine Verneinung, und der Wagen rollte langſam weiter. Vorher hatte ich mir vorgenommen, der Auguſte wegen ihrer Plauderhaftigkeit Vorwürfe zu machen; aber ſie befand ſich auf dieſer Tour in ſo angegriffenem und leidendem Zuſtande, daß ich kein tadelndes Wort herausbringen konnte, und wahrſcheinlich gab ſie ſich im Stillen heftigere Vorwürfe, als ich ihr je gemacht haben würde. Bis nach Hohenaggelſen war die Reiſe, unter Hoffnungen und Wünſchen für die Zukunft, nur zu ſchnell zurückgelegt. Hier wurde Halt gemacht, ich kam unter die Aufſicht eines Gensdarm aus Groß-Lafferde, und Auguſte mußte wieder zurückgehen. Nachmals erfuhr ich, daß ſie ſich hinter

dem Gensdarm aufs Pferd gesetzt, und so die Reise bis in die Nachbarschaft von Hildesheim zurückgelegt hatte.

Ich erreichte unter meiner neuen Aufsicht bald mein Nachtquartier in Groß-Lafferde. Meinen Arrest erhielt ich in einer gewöhnlichen Bauernstube, welche ich mit einem wachthabenden Bauer allein bewohnte. Unter Gesprächen mancherlei Inhalts war endlich der Abend herangerückt. Ich leitete nun die Unterhaltung auf ein anderes, mehr ernsthaftes Kapitel, und schloß unvorsichtiger Weise damit, ob er wohl mit mir entfliehen möchte? Solch ein Ansinnen wies er mit entschiedenem Widerwillen zurück, und sagte, daß, wenn er wirklich so pflichtvergessen seyn wollte, das Entweichen nicht einmal an diesem Orte möglich wäre, indem vor der Thür auf dem Hofe noch zwei andere Männer Schildwacht stünden. Ich fand in der That, als ich kurz vor Schlafengehn noch einmal den Hof besuchte, wirklich die beiden Männer, mit langen Piken bewaffnet, dicht vor der Thür aufgestellt. Ehe ich mich niederlegte, glaubte ich mit meiner Leibgarde noch ein paar Worte wechseln zu müssen, und ich bat ihn im Verlauf dieses kurzen Gespräches, daß er ja keinem Gensdarmen von meinem Ansinnen irgend etwas entdecken möchte. Er versprach, daß er nichts ausplaudern wolle; ob er aber Wort gehalten hat, daran hatte ich den folgenden Tag gegründete Ursache zu zweifeln.

Gegen 8 Uhr Morgens mußte ich aus meinem Bauerngefängnisse hervortreten. Es hatte sich bereits eine Gesellschafterin für mich vor dem Hause eingefunden, von der ich auf meine Erkundigung von meinem Nachtwächter den Bescheid erhielt, daß sie ihr eigenes neugebornes Kind ermordet hätte, gestern Abend von Peine

hier eingetroffen wäre, und heute nach Braunschweig gebracht werden sollte. Eine schöne Gesellschaft! Ihre That war mir so abscheulich, und ihr Gesicht so widerlich, daß ich sie ohne Schauder nicht anblicken konnte; auch muß ich sie nur flüchtig betrachtet haben, denn von ihrer ganzen Gestalt und von ihrem ganzen Wesen ist mir weiter nichts in der Phantasie zurückgeblieben, als eine große weibliche Gestalt, die mit trotzigem Gram einherschritt.

Dießmal war zu meiner weiteren Beförderung kein Wagen besorgt werden. Ich erhielt die Weisung, dicht ans Pferd zu treten. Fast hatte es den Anschein, als sollte ich mit dem Gensdarmen zugleich das Pferd besteigen; aber da hatte ich mich sehr geirrt. Er holte einen Strick aus seiner Tasche hervor, und wollte ihn um meinen linken Arm binden. Ich trat zurück, und wollte mir diese viehische Behandlung nicht gefallen lassen; aber da half weiter nichts! „Wollen Sie diese Befestigung nicht ruhig erdulden, so werde ich Sie dazu zu zwingen wissen," sagte er mir zwar kaltblütig, aber mit abschreckendem Ernste. An das eine Ende des Strickes wurde mein linker Arm befestigt, und das andere Ende erhielt an dem Sattelknopfe seine Anheftung. Auf solche Weise mit dem Pferde zusammen gebunden, trat ich meinen Marsch an, oder mußte ihn vielmehr antreten; wählte der Gensdarm auch nicht absichtlich schlechte Wege, so mußte ich doch hier und da durch Dick und Dünn dem Pferde folgen, während die Kindesmörderin ganz frei ging und links oder rechts sich die besten Wege auswählen konnte. Anfangs ging ich ganz geduldig weiter; in der langen Wiese aber wurde mir endlich das willenlose Einherschreiten neben dem

Pferde zu läſtig, ich fragte daher, wie lange ich dieſe unwürdige viehiſche Behandlung noch erdulden ſollte? Er antwortete mir ganz kaltblütig: „Bis in das Gefängniß in Braunſchweig.“ — „Wenn ich aber nicht will?“ entgegnete ich. — „Da werde ich Sie zwingen!“ erwiederte er mit einer Ruhe, die mich hätte zur Verzweiflung bringen können. „So? das wollen wir doch mal ſehn! Ich will jetzt nicht mehr, keinen Schritt mehr neben Ihrem Pferde wie ein Vieh einherlaufen! Ich weiß, daß ich werde erſchoſſen werden, alſo ich muß über kurz oder lang mein Leben verlieren, iſt das hier gleich oder an einem anderen Orte ſpäter, gleichviel!“ Wohl eine Minute ſtanden wir ſtill, und ſahen uns gegenſeitig mit grimmiger Miene an. „Ich bitte Sie,“ unterbrach er endlich das Stillſchweigen, „folgen Sie mir geduldig oder ich muß Gewalt gebrauchen.“ — „Thun Sie das!“ ſchrie ich, „thun Sie das! Sie behandeln mich wie ein reißendes Thier, ich will als Menſch behandelt ſeyn! Brauchen Sie die geringſte Gewalt, ſo werde ich Ihnen zeigen, daß ich auch wie ein reißendes Thier wüthen kann. Nicht einen Schritt gehe ich weiter! Binden Sie mich los, und ich gebe Ihnen mein heiliges Verſprechen, nicht den geringſten Verſuch zur Flucht zu machen!“ Der Mann kämpfte mit ſich, er wußte nicht, wie er ſich verhalten ſollte. Endlich ſprach er: „Ich will der Menſchlichkeit einige Klugheitsregeln aufopfern, ich will Sie losbinden; bedenken Sie aber wohl, daß ich meiner Pflicht ſchon genügt habe, wenn ich nur ein Fingerglied von Ihnen nach Braunſchweig bringe!“ Hierauf band er mich von ſeinem Pferde los. „Nun gut!“ ſagte ich, „ich werde

ruhig folgen; haben Sie nur auf die da ein wachtsames Auge, ich entlaufe Ihnen gewiß nicht, darauf können Sie sich fest verlassen, und, wenn Sie wollen, so gehe ich auch ohne Sie ganz allein nach Braunschweig und werde mich in dem Militairgefängnisse als Arrestant melden." So schritten wir nun alle Drei langsam weiter.

Wir hatten von Lafferde aus kaum eine Meile zurückgelegt, und schon waren beinah drei Stunden verstrichen; kein Wunder also, daß der Magen, da man ihm bei der Abreise so wenig gegeben hatte, dringende Anforderungen an uns machte, und es wurde daher beschlossen, in das Wirthshaus zu Betmar einzukehren. Vor dem Eintritte in das Haus erinnerte mich mein Aufseher noch einmal an mein Versprechen; und ich erwiederte ihm, er solle ganz unbesorgt seyn, er könne sich auf mich verlassen. Wir ließen uns das Frühstück gut schmecken, ich bezahlte die ganze Zeche, und wir erreichten Braunschweig erst spät am Nachmittage. Ich ging meinem Tode entgegen, das wußte ich gar wohl, auch hatten nur die westphälischen Franzosen, wie die französischen Westphalen in Magdeburg hinlänglich den Beweis vorexperimentirt, daß es mit dem Todtschießen der Deserteurs in vollem Ernste genommen wurde. Ich tröstete mich damit, daß der Weg nach Magdeburg noch lang war, und irgendwo wohl eine geeignete Stelle zum Entfliehen darbieten würde. Wie groß war da mein Schreck, als ich kaum in Braunschweig eingetreten war und meinen ehemaligen Fourier auf der Straße antraf! Also das sechste Regiment ist hier, da bist du verloren! Ich fragte den jetzigen Sergeant-Major, seit wann das

Regiment hier eingerückt wäre? und erhielt die Antwort: „Vorgestern sind nur zwei Compagnieen hier eingetroffen; wahrscheinlich gehen wir binnen wenigen Tagen nach Magdeburg wieder zurück.“ Wir trennten uns, Beide sichtbar tief ergriffen.

Endlich wurde vor einem Hause Halt gemacht, der Gensdarm stieg vom Pferde, ging mit der Kindesmörderin hinein, ließ mich ohne alle scheinbare Aufsicht auf der Straße stehn, kam bald ohne die Verbrecherin wieder heraus, und wir setzten darauf unseren Weg durch die Straßen weiter fort. Bald erreichten wir, nicht fern von dem Thore nach Wolfenbüttel, ein sehr großes Gebäude, vor dem eine zahlreiche Wache aufgestellt war, und in dessen weiten, rings mit hohen Mauern und Gittern umschlossenen Hofraum wir eintraten.

Der Gensdarm empfahl mich dem Inspektor des Gefängnisses als einen gebildeten und in jeder Hinsicht lieben jungen Mann, der wohl eine andere, als die gewöhnliche Behandlung verdiente. Ich wunderte mich über dieses übertriebene Lob, widersprach freilich nicht, sondern suchte vielmehr durch einige Worte meine Empfehlung noch gewichtiger und eindringender zu machen. Meine freundliche Begrüßung, noch mehr aber die wohlgemeinte Fürsprache des Gensdarmen hatte für mich viel Angenehmes zur Folge: ich durfte z. B. mein Frühstück, sowie mein Mittags- und Abendessen in der Stube des Inspektors zu mir nehmen, was denn auch so regelmäßig geschah, daß ich nicht ein einziges Mal gesehen habe, wie und was meine Leidensgefährten frühstückten und zu Mittag aßen. Oft war ich zwei Stunden und noch länger außerhalb des Gefängnisses. Der Gensdarm

nahm von mir ſehr freundlich, ja freundſchaftlich Abſchied, und der Inſpektor öffnete eine, wohl mit eiſernen Quer- und Längsſtangen beſchlagene Doppelthür und hieß mich hineintreten.

Knarrend ſchloß ſich die Thür wieder, und ich befand mich am Eingange eines großen Zimmers, das mindeſtens von vierzig Menſchen bewohnt war. Ich trat etwas ſeitwärts und erblickte dicht auf der rechten Seite neben mir einen großen, zu allgemeiner Erleichterung beſtimmten Kübel. Es hatte ſich ſchnell um mich, den Wehmüthigen, ein Kreis von Kameraden geſammelt, welche kurz nach meinem Eintritte, vielleicht kaum eine Minute nachher, zu meiner Einweihung, wie aus einem Munde, das Lied, aber mit einigen Veränderungen, anſtimmten: „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage, bei der allerſchönſten Sch...-Compagnie u. ſ. w.“ Um dem Geſange mehr Angemeſſenheit, Takt und militairiſche Würde zu geben, wurden eiſerne Ketten und ſchwere Kugeln in der Luft und auf dem Boden in rhytmiſche Bewegung geſetzt. Nach dem Geſange reichten mir Alle nach einander die Hand und hießen mich willkommen, und jetzt war ein eingeweihter, mithin rechtmäßiger Beſitzer des Gefängniſſes mehr da. Ich hatte bis jetzt außer dem öffentlichen Secretariat, und außer vielen verſchieden und bunt gekleideten Menſchen, von dem ganzen Raume noch wenig oder gar nichts geſehn. Am meiſten fielen mir von allen Bewohnern drei ſogenannte Kugelſchlepper auf: zwei trugen jeder eine Kugel, und der dritte, ein durchtriebener, den ganzen Tag muntierer Bengel, hatte deren zwei. Dieſe drei jungen Leute waren früher deſertirt, als noch nicht

die Todesstrafe, mit Ausnahme gravirter Fälle, auf Desertion gesetzt war; sie hatten ihre Strafzeit schon angetreten, welche in einigen, ich weiß nicht wie vielen Jahren Kugelschleppens bestand. Solche Kugeln, Sechspfünder, waren an lange Ketten geschmiedet, an dem anderen Ende der Kette befand sich eine Schelle, welche dicht über dem Knöchel am Beine des Kugelschleppers angeschlossen war. Ich fragte den mit zwei Kugeln belasteten Sträfling, warum er zwei Kugeln trüge und die Anderen nur eine? Er antwortete mit lächelnder gravitätischer Miene: „Ich war Unterofficier, und das war nur gemeines Volk.“ — „Da hätte ich mal sehen mögen,“ nahm ich das Wort, „wo man mir die dritte Kugel würde angebracht haben, denn ich war Sergeant-Major: aber leider, leider! das wird man mir nicht zeigen! ich werde wohl eine oder einige Kugeln erhalten, und zwar vor den Kopf und ins Herz.“ Der Kugelmann sah mich wehmüthig an, kratzte sich hinter den Ohren, drehte sich um und ging.

Das Gefängniß war ein großes, hohes, länglichviereckiges Zimmer, welches, wenn mir recht ist, 60 Fuß lang und 34 Fuß breit war. Oben hatte es eine sanfte Wölbung und mochte bis in die Mitte eine Höhe von 25 Fuß haben. Seine Richtung war fast genau von Norden nach Süden, und an dem südlichen Ende, etwa 10 Fuß über dem Boden, war ein großes halbkreisrundes Fenster angebracht, durch welches so viel Licht einstrahlte, daß der ganze große Raum hinlänglich und wohl erleuchtet war. Rings in dem ganzen Saale waren mäßig abschüssige, ziemlich reine und etwas über 7 Fuß lange Pritschen angebracht; nur der Raum zwischen

Thür und Ofen hatte keine Pritſchen, ſondern er war zum dritten Theile von dem vorhin genannten Möbel eingenommen. Faſt mitten in der Stube, nur etwas mehr nach Oſten, hing eine große Lampe an einer Kette, etwas über 8 Fuß von dem Boden. Dieſe wurde, denn es war in der Mitte des Sommers, des Abends ſpät angezündet und erleuchtete das Zimmer die ganze Nacht hindurch mit mattem Glanze. Der ſchwarze parallelipipediſche Ofen war zwar ſehr groß, er ſchien mir aber doch für den großen Raum noch zu klein zu ſeyn. Weiter hatte ſich in dem Gefängniſſe mir nichts gezeigt, und weiter Bemerkenswerthes trug ſich auch nicht zu. Auf dem, nach Weſten gerichteten, gut gepflaſterten Hofe des Militairgefängniſſes hatte ich mich einigemal ergangen, und zugleich alle Räumlichkeit und die ganze Umgebung genau aufgefaßt; aber keine Höhe, keine Lücke war zu entdecken, wo man auch nur mit einiger Hoffnung des Gelingens die Flucht hätte ergreifen können.

Am fünften Tage nach meinem Hierſeyn wurde ich von dem Inſpektor des Morgens früh aufgefordert, mich marſchfertig zu machen. Schnell brachte ich meine Siebenſachen, welche ich größeſten Theils als Kopfkiſſen gebraucht hatte, zuſammen, wickelte und band Alles feſt zu, und trat mit ſehr erleichtertem, ja frohem Gemüthe auf den Flur, von da auf den Hof, traf daſelbſt einen großen Leiterwagen an, der bereits von einigen Reiſegefährten beſetzt war, und noch von einigen beſetzt wurde. Wir waren unſerer vierzehn auf dem Wagen, und rechts und links von einem wohlbewaffneten Strickreiter beſchützt, wurde die Richtung nach Wolfenbüttel hin eingeſchlagen. In dem anmuthigen Laubholzwalde, durch

den die Straße führt, gefiel es mir so wohl, daß ich Anfangs ganz vergaß, was ich mir auf dieser Tour auszuführen fest vorgenommen hatte. Nicht fern von Wolfenbüttel führt links die Chaussee vorbei. Von hier aus vorzüglich ist die Landschaft überaus großartig und malerisch: rechts im Thale schlängelt sich durch üppige Wiesen, und weiterhin nach Westen auch durch saatenreiche Fluren wie ein breites, locker hingeworfenes Silberband die Ocker dahin; ein dicht bewaldeter Höhenzug umkränzt im ganzen Westen diese reiche Niederung; fern im Süden steigt der gewaltige Harz empor, auf dem der Brocken stolz sein blaues abgerundetes Haupt hervorhebt; links im Osten begränzt die, ebenfalls dicht bewaldete Asse die Fernsicht. In dieser nahen und fernen Umgebung steigt die Chaussee allmählig mehr und mehr empor. Wer für die Freuden der Natur noch nicht abgestumpft ist, der wird in solchen Gegenden doch Anfangs nur ihr leben, und die weiteren Verhältnisse des Lebens werden ganz in den Hintergrund treten; wenigstens mir ging es so. Wohl eine Stunde staunte ich in diese reizende weite Landschaft hinein, ohne mich viel um meinen trübseligen Zustand zu kümmern, der doch nirgends weiter, als in einem kecken Wagestück Hoffnung entdecken konnte.

Ich hatte mich über die hübschen Gegenden nah und fern sehr ergötzt, das reizende Panorama hatte in meine Seele ein getreues liebliches Bild eingeprägt: aber endlich kehrte mein Blick auf den prosaischen Leiterwagen zurück, und Trübsinn und Schwermuth bemächtigten sich meiner Seele. Jetzt erst, nachdem ich schon gegen zwei Stunden weiter befördert war, betrach-

trte ich meine Reisegesellschaft genauer, und fand auch nicht ein Gesicht darunter, das ich mir früher schon genau gemerkt, wenigstens war Keiner in meiner Umgebung, mit dem ich schon eine Sylbe gewechselt hatte. Mit Singen, Jauchzen, albernen Witzen, Zotenreißen und dergleichen mehr suchten sich meine Kameraden die Langeweile zu vertreiben, auch nicht Einer von der Gesellschaft außer mir, war auf dem Wagen, der nicht in dieses widerliche Getreide so kräftig als möglich eingriff. Da war auch nicht Einer, dem ich meine Seelenleiden hätte offenbaren können, Keinen fand ich heraus, dem ich mein Vorhaben entdecken und den ich hätte bewegen können, mit mir auf einer günstigen Stelle die Flucht zu ergreifen. Alle schienen wenigen oder gar keinen Kummer auf ihrer Seele, Alle wenig Trübseliges in der Zukunft zu befürchten zu haben, und ich allein sah in geringer Entfernung das schauderhafte Ende meines Lebensfadens. Ich sehnte mich wieder nach meinem Gefängnisse zurück; banger und banger wurde es mir ums Herz, je weiter der Wagen langsam vorrückte, und nach und nach verfiel ich in eine Art von dahinbrütender Bewußtlosigkeit. In diesem Zustande erreichte ich das Dorf Witmar. Ohne gleich genau zu wissen, woher die Bekanntschaft mit der Umgegend dieses Dorfes mir so getreu gegenwärtig war, schien mir doch eine innere Stimme zu sagen: hier mußt du es wagen oder nie. Wir mußten absteigen und in die Gaststube des dortigen Kruges eintreten. Hier fanden wir schon zwei andere Gensdarmen aus Hessen bereit, uns zu fernerer Beförderung in Empfang und Obhut zu nehmen. Wir mußten uns in Reihe und Glied stellen, wurden von

den

ten braunſchweigiſchen Strickreitern gezählt, und noch einmal gezählt von den heſſenſchen; die Papiere von Braunſchweig aus wurden mit uns übergeben, und von Heſſenſcher Seite wurde der richtige Empfang quittirt. Ich trat an's Fenſter und erblickte deutlich in einer Entfernung von kaum einer und einer halben Meile das Kloſter Dorſtadt, wo ich vor vier Wochen von einem Freunde meines Vaters ſo überaus liebreich aufgenommen worden war. Aber dorthin zu entfliehen, das war unmöglich, das hätte nur der Wahnſinn eingeben können. Auf der entgegengeſetzten Seite, nach Oſten, war der ſüdliche Theil der weit ausgedehnten Aſſe kaum eine Viertelſtunde Weges entfernt, alſo in zehn Minuten in vollem Laufe gewiß zu erreichen. Die Gensdarmen aßen und zechten, und ſchienen ſich um uns nicht ſonderlich zu bekümmern.

Mit einem Butterbrode in der Hand ging ich nach der Stubenthür und öffnete ſie; aber ſchnell ſprang ein Gensdarm mir nach und ſchrie mit barſcher Stimme: „Wo wollen Sie hin?“ Ich bedeutete ihm, daß ein Bedürfniß mich auf den Hof forderte; dagegen hatte er nun zwar nichts einzuwenden, aber er wich auch zu meinem Leidweſen mir nicht von der Seite. Mit ihm zugleich, und noch dazu vor ihm, trat ich wieder in die Stube, und mein Vorhaben war dieſes Mal ganz und beſtimmt vereitelt: denn ſo ſchnell aus dem Beiſeyn und unter den Augen der Gensdarmen zu entfliehen, daß die nacheilenden Pferde mich bis zur Aſſe nicht wieder erreichen konnten, ſchien mir unmöglich zu ſeyn, oder ich traute doch meinen Beinen eine ſolche Schnelligkeit nicht zu. Mit traurigem Gemüthe und faſt in Verzweiflung

darüber, daß ich eine ſo günſtige Gelegenheit ungenützt vorbeigehen laſſen mußte, ſaß ich in der Stube, und mußte alle Geiſteskräfte anſtrengen, um durch meine Traurigkeit den Argwohn der Gensdarmen nicht zu ſehr aufzuregen; denn brachte ich es durch unzeitiges und unkluges Benehmen dahin, daß die Strickreiter mich zu ihrer eigenen Sicherheit ſchließen mußten, ſo war ich, und das ſchwebte mir bei allem Thun und Treiben deutlich vor, ohne Rettung verloren. Wir mußten wieder unſeren Wagen beſteigen, und ich mengte mich, ſo widrig und ſchwer es mir auch war, in das Geſpräch meiner Gefährten. Wie mit Falkenaugen blickten die Strickreiter von Einem auf den Anderen; warf ich das Auge, vielleicht mit einer eben vernehmbaren Sehnſucht, nach dem Harze hin, ſo blieb ein ſolcher, auch noch ſo flüchtiger Blick keineswegs ganz verborgen. Ich mochte ſo, während ich auch Nichtsſagendes oder Gleichgiltiges mit meiner Geſellſchaft ſprach, manchmal verdächtige Blicke in die Ferne geſendet haben, wodurch ein Gensdarm vorzüglich auf mich aufmerkſam wurde, dicht an mich heranritt und fragte: „Die Gegend gefällt Ihnen wohl? Sie möchten wohl immer hier bleiben?“ — „Das Letztere wohl nicht,“ antwortete ich ihm; „aber das kann ich nicht leugnen, auf dem Harze möchte ich jetzt lieber ſeyn, als hier auf dem Leiterwagen, und irre ich mich nicht zu ſehr, ſo gingen Sie auch ſelbſt viel lieber mit mir dahin, als daß Sie hier ungehorſame Menſchen transportiren müſſen?“ Er fragte jetzt nicht weiter, näherte ſich ſeinem Kameraden, und ſprach mit ihm lange Zeit. Wehmüthig und wahrhaft tief ergriffen wurde ich, als ich den Querweg ſah, welcher mich vor

wenigen Wochen von Schöningen der Ocker, und weiterhin dem Ziele meiner Sehnsucht und Hoffnung entgegengeführt hatte. Die glücklichen Zeiten sind dahin, dachte ich, wo wirst du endlich Erlösung finden? Im Grabe? Thränen quollen aus meinen Augen, meine Brust wurde bis zum Ersticken von Wehmuth zusammengezogen. „Sie weinen ja!“ hörte ich dicht bei mir wieder die Stimme des Gensdarmen. „Seyen Sie ganz ruhig, Sie haben nichts zu befürchten! Was wird man Ihnen thun? Sie haben nichts von Militair-Effekten mitgenommen, Sie haben weiter nichts verbrochen, als Sie sind desertirt. Mit einem halben Jahre Arrest sind Sie fertig, und treten als ehrlicher Mann wieder in Ihr Regiment ein. Ich weiß es genau, man wünscht Sie wieder zurück.“ — „Deßhalb vergieße ich keine Thränen: sondern die Erinnerung an die Leiden, welche meine Mutter meinetwegen hat ausstehen müssen und noch ausstieht, preßt mir jedesmal Thränen aus. Sie wurde zu hart mitgenommen!“ — „Ich weiß zwar Alles, was mit Ihnen vorgegangen ist,“ sagte er, „daß aber Ihretwegen auch Ihre Frau Mutter hat leiden müssen, ist mir gänzlich unbekannt.“ Er bat mich jetzt, ich möchte ihm den ganzen Vorgang bei meiner Arretirung erzählen, indem er noch die Worte hinzufügte, daß er sich sehr für mich interessirte. Ich that dieses, beobachtete ihn während dessen sehr aufmerksam, und hatte dabei die Genugthuung, daß er ganz offenherzig die Behandlung seines Collegen und auch Bekannten entschieden mißbilligte. Er ritt auf dem Wege noch mehrmal an mich heran, wir wechselten dann einige Worte, wurden so etwas mit einander bekannt, und es hatte

den Anſchein, als wenn wir Beide uns gegenſeitig eine gewiſſe Achtung nicht verſagen konnten.

Sehr langſam wurde der Weg weiterhin abgeſchritten, denn die Sonne hatte ſich am weſtlichen Himmel ſchon tief geſenkt, als wir den Flecken Heſſen erreichten. Wir wurden hier, etwa in der Mitte des Ortes, in eine gewöhnliche Stube im zweiten Stockwerke hineingetrieben, und erhielten eine Ehrenwache von drei Mann Bürgergardiſten. Hier wurde mir der Aufenthalt, vorzüglich in der Geſellſchaft ſo vieler, mir widriger Menſchen, ſo unausſtehlich, daß ich hätte in die Verſuchung geſetzt werden können, jetzt aus doppelten Gründen zu entſpringen, wenn ſich mir auch nur die geringſte Ausſicht zu einem erwünſchten Gelingen dargeboten hätte. Aber ich mochte hinblicken, wohin ich wollte, überall ſtellte ſich mir die Unmöglichkeit entgegen. Was ſollte ich nun beginnen? ſtehen konnte ich nicht immer, zum Sitzen hatte ich keine Ruhe, zum Gehen keinen Raum, das Hinaustreten aus der Stube war ſtreng unterſagt, oder nur im Nothfalle, und dann immer in Begleitung erlaubt.

Einer von meinen Geſellſchaftern, ohne daß ich das Geringſte davon bemerkt hatte, mußte ſich einem machthabenden Bürger ſehr verdächtig gemacht haben: denn unſere Wache trat zuſammen, hielt eine lange Unterredung, und das Reſultat davon war, daß Einer den Auftrag erhielt, ſich zu entfernen. Nicht lange nachher kam er wieder zurück, und zugleich mit ihm traten auch zwei Gensdarmen, bis an die Zähne bewaffnet, in unſere Stube. Mein Bekannter vom heutigen Tage trat an mich heran und ſprach einige gleichgiltige Worte,

während deſſen hatte ſich der andere mit Einem aus meiner Geſellſchaft in ein Nebenzimmer begeben. Was unter dieſen Beiden vorging, davon habe ich nichts erfahren können; daß aber die Unterredung nicht friedlicher und freundlicher Art geweſen ſeyn mochte, davon zeugte das rothe zornig verzogene Geſicht Beider.

Mein vertrauter Gensdarm bat mich ganz höflich, ob ich nicht die Gefälligkeit haben wollte, mit ihm ein paar Augenblicke hinauszutreten. Jetzt wurde ich zu meiner großen Verwunderung in der Gegenwart beider Gensdarmen gefragt, ob ich nicht etwa einige Worte vernommen, daß der mit der blauen Jacke, ein höchſt gefährlicher Menſch, hätte entfliehen wollen? Ich antwortete: „Meine Herren, Sie konnten Keinen aus der ganzen Geſellſchaft auswählen, der weniger mit der Geſchichte Aller vertraut iſt, als ich. Ich habe auf der ganzen Tour auch nicht mit Einem ein vertrautes Wort gewechſelt, alſo auch mit dieſem nicht, und daher kann ich auf Ihre Frage weiter nichts antworten, als: ich weiß nicht das Geringſte.“ — „Wir vertrauen Ihren Worten,“ ſagte mein Bekannter, „wenn Sie etwas wüßten, ſo würden Sie mir gewiß Alles entdecken?“ — „Da würden Sie ſich dennoch irren,“ entgegnete ich; „ich habe Ihnen in der That die reine Wahrheit geſagt, ich weiß von dieſem Menſchen gar nichts; hätte ich aber wirklich etwas erfahren, glauben Sie nicht, daß ich Ihnen das Geringſte geſagt haben würde; noch weiter, ich halte mich für überzeugt, daß Sie ſelbſt, meine Herren, wenn es das Unglück wollte, daß Sie in eine ſolche trübſelige Lage verſetzt würden, worin ich mich leider befinde, auch nicht ein Wort von dem verrathen würden,

was man Ihnen allenfalls auf die Seele binde. Wer unter Wölfen lebt, der muß mit heulen!“ Sie reichten mir Beide die Hand und gingen.

Mein Bekannter trat noch einmal wieder zurück, und sagte mir, es thäte ihm in der Seele weh, daß er mich in der Gesellschaft dieser rohen Menschen lassen müßte; er hätte mir ein anderes Zimmer dicht nebenbei einrichten wollen, aber alle seine Collegen hätten widersprochen. Auch gab er mir den guten Rath, ich sollte nicht überall mich so freimüthig äußern, wie heute, es könnte mir doch einmal, wenn auch gerade keine Gefahr, aber doch manches Unangenehme bereiten. Ich dankte ihm für seinen freundlichen Rath, und trat in meine dunstreiche Stube.

Die Sonne war schon untergegangen, als wiederum ein Gensdarm in die Stube trat, einen unserer Wächter hinausrief, und bald darauf noch einen. Eine ganze Weile blieben sie draußen und sprachen ziemlich laut. Ich näherte mich der Stubenthür, und hörte deutlich die Worte, daß es doch wohl gerathener wäre, wenn wir noch heute Abend in den Thurm gebracht würden. Einige Stimmen schienen dagegen zu seyn, andere drangen darauf. Das Resultat von der Unterredung vernahm ich nicht; aber deutlich hörte ich die Worte: „Eine solche Angst stehe ich nicht wieder aus!“ Nachdem wir ein Butterbrod zu uns genommen hatten, legten wir uns auf unser Strohlager.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als wir den Befehl erhielten, uns reisefertig zu machen. Wir bestiegen wiederum einen Leiterwagen, der dießmal doch ein paar Bunde Stroh zur Bequemlichkeit erhielt, welche

aber ſo ſchnell in Beſitz genommen waren, daß ich ebenfalls wie an dem geſtrigen Tage ſtehend weiter befördert wurde. Auf dieſer ganzen Tour war auch nicht eine Stelle zu entdecken, wo ich meine Freiheit wieder hätte erlaufen können. Die jetzige militairiſche Begleitung ſprach mit mir kein Wort; wurde ich auch hin und wieder angeſehn, ſo bemerkte ich doch nicht, daß Einer von Beiden ein beſſeres Augenmerk auf mich gerichtet hätte; denn mein Bekannter vom vorhergehenden Tage war nicht zugegen und hatte wahrſcheinlich eine andere Beſchäftigung erhalten. Die menſchenfreundliche Abſicht, welche dieſer am geſtrigen Abend, wenigſtens für mich ausſprach, daß er nämlich gewünſcht habe, für mich ein anderes Zimmer einrichten zu dürfen, lernte ich auf der jetzigen Reiſe erſt würdigen: denn ich bemerkte jetzt auf meinem Körper eine ſtörende Veränderung, mit der ich bisher unbekannt geblieben war.

Langſam, wie immer — ich habe nicht erfahren, warum? — ging der Wagen weiter. Etwa in der Mitte zwiſchen Heſſen und Halberſtadt wurde Halt gemacht, und in das Wirthshaus eingekehrt. Wir wurden hier den ſchon gegenwärtigen Halberſtädtiſchen Gensdarmen übergeben, wogegen die Heſſiſchen den Transport von Halberſtadt entgegennahmen. Wer ſich hier etwas kaufen wollte, der mochte es thun; wer keine Kaſſe hatte, konnte zuſehen, wie die Anderen aßen. Vor dem Abgange mußten beide Abtheilungen ſich in einem beſonderen Raume aufſtellen, dann wurde uns mit gravitätiſch-ſtrenger Miene der Befehl zugerufen, daß wir uns der Stubenthür nähern ſollten. Der wichtig thuende Gensdarm ſtellte ſich hierauf an die Thür, faßte dieſe

mit der linken Hand, ſchob ſie etwas zu, ſo daß jedesmal nur Einer hinaustreten konnte, hieß uns dann herauskommen, zählte uns wie die Schafe, und um ſich bei der großen Anzahl nicht zu verzählen, ſchlug er Jeden von uns etwas auf die Schulter, und ſo waren wir denn bald auf dem Flure des Hauſes verſammelt, den wir aber eigenmächtig noch nicht verlaſſen durften. Der aufmerkſame Mann trat jetzt noch einmal vor die geöffnete Stubenthür, ſagte, daß bei ihm Alles richtig ſey, und empfahl ſich mit ſehr auffallender und höchſt alberner Wichtigkeit ſeinen geehrten Collegen.

So wehmüthig ich geſtimmt war, ſo konnte ich doch über die alberne Wichtigkeit dieſes Mannes ein Lächeln nicht unterdrücken. Er ſchritt mit erkünſtelter Würde auf mich zu und fragte: „Was lachen Sie?“ und ich fragte: „Iſt das Lachen hier verboten?“ — „I, das gerade nicht,“ erwiederte er. — „Nun, wenn es nicht verboten iſt, ſo laſſen Sie mich immerhin lachen; ich in Ihrer Stelle würde lieber mit einem Dutzend Lacher, als mit einem Weinenden zu thun haben.“ — „Aufgeſtiegen!“ wurde jetzt commandirt. Nach pünktlicher Befolgung des Commando's wurden wir noch einmal auf dem Wagen gezählt, und nun erſt konnte der Marſch nach Halberſtadt fortgeſetzt werden.

Mit vielen Gensdarmen habe ich auf meinen verſchiedenen Märſchen zu thun gehabt, aber ſo einen wichtigthuenden Narren habe ich weiter nicht darunter gefunden. Mir gefiel auf dieſer Tour, da ich den Harz bereits zwei Tage hindurch von fern betrachtet hatte, vorzüglich das Schloß oberhalb Blankenburg, und ich konnte daher eine lange Zeit hindurch mich an dem An-

blicke deſſelben nicht ſatt ſehen. Der wichtige Gensdarm hatte auf mich abermals ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet, das war mir nicht entgangen, und da ich vielleicht faſt immer nach demſelben Punkte und nach ſeiner Umgegend hinblickte, ſo war bei dem Manne wahrſcheinlich ein Geluſtchen rege geworden, zu erfahren, was ich dachte; denn er ritt an mich heran, und fragte: „Was ſtieren Sie denn ſo lange nach der Gegend hin?“ Ich antwortete nicht. „Ich frage,“ fuhr er fort, „in welcher Abſicht ſehen Sie ſo aufmerkſam nach dem Harze hin? das will ich wiſſen!“ Ich entgegnete: „Hätten Sie höflicher gefragt, ich würde Ihnen recht gern Ihr Warum? beantwortet haben, denn dieſe Antwort hätte die ganze Welt erfahren können; jetzt erhalten Sie keine Antwort von mir, denn ſie würde von meinen Augen und meinen Gedanken Auskunft geben, und davon bin ich Ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig; auch wird Keiner Ihrer Vorgeſetzten fragen, was ich auf dieſem Wagen etwa gedacht haben möge!“ Er ſchien mit dieſer Antwort ſich zu begnügen; denn er hat zu mir weiter kein Wort mehr geſprochen.

Endlich war Halberſtadt erreicht, und wir wurden ohne Weiteres nach der Hauptwache gebracht. Von dem dießmaligen Aufenthalte in dieſer Stadt iſt mir nicht das Geringſte im Gedächtniß geblieben, was des Erwähnens werth wäre. Wir hatten 15 Bürgergardiſten zu unſerer Bewachung, wenigſtens mußte all' unſer Thun und Treiben unter den Augen dieſer 15 Männer geſchehen. Auffallend war es mir, daß ich den ganzen übrigen Tag hier auch nicht einen Soldaten geſehen hatte, und doch beobachtete ich Alles genau, wohin ich nur von

meinem jetzigen Orte aus ſehen konnte. Am folgenden Morgen fanden ſich bei Zeiten zwei Gensdarmen ein, und bald darauf erſchien auch unſer Wagen. Der Narr von geſtern war heute unſer Begleiter nicht. Aeußerſt langſam ſchlich der Wagen weiter fort. Auf dem ganzen Wege bis Egeln habe ich mit den Gensdarmen kein Wort geſprochen, auch wurde mir von ihrer Seite keine Veranlaſſung dazu gegeben. Die ganze Umgegend bis zu dieſem Orte bot nicht die geringſte Ausſicht dar, wo man allenfalls mit Glück der aufmerkſamen Wache hätte entſpringen können.

Wir erreichten Egeln etwa in der Mitte des Nachmittages. Ich hatte ſchon lange vorher die Umgegend genau beobachtet, und ein Wald, ſüdwärts von dieſer kleinen Stadt, ſchien mir allenfalls geeignet zu ſeyn, mich für einige Stunden aufnehmen zu können. Schwierig war allerdings die ganze Ausführung meines Vorhabens: denn konnte ich auch aller Hoffnung Raum geben, daß ich gewiß, ohne eingeholt zu werden, den Wald erreichen würde, ſo konnte dieſer Wald von allen Seiten umgangen werden, nirgends ſchloß ſich in der Nähe ein anderer Wald an, ſondern ich hatte aus demſelben nach Schätzung wenigſtens eine halbe Meile Ackerland zu durchlaufen, bis wieder ein Wald mich aufnehmen konnte; und nicht einmal konnte ich mich überzeugen, ob der ferne Wald eine erwünſchte weite Ausdehnung hatte oder nicht. Nichts deſto weniger nahm ich mir feſt vor, von dieſem Orte zu entfliehen, denn hier mußte es, und zwar jetzt, ausgeführt werden, oder ich war verloren. Mit dieſen lieben Gedanken, die mein Herz nicht wenig in Bewegung ſetzten, allein beſchäftigt, ſtieg

ich endlich von dem Wagen. Wir wurden in ein kleines Haus geführt, was alle seine Oeffnungen, auch die Fenster nach hinten, also seine ganze Fronte nach dem sehr benachbarten Walde hatte. Rechts, wo der Eingang war, und links begränzten den Hofraum bis 9 Fuß hohe Mauern, und zwischen den äußeren Enden derselben war ein tiefer, aber trockener, etwa 7 Fuß breiter Graben, welcher auch um die Enden der Mauern etwas, wie es schien, herumgezogen war. Wir durften hier auf dem Hofe uns etwas ergehen. Meinem Ziele waren durch die zweckmäßige Einrichtung des Ganzen, und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes, fast unübersteigliche Hindernisse entgegengesetzt: denn nach der Straße hin war keine Oeffnung, die Mauern rechts und links waren ohne Leiter oder Untergestell auf keine Weise zu ersteigen, der einzige Ausweg führte über den Graben, den ich überspringen mußte. Bei Tage durfte ich diesen Sprung nicht wagen: denn an dem Graben standen immer zwei Wächter, welche mich mit ihren langen Piken leicht hätten erreichen können; und wurde ich in der Ausführung meines Planes ergriffen, so hätte man sicher mich auf ferneren Transporten geschlossen, und dann wäre alle Aussicht zum Entweichen für immer versperrt gewesen, und alle Hoffnung, einmal wieder auf freien Fußen wandeln zu können, für mich gewiß auf ewig dahin. Der Sturm in meiner Seele war damals fürchterlich, fieberhaft tobte mein Herz, und je aufgeregter ich wurde, desto mehr entfernte ich mich von einem festen Entschlusse.

Jetzt trat ein Gensdarm auf den Hof. Kaum war er eingetreten, als er auch schon wie wütend auf un-

ſere Wächter einſtürmte, und ihnen einen Strom von Vorwürfen über ihre Unachtſamkeit und Treuloſigkeit zuſchrie. Wir wurden hierauf ſchnell in unſeren Gefängnißraum getrieben, und den Wächtern wurde zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht, Keinen von uns, als im äußerſten Nothfalle, auf den Hof gehen zu laſſen. Dieſer Befehl und die ſchnelle Ausführung deſſelben, erſchütterte mich noch mehr, und ſetzte den Sturm in meinem Blute noch mehr in Thätigkeit. In tiefem Kummer warf ich mich auf eine Bank. Ich athmete ſchnell, und wahrſcheinlich ſo vernehmbar, daß mein Zuſtand auffällig werden mußte. Der Gensdarm kam an mich heran und fragte: „Sie ſind doch nicht krank?“ Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht wohl befände, aber ich befürchtete deßhalb noch nicht, krank zu werden; mein Zuſtand würde ſich in der Nacht wohl ändern. Er ergriff jetzt meine Hand, unterſuchte meinen Puls und ſagte: „Sie liegen in heftigem Fieber; Sie können hier nicht bleiben! ich werde Ihnen in meiner Wohnung einen beſſeren Aufenthalt einrichten laſſen.“ Ich dankte ihm für ſeine menſchenfreundliche Güte und bat ihn, er möchte ſich in ſeiner häuslichen Bequemlichkeit meinetwegen keinen Abbruch thun, mein Zuſtand hätte durchaus nichts Beſorgliches; ich wäre ſchon viel beruhigter, als bei meinem Abſteigen vom Wagen, dürfte ich noch einige Zeit im Freien mich bewegen, ſo hoffte ich, daß ich bald ganz wieder hergeſtellt ſeyn würde. Hierauf forderte er mich auf, mit ihm in den Hofraum zu treten.

Wir gingen wohl eine Viertelſtunde auf und ab, ich mußte ihm über einige gleichgültige Dinge Auskunft geben; endlich faßte er mich wieder an den Puls, über-

zeugte ſich, daß meine Aufregung minder heftig war, rief einen Wächter heraus, ſagte ihm, er ſollte mit mir, ſo lange ich es wünſchte, auf dem Hofe auf- und abgehen, denn ich befände mich nicht wohl, und ſollte mein Zuſtand, wider Erwarten, beſorglicher werden, ihn gleich davon benachrichtigen. Er reichte mir hierauf die Hand, wünſchte mir gute Beſſerung und eine gute Nacht. Nachdem ich, und zwar immer neben dem Wächter, mich eine Zeitlang auf dem Hofe umhergetrieben, und mich hinlänglich überzeugt hatte, daß hier dieſen Abend an kein Entweichen zu denken ſey, ging ich wieder in die Stube und legte mich auf das, mittlerweile eingerichtete Strohlager. Nachdem ich eine Zeitlang gelegen hatte, fragte mich einer der vier Wächter, ob ich mich jetzt beſſer befände? auf meine bejahende Antwort trat er wieder zurück und begab ſich auf ſeinen Poſten. Mein Blut war allerdings wieder viel beruhigter, aber in meinem Gemüthe ſtürmte es noch wie vor. Schon lagen alle meine Reiſegefährten auf das Lager hingeſtreckt, als ich aufſtand, nach der Thür hinwankte, ſie öffnete, ohne gefolgt zu werden wieder ſchloß und in den Hof trat. Hier wurde ich gleich angefaßt und gefragt, wohin ich wollte? Ich gab eine befriedigende Antwort, that was ich wollte, ſprach noch einige Worte mit dieſen Wächtern und ging troſtlos wieder in die Stube zurück.

Hier war alſo an kein Entweichen zu denken: zwei Wächter drinnen, zwei Wächter draußen, wer ſollte ſich da unbemerkt entfernen können! Ich warf mich auf mein Lager hin, fühlte mich ſehr ermattet, und ſchlief bald ein.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als ich wieder erwachte. Die Wächter hatten ſich geſetzt, und ſtützten ihren Kopf mit den Händen; ſobald ſie aber bemerkten, daß ich erwacht war, griffen ſie nach ihren Piken und ſtellten ſich vor der Thür auf. Nicht lange nachher ſtand ich auf, ging nach der Thür, die Wächter machten mir Platz, ich trat auf den Hof und fand hier die beiden anderen Wächter in gehöriger Haltung und voller Rüſtung. Ich wunderte mich über die Pünktlichkeit dieſer wachthabenden Leute, und konnte es Anfangs gar nicht begreifen, wie die inneren mit den äußeren Wächtern zu correſpondiren vermochten; bis ich endlich, als ich mich wieder aufs Lager hingeſtreckt hatte, und ein Anderer hinausgehen wollte, hörte und ſah, daß die Wache von innen der anderen auf dem Hofe ein Zeichen gab, auf ihrer Hut zu ſeyn. Bei dieſer pünktlichen Aufmerkſamkeit war freilich hier für mich kein günſtiger Ausgang zu erſpähen, und ich mußte mich in mein trübſeliges Schickſal fügen

Wie immer, ſo auch hier, kamen ſchon ſpät am Morgen zwei Gensdarmen mit einem Wagen an, und geboten, daß wir uns auf dem Hofe aufſtellen ſollten. Wir wurden gezählt, die Wächter ſtatteten ihren Bericht ab, und als nichts mehr zu fragen und einzuwenden war, mußten wir den Wagen beſteigen, der Thorweg wurde geöffnet, und nun ging der Marſch auf das furchtbare Magdeburg zu.

Keiner von den beiden geſtrigen Gensdarmen war heute unſer Begleiter. Jetzt war mir alle Hoffnung entſchwunden, daß ich noch länger auf Gottes Erde wandeln würde. Dieſer Zuſtand iſt der ſchrecklichſte von allen

Unfällen, welche auf unſerer Lebensbahn uns entgegentreten können: ſey die Trübſal, in welchen Verhältniſſen des Lebens es immer ſeyn möge, auch noch ſo groß, quälen uns Sorgen, Mangel, Kummer, Gram und Leiden mancherlei Art auch bis zur Verzweiflung, und die Hoffnung winkt uns, ſey es auch aus blauer Ferne, wenn wir Muth und Ausdauer beweiſen, Errettung zu: ſo werden wir niemals ganz verzagen, wir werden kräftig in das Getriebe desjenigen Werkes eingreifen, deſſen regelmäßigen Gang zu erhalten und zu fördern unſere Pflicht geworden iſt; verſagen auch manchmal die Kräfte ihren regelmäßigen Dienſt, die Hoffnung wird kräftigen Willen ſchaffen, und das Werk wird ſegensreich gefördert werden! in der Hoffnung liegt der Segen Gottes! Nimm einem Menſchen die Hoffnung, und du haſt ihm Alles genommen! In ſolch einem Zuſtande wurde ich der gewaltigen Feſtung, angelegt, um dem ungezügelten Unrecht und maßloſer Herrſcherwuth kräftig entgegen zu wirken; jetzt aber in ein großes Schlachthaus, in eine Mördergrube verwandelt, dieſer Feſtung, dem ungeheuren Magdeburg wurde ich nach und nach näher gebracht! Zu einem glücklichen Entweichen entdeckte ich auf der ganzen Strecke auch nicht einen Ort! Ich mußte mich alſo für verloren halten! und doch winkte mir endlich die Hoffnung wieder Muth zu! „Rettung von Tyrannenketten!“ ſo klang es vor meinen Ohren, und ich wurde wieder aus meiner Verzagung aufgerüttelt; ſollte mir Rettung nicht gelingen, ſo war ein anderer Spruch: „Hoffnung auf den Sterbebetten, Gnade auf dem Hochgericht!“ wieder meine Stütze und mein Stab, woran ich mich noch einigermaßen aufrecht erhielt. Aber trotz

dieſer mir herrlichen und lieben Troſtſprüche war ich dennoch tief gebeugt; denn das war gewiß, wurde ich nicht bald durch eine Kugel von meinem Jammer befreit, ſo kam ich doch ſo bald nicht wieder über Magdeburgs Mauern hinaus. In dieſer feſten Ueberzeugung zog ich in Magdeburg ein.

Wir zogen in das Sudenburger Thor, was dießmal von Weſtphalen beſetzt war, und wenn ich nicht ſehr irre, von einer Abtheilung des fünften Regimentes. Wie viele meiner lieben Landsleute würden ſich bemüht haben, ins Preußiſche zu entkommen, wenn ſie damals gewußt hätten, wie arg man ihnen nach Verlauf von einem Monate mitſpielen würde! Nach dieſer Zeit war ein Viertheil dieſes Regimentes nicht mehr unter den Lebenden, und noch mehr wurden nach ſechs Wochen auf den Wogen des atlantiſchen Meeres geſchaukelt. Wie ſtark war dieſes Thor, als Schill ſich Magdeburgs Mauern näherte, von Franzoſen beſetzt, und welch' ſchwache Wache hatte es jetzt! Und dennoch glaube ich, daß es bei dieſer Beſetzung ſchwieriger geweſen ſeyn würde, zu entkommen, als vor wenigen Wochen durch einige Compagnieen ächter Franzoſen. Dieſe mußten, als ich zwiſchen ihnen durch aus dem Thore ging, mit Blindheit geſchlagen ſeyn, oder ſie waren in einem Zuſtande, worin man den Wald vor lauter Bäumen nicht ſieht. Kurz ich kam damals ohne die geringſte Störung und ſeelenfroh aus der Feſtung, und jetzt zog ich mit nagendem Kummer im Herzen in dieſelbe ein!

Langſam bewegte ſich unſer Wagen durch einige Straßen Magdeburgs, und plötzlich wurde, ich weiß nicht warum? Halt! geboten. Einer von unſeren Gens-

darmen

darmen ging in ein Haus und hielt ſich daſelbſt eine Zeitlang auf. Mittlerweile gingen mehre Weſtphalen vor unſerem Wagen vorbei. Einigen Soldaten vom fünften Regimente gab ich durch Winken zu verſtehen, daß ſie ſich unſerem Wagen nähern möchten. Sie zauderten, und nur Einer von ihnen kam heran. Ich fragte ihn, ob das ganze ſechste Regiment wieder in Magdeburg verſammelt ſeyn? und erhielt zur Antwort: „Keiner vom ſechsten Regimente iſt hier; geſtern früh iſt das dritte Bataillon, wie man ſagt, nach Braunſchweig marſchirt. Ich habe auch gehört," fuhr er fort, „daß das Regiment nicht wieder hierher zurückkehrt, ſondern in Kaſſel in Garniſon zu liegen kommt." Setzte ich auch auf die letzte Ausſage kein großes Gewicht, weil dergleichen Beſtimmungen ſelten allgemein bekannt werden, und weil auch leicht eine Abänderung eintreten kann; ſo war mir doch die erſte Ausſage eine ſehr erfreuliche; denn ſo etwas erfährt wohl jeder Soldat, wenn nämlich kein naher Krieg bevorſteht. Wie ganz anders wurde durch dieſe paar Worte mein Gemüth geſtimmt! ich war ſo ſeelenfroh, als wenn ich mich wirklich ſchon in Freiheit befunden hätte.

Unſer Gensdarm trat wieder aus dem Hauſe hervor, wir fuhren weiter, und endlich rollte unſer Wagen über die Brücke der ſtolzen Elbe. Nicht fern von dem jenſeitigen Ende der Brücke führt der Eingang in die Citadelle. Der Einzug war mir jetzt gleichgültig. Meine Augen ſchweiften in dem inneren Raume hoch und niedrig flüchtig umher, ich begriff die Schwierigkeit, welche es macht, einen ſo ſtark befeſtigten Ort nur anzugreifen, geſchweige denn gar einzunehmen; ich ſah ein, welche

Taktloſigkeit, Unentſchloſſenheit, Muthloſigkeit und welcher Mangel an Vaterlandsliebe, alſo welche Treuloſigkeit einen ſolchen Commandanten auszeichnen muß, der bei ausreichendem Proviante, bei unverſiegbarer Munition, bei mehr als hinreichender Beſatzung eine ſolche Feſtung wie Magdeburg, noch dazu beſchützt durch eine ſolche Citadelle, dem Feinde übergeben konnte! Daß Magdeburg unter Tilly's rohen wuthſchnaubenden Schaaren verbluten mußte, das konnte erwartet werden, das war ein Unglück, dem noch heut zu Tage Thränen des Mitleids und der Wehmuth fließen; daß aber in unſeren Tagen eine ſolche Feſtung aus Furcht, oder ſonſt einer niedrigen Urſache, faſt ohne Schwerdtſtreich übergeben wurde, das war eine Schande! Einem ſolchen Commandanten vertraute ich nicht das Commando einer einzigen Musquete an! Schill würde ſie, beſonders wenn er noch von einem Freunde, beſeelt von gleichem, an Keckheit gränzenden Muthe, und von gleich warmer Vaterlandsliebe und von gleich glühendem Franzoſenhaſſe, unterſtützt worden wäre, der ihn in manchen Zuſtänden und Verhältniſſen hätte zögern machen oder auch hemmen, oder mit einem Worte hätte regeln können, Schill wurde Magdeburg nicht übergeben haben!

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, wurde ich in dem ſüdlichen Theile der Citadelle in ein Gewölbe gewieſen. Unſer Streulager war ſchon zum Empfange eingerichtet; ob aber für uns bereitet, dagegen zeugte ſeine niedergedruckte Maſſe: vielleicht hatte es ſchon vielen ähnlichen Geſellſchaften gedient. Wenn ich alle meine Kreuz- und Querzüge vor mein inneres Auge fordere, ſo fehlen mir faſt durchweg auch die geringſten Kleinigkeiten nicht,

welche für oder wider mich verkamen; wie ich aber in den Gefängniſſen und was ich aß, davon iſt mir nicht eine Spur im Gedächtniſſe zurückgeblieben. Ich weiß keinen Grund weiter aufzufinden, als den: ich ſtillte mechaniſch meinen Hunger, und alle meine Gedanken waren auf die Wiedererringung meiner Freiheit gerichtet. Daher mag es denn auch gekommen ſeyn, daß alle Worte, welche hiermit einigen Zuſammenhang hatten, auch bis heut zu Tage mein Gedächtniß noch treu aufbewahret hat, und von anderen Geſprächen, ſelbſt aus einem lieben Munde, nicht das Geringſte übrig geblieben iſt. Unſer Gefängniß in der Citadelle war feucht und dunſtig, und nur von einem kleinen Fenſter matt erleuchtet, gemacht, um die trübe Stimmung ſeiner Bewohner mehr und mehr der Verzweiflung nahe zu bringen. Raum hatten wir mehr als hinreichend; ſelbſt die doppelte Anzahl würde weder bei Tage, noch bei Nacht über Mangel an Raum haben Klage führen können. Für einen Menſchen, der, wie man wohl zu ſagen pflegt, nicht einen halben Todtenſchlaf hat, und der keine Gelegenheit nehmen konnte, ſich durch körperliche Anſtrengung einen feſten ſüßen Schlaf zu erringen, war dieſe Schlafſtatte nicht eingerichtet; ich ſchlief in der erſten Nacht nicht eine Minute, auch mehren meiner Kameraden ſchloß der Schlaf kein Auge. Die Räumlichkeit gewiß nicht, auch nicht die übrige Einrichtung des Gewölbes war Urſache dieſer Schlafloſigkeit; aber die Munterkeit und noch mehr die Wachſamkeit der Franzoſen war es, welche den in halbem Schlummer Träumenden bald aus der Feenwelt wieder in die Wirklichkeit zurückrief. Qui vive! qui vive! qui vive! erſcholl es faſt

ununterbrochen von den erhabenern Theilen der Citadelle herab. Vernahm das Ohr einige Minuten lang nicht den geringſten Laut, nicht das geringſte Liſpeln, und ſchloß das Auge des Müden ſich zu einem erquickenden und ſtärkenden Schlafe, ſo ertönte wieder das weithin ſchallende und durchdringende: Qui vive! qui vive! und von allen Augen war der Schlaf verſchwunden. „Hol' die Franzoſen der Teufel mit allen ihren Qui vive's!“ fluchte ein aus dem Schlafe Aufgeſchreckter. Wieder ſtill war Alles ringsumher: Einige von uns ſchlummerten, Anderen wurde die Sache ein Spaß, ſie horchten, und ein plötzliches Qui vive! rief Jene wach und machte Dieſe lachen. „J, ſo wollte ich, daß das vermaledeite Qui vive! ein Knochen würde, und den verfluchten Franzoſen im Halſe ſtecken bliebe!“ ſchrie ein eben wieder aus dem Schlafe Aufgeſchreckter.

Die Gewohnheit hat eine große Kraft, ſo auch bei uns: ſchliefen wir auch einige Zeit bei Tage, ſo war dadurch noch keineswegs das in der vorigen Nacht Verſäumte wieder nachgeholt, und wir ſchliefen in der folgenden Nacht recht gut und kümmerten uns um das Qui vive! der Franzoſen nicht mehr, oder ſeine Schwingungen ſtrichen lautlos an unſeren Ohren vorüber. Drei Tage hatten wir bereits in dieſem Halbdunkel verlebt, ohne daß irgend Einer von der Geſellſchaft erfahren hätte, was mit ihm weiter geſchehen ſollte. Wenn unſer Gefängniß ſich öffnete, und irgend ein Gefangenwärter, oder ſonſt Jemand, der uns zu beängeln oder zu betrachten hatte, vielleicht um ein bekanntes Geſicht zu erſpähen, hereintrat, ſo wurde wohl die unnütze Frage ausgeſprochen, wie lange wir noch in dieſem finſteren

Raume eingesperrt sitzen mußten? aber natürlich erhielten wir keine Antwort, weil keine gegeben werden konnte, oder die Antwort, welche wir erhielten, war nicht besser als gar keine Antwort. So kam endlich die vierte Nacht heran. Ich hatte mich schon zur Ruhe gelegt, als die Sonne auf der Oberwelt noch nicht untergegangen war, und erwachte, als gewiß schon wieder der Segen des Lichtes auf glücklichere Menschen vom östlichen Himmel herabstrahlte.

In einer eigenthümlichen Stimmung, wie von einer Ahnung getrieben, erhob ich mich von meinem dürftigen Lager, stieg an das kleine Fenster, um zu sehen, ob in dem inneren Festungsraume irgend etwas Außergewöhnliches, was ich vielleicht, wie ich dachte, in dem letzten Halbschlafe vernommen hatte, vorgegangen seyn möchte. Ich konnte nichts für mich Merkwürdiges ersehen, alle Einrichtungen, alles Leben und Weben der Soldaten war dasselbe, wie an den vorhergehenden Tagen. Auch dieser Tag ging ohne die geringste Veränderung in unserem Raume, und ohne die geringste Kunde vorüber. Ohne die entfernteste Kenntniß von Dingen, die da kommen sollten, brach mir auch der fünfte Tag in meinem jetzigen Kerker heran. Eben hatte sich ein Gefangenwärter von uns entfernt und die knarrende und klirrende Thür wieder verschlossen und verrammelt, als sie mit denselben widerlichen Tönen sich schon wieder öffnete. Ein Gensdarm trat herein, nahm aus seiner Brieftasche einen Zettel, las fünf Namen ab, darunter auch den meinigen, und hieß uns aus dem Gefängniß treten.

Meine Augen, die seit vier Tagen und fünf Nächten von den klaren Schwingen des Lichtes nicht erreicht

worden waren, litten bereits an einer großen Empfindlichkeit: denn ich konnte Anfangs das volle Licht nicht ertragen, und erst nach und nach gewannen sie wieder an Stärke, und konnten ohne Blödigkeit dankbar zu Gottes erleuchtetem Gewölbe empor blicken. War für mich auch das Wünschenswertheste, was ich hier nur erwarten konnte, gekommen, war ich wieder unter Gottes freiem Himmel; so war doch noch Manches zu befürchten: denn das sechste Regiment konnte ja aus Braunschweig zurückgekehrt seyn, und ich sollte jetzt, um der Form zu genügen, ein Verhör bestehen. Daß dieses nicht möge der Fall gewesen seyn, darüber genaue Auskunft einzuziehen, war jetzt mein Sinnen und Trachten. Ich fragte den Gensdarm; er that, als wenn er meine Frage nicht gehört oder nicht verstanden hätte; ein Franzose, den ich fragte, wußte mir nichts Sicheres zu berichten. In dieser Stimmung zwischen Furcht und Hoffnung ging ich auf den Befehl des Gensdarmen aus der Citadelle und über die Elbbrücke nach der Stadt. Mehre westphälische Soldaten waren mir bereits auf der Brücke begegnet, in der Stadt sah ich viele, aber bis jetzt hatte ich noch keinen vom sechsten Regimente erblickt. Wir wurden wieder vor dasselbe Haus geführt, worin bei unserer Ankunft ein Gensdarm einige Zeit verweilt hatte. Auch jetzt nahm ich hier Gelegenheit, mich nach dem sechsten Regimente zu erkundigen, und erhielt zu meiner Freude die sichere Nachricht, daß von diesem Regimente nicht ein Mann mehr in Magdeburg vorhanden sey. Wer war froher, als ich! denn ich dachte, jetzt wirst du deinem Regimente nachgeschickt, du kommst also wieder

ins Freie. Ich hatte mich nicht geirrt. Nicht lange hatten wir vor dem Hause gestanden, als ein Wagen ebendaselbst anhielt. Nachdem noch eine Anzahl Gefährten hinzugekommen, und die ganze Reisegesellschaft bis auf zehn Mann vervollzählet war, verglichen die beiden, jetzt vorhandenen Gensdarmen mit ihren Zetteln Namen und Zahl, und als Alles sich richtig ausgewiesen hatte, mußten wir den Wagen besteigen, und nun ging der Marsch langsam durch dieselben Straßen, wie früher, dem Sudenburger Thore zu. Hin und her verglich ich auf den Straßen Magdeburg's meinen jetzigen Zustand mit meinem vorigen, ich überdachte mein Unglück, zugleich aber auch mein Glück, und kam leicht zu dem Resultate, daß in meinen Verhältnissen nichts sich günstiger hätte fügen können, als es sich in der That gefügt hatte: Ich wurde von Hildesheim nach Braunschweig transportirt, weil durch diese Stadt der Weg nach Magdeburg führt; hier wurde ich einige Tage zurückgehalten, weil man vermuthete, daß das sechste Regiment nach Braunschweig rücken würde; es wies sich aus, daß das Regiment Magdeburg nicht verlassen sollte, und ich wurde über Halberstadt dahin transportirt; mittlerweile erhielt dennoch mein Regiment die Ordre, über Helmstädt nach Braunschweig zu marschiren, wir mußten uns also verfehlen; von Magdeburg aus wurde nach Braunschweig geschickt, um Ordre zu erhalten, was mit mir geschehen solle, und die Antwort erfolgte, daß man mich wieder dahin bringen solle, woher ich gekommen sey. Wer nur den lieben Gott läßt walten, dachte ich, und hoffnungsvolle Blicke in die Zukunft sendend, sprach

ich: der alte Gott lebt noch! Wir fuhren durch die Vorſtadt Sudenburg, und befanden uns wieder auf dem Wege nach Egeln.

Auf dieſer Tour machte ich mit meinen dießmaligen Gefährten Bekanntſchaft Von den Vieren, welche mit mir nach Magdeburg transportirt wurden und deren Geſellſchafter ich in dem Gefängniſſe daſelbſt geweſen war, waren Zwei, aus deren Munde ich weiter nichts herausbringen konnte, als den Beleg zu der Vermuthung, daß ſie weiter nichts als gemeine Vagabonden oder gar Diebe waren. Das ſchien mir aber auch nicht recht zu paſſen: denn warum würden ſie von Braunſchweig nach Magdeburg gebracht, und von Magdeburg wieder nach Braunſchweig? Die beiden Anderen waren widerſpenſtige Conſcribirte, und ſollten wahrſcheinlich nach überſtandener Strafzeit dem ſechsten Regimente einverleibt werden. Die fünf neuen Leidensgefährten hatten unter Schill gedient, wovon zwei bei Todtendorf, und drei bei der Auflöſung des Corps in Stralſund gefangen genommen waren. Von den Erzählungen Aller konnte ich nur wenig mittheilen, weil ſie ſelbſt mir nur wenig zu geben im Stande waren, und was ich von ihnen erfuhr, entweder ſehr unbedeutend war, oder es verdiente keinen Glauben, und ich ſpreche daher vorerſt von meinen Begleitern gar nichts.

Wir erreichten, ohne daß irgend etwas Merkwürdiges ſich zugetragen hatte, wohlbehalten unſer Quartier in Egeln wieder. Die Gensdarmen wunderten ſich außerordentlich, mich wieder auf dem Rückmarſche zu erblicken; ich gab ihnen den Grund an, und ſie ließen ihn gelten. Die Förmlichkeit in Beziehung der wachthaben-

den Perſonen war dießmal wie vor einigen Tagen, nur die Zahl wich ab, indem bei uns in der Stube nur ein Mann, vor der Thür aber zwei Mann auf die Wache zogen. Mit lüſternem Blicke ſah ich mich wieder auf dem Hofe um, maß wiederum die Breite des Grabens, hatte es keineswegs verſchweren, hier nicht entweichen zu wollen; aber in dieſem Punkte zeigte ſich dieſes Mal noch mehr Schwierigkeit, indem die beiden Hofwachen angewieſen zu ſeyn ſchienen, einem heraustretenden Gefangenen nicht von der Seite zu gehn. Die Meiſten von uns ſchliefen ſehr wenig, wahrſcheinlich weil wir durchaus weiter keinen Laut hörten, als den unſerigen, und die Franzoſen uns nicht mehr durch ihr Qui vive! in den Schlaf lullten. Uebrigens hatten wir Zeit genug, das Verſäumte nachzuholen, denn es war bereits 8 Uhr vorbei, als wir von Egeln weggefahren wurden. Auch auf dem ganzen Wege von hier nach Halberſtadt fiel nichts Bemerkenswerthes vor.

Die Gegend um Halberſtadt hatte ich mir ziemlich genau gemerkt, aber keine geeignete Stelle entdeckt, wo mit Glück die Flucht gewagt werden konnte. Wir fanden hier abermals in der Hauptwache unfreiwilliges Unterkommen. Der ganze Raum für die Arreſtanten war beinah ſchon vergeben, als wir eintraten, und doch ſollten und mußten noch zehn Mann an demſelben Orte untergebracht werden, was auch geſchah. Die Geſellſchaft, welche ich in dem kleinen Hauſe antraf, war dießmal in vieler Rückſicht ſehr bunt: denn einmal waren ſchon drei Frauenzimmer vorhanden, wozu ſich bald nach unſerer Ankunft noch ein viertes geſellte, und dann waren die Verbrechen dieſer Leute von ſo mannigfach ver-

ſchiedener Art, daß die meiſten Kapitel des Strafcodex hier hätten conſultirt werden müſſen. Ein Mann war darunter, der mir ſehr widerlich war. Denn er hatte eine Phyſionomie, welche eher an einen Affen, als an einen Menſchen erinnerte: ſeine Stirn war breit aber niedrig und großen Theils noch mit ſchwarzem ſtruppigen Haar bedeckt; ſeine großen ſtieren Augen waren durch die kleine, ſehr geplattſchte Naſe nur wenig von einander geſchieden; der aufgetriebene Mund und das überaus lange und zugleich breite Kinn ſtanden ſo weit vor, daß das ganze Geſicht ziemlich eine Schnauzenform ausmachte. Hätte ich nicht von ſeinem Verbrechen etwas vernommen, mein Blick würde ſich einmal und nicht wieder auf ſein Geſicht verirrt haben; aber dieſes war von der Beſchaffenheit, und er trug es auf eine höchſt plumpe und freimüthige Weiſe, ſo ohne allen Rückhalt vor, daß der widrige Menſch in dieſer Hinſicht wieder intereſſant wurde, ſo zurückſtoßend auch an und für ſich ſein Verbrechen jedem Menſchen ſeyn mußte. Die Hauptſache ſeines Verbrechens bezog ſich auf Vater und Tochter. Unſere Damen waren auch ſo ſo: denn wenn der Mann bald Dieſes, bald Jenes von ſeiner Tochter mit wohlgefälligem viehiſchen Grinſen herausſtotterte, ſo ſchlugen ſie immer ein gellendes Gelächter an. Die Uebrigen waren meiſt Diebe, Landſtreicher, auch einige Conſcribirte, und in einer Ecke ſaß ein Mann, an beiden Beinen und dem linken Arme geſchloſſen, auf einem Stuhle hingekauert, den düſteren Blick nur auf den Boden geheftet. Er hatte, wie man mir auf mein Befragen antwortete, ſeine Schweſter, um ſie zu beerben, ermordet. Alſo dießmal war ich unter eine ſaubere Be-

ſellſchaft gerathen! Nachdem ich Kopf für Kopf etwas gemuſtert hatte, wollte ich mich unter die wachthabenden Perſonen miſchen, als noch eine der vier Damen mir ſehr auffiel. Sie hatte im tiefſten Negligée bisher bei einem Manne geſeſſen; jetzt erhob ſie ſich, warf ein ſchmutziges Gewand mit mehren anſehnlichen Lücken ab, und begann, ſich mit anderen Gewändern, welche ſchon bereit gelegt waren, zu ſchmücken. Zu dieſem Behufe zog ſie einen Spiegel, etwa ½ Quadratfuß groß, aus einem Futterale, ſtellte ihn ſchauderht auf, zog Unter- und Oberkleid an, ſetzte auf ihr Haupt eine thurmförmige Haube, begoß ihr weißes Schnupftuch mit einigen Tropfen wohlriechenden Waſſers, wickelte die abgelegten Kleider zuſammen, brachte den Spiegel in ſeine ſchützende Faſſung, und ſetzte ſich wieder auf denſelben Stuhl, von dem ſie vor etwa einer Stunde aufgeſtanden war. Ich dachte, die beiden Leutchen hätten die Abſicht gehabt, eine Abendpromenade oder eine Viſite zu machen; aber nein, ſie ſaßen in der dunſtigen Stube immer dicht beiſammen, plauderten mit einander, und — gingen zu Lager. Alſo in Gefängniſſen putzt man ſich auch!

Ich trat nun durch den Raum der wachthabenden Leute etwas vor die Thür, um eine Zeitlang friſche Luft zu ſchöpfen. Wo und wann, dachte ich, wirſt du endlich einmal wieder in Gottes Natur frei umher wandeln können! Mein Gemüth mochte wohl in eine traurige Stimmung verſetzt worden ſeyn, und ich ſang mit leiſer Stimme: „Das ganze Dorf verſammelt ſich zum Kirmestanz in Reihen. Es freut ſich Alles, aber mich kann fürder nichts erfreuen! Für mich iſt Spiel und Tanz vorbei, das Lachen iſt vorüber!“ ꝛc. — „Nur die

Hoffnung nicht ſinken laſſen!“ ſagte mit freundlichem Tone ein Mann, indem er mich leiſe auf die Achſel klopfte; „Muth gefaßt! und ein glücklicher Augenblick kann Alles wieder gut machen!“ Erſchrocken oder vielmehr im höchſten Grade überraſcht ſah ich mich um und erblickte ein nicht unbekanntes Geſicht, was ich aber Anfangs noch nicht deuten konnte. Ich mochte ihn vielleicht mit zweifelnden oder gar etwas mißtrauiſchen Blikken angeſehn haben, denn er fragte: „Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ — „Geſehn habe ich Sie ſchon, und, wie es mir ſcheint, nicht allein auf ein paar Augenblicke,“ entgegnete ich, „aber wo? und wann ich Sie geſehn habe, das will mir nicht gegenwärtig werden.“ — „Erinnern Sie ſich nicht mehr eines Schuſters,“ fuhr er fort, „bei dem Sie, da Sie als Conſcribirter nach Magdeburg gingen, hier in Quartier lagen?“ Jetzt war aller Zweifel gehoben, ich erkannte nicht nur meinen Mann, ſondern mein Gedächtniß wiederholte mir auch alle Worte, welche wir damals mit einander geſprochen hatten. „Wollen Sie ſich denn aus der großen Gefahr, worin Sie ſich befinden, nicht zu retten ſuchen?“ fragte er weiter. Ich glaubte mit meiner Antwort etwas zögern zu müſſen; endlich ſagte ich: „Wenn ich nur irgendwo die Möglichkeit des Gelingens abſehen konnte, ich würde ſie nicht unbenutzt laſſen; ſollte ſich mir aber eine Gelegenheit zum Entfliehen darbieten, ſo würde Keiner raſcher zugreifen als ich.“ Der Mann verſtand meine Worte, und entgegnete: „Ich kann Ihnen hier keine Gelegenheit geben, ja Ihnen vor Allen, die dort in der Stube ſind, am allerwenigſten; denn die Gensdarmen haben Sie uns vorzüglich auf die Seele gebun-

den, indem ſie ſagten, daß wir Sie keinen Augenblick unbewacht laſſen ſollten. Alſo hier hoffen Sie für Ihre Befreiung nichts!“ Wozu denn dieſe Worte, dieſe Fragen! dachte ich, und ſchwieg. Der Mann nahm wieder das Wort: „Ich glaube, daß Ihre Flucht viel leichter in Heſſen, als hier nach Wunſch gelingen wird: dort ſind zwei Gefängniſſe: kommen ſie in das kleine Gefängniß, ſo ſuchen Sie mit der Einrichtung der Gartenthür ſich bekannt zu machen, und aus dem Gefängniſſe ſelbſt können Sie die Gegend hinter dem Garten ganz überblicken und ſich die beſte Richtung auswählen; ſollte man Sie aber, wider Erwarten, in den Thurm einſperren, ſo iſt das Entfliehen mit mehr Mühe, und ſogar mit Lebensgefahr verbunden; haben Sie jedoch einmal den Boden erreicht, ſo wird Ihnen die Flucht deſto leichter und ſicherer gelingen.“ — „Wie aber aus dem Thurme den Boden erreichen, kann man hinunterſpringen?“ fragte ich. — „Das gewiß nicht,“ antwortete er; „denn wahrſcheinlich wird man Sie, da es Sommer iſt, oben unterbringen, und nicht in dem Erdgeſchoſſe, und Sie werden dann von Ihrem Luftloche bis in den Graben mindeſtens eine Höhe von 60 Fuß herabzuſchweben haben.“ — „Dazu hätte ich alſo ein langes Seil nöthig,“ erwiederte ich. Mein freundlicher Wächter zog mich jetzt auf die Seite, mit den Worten: „Wir werden beobachtet: ziehen Sie Ihre Stiefeln aus und geben Sie ſie mir, treten Sie noch einmal vor die Thür, gähnen Sie, recken Sie ſich oder thun Sie ſonſt was Gleichgiltiges, und hierauf gehen Sie in die Stube zu den Anderen. Knüpfen Sie, wenn es geht, mit dem Schw....gel wieder ein Geſpräch an.“

Ich that, wie er gerathen hatte. Nachdem ich wohl eine halbe Stunde mich mit meiner Gesellschaft unterhalten hatte, trat ich wieder in die Wachtstube und erblickte gleich meinen Freund. Anfangs that er, als wenn er keine Notiz von mir nähme; endlich winkte er mir mit den Augen, daß ich nach einem Fenster in der Stube gehen sollte. Ich that dieß mit allen Manövern der Gleichgiltigkeit, machte auf dem Fensterbrette mit meinen Armen ein Andreaskreuz und legte darauf mein Kinn. Aus dieser Stellung schreckte mich scheinbar wieder mein freundlicher Schuster auf. Er sah mich an, sprach einige nichtssagende Worte, und sagte beiläufig leise: „Nachher dort in der Ecke!“ und laut: „Ich habe Ihre Stiefeln so weit in Ordnung gebracht, wie es in der Eile sich thun ließ.“ Ich zog meine Stiefeln an, ging scheinbar oder auch wirklich gedankenlos auf und ab, und in die Kreuz und Quer. Endlich winkte mein Freund nach einer finsteren Ecke hin; ich ging, wohin ich sollte und wußte, und stellte mich so gleichgiltig, wie irgend möglich. Ich mußte meine Stiefeln noch einmal ausziehen. Mein Freund zeigte auf einen Pack, indem er sagte: „Um den Leib winden!“ und ging mit meinen Stiefeln nach dem Fenster. Ich fand ein langes neues Seil, wickelte es schnell um Brust und Bauch, auch etwas davon um mein linkes Bein, die Oberkleider waren bald wieder übergeworfen, die Beinkleider heraufgezogen und befestigt, und ich trat an meinen Schuster heran, dem ich meine enge und jetzt aufgerissene Weste zeigte. Er sprach: „Da kann ich nicht dienen, und Ihre Stiefeln müssen Sie nun einmal auch so verbrauchen; sie haben ein Paar neue verdient.“ Wir sprachen noch

einige Worte mit einander, er ſagte zu meiner Beruhigung, daß meine Geſtalt ſich wenig verändert hätte, und wünſchte mir von Herzen ein gutes Gelingen.

Schon war die Sonne lange untergegangen, als ich noch einmal in die Wachtſtube trat, und unter dem Vorwande nöthiger Eile in der Nachbarſchaft das Freie ſuchte. Hier traf ich zufällig meinen Freund wieder an, und ich fragte ihn: was ich für die Leine ſchuldig ſey? Er antwortete mir: „So etwas thut man für Geld nicht! Mir wird es leicht, eine Leine wieder zu kaufen! Möge Gott Ihnen gnädig ſeyn!“ und nun wandte er mir den Rücken zu. Ich wankte und taumelte, alle Zeichen der Schläfrigkeit ausdrückend, nach meiner bis zum Erſticken dunſtigen Stube, und warf mich auf mein Strohlager. Daß der Schlaf Anfangs von meinen Augen wich, das läßt ſich wohl denken; lange nach Mitternacht erſt ſchlief ich ein, um bald wieder zu erwachen. Ich wurde nämlich durch ein lautes Gepolter und Geſchrei, deſſen Veranlaſſung ich hier nicht anführen mag, aufgeweckt. Die Ruhe war bald wieder hergeſtellt, und ringsumher war weiter nichts mehr zu hören, als das verſchiedene Athmen, Stöhnen und Seufzen der Niedergeſtreckten. Am frühen Morgen erhob ich mich von meinem Lager. Die multiplicatoriſchen Windungen um meinen Körper hatten ſich, vorzüglich merk- und fühlbar auf der Bruſt, ein wenig geſenkt, und bei ihrem etwas aufgelockerten Zuſtande war eine fernere Senkung noch mehr zu befürchten, dem ich durchaus Einhalt thun mußte. Eine Vorrichtung an meinen Unterbeinkleidern, welche ich mit dem Hoſenträger in Verbindung brachte, ſetzte fernerer Wandelbarkeit genügende Gränzen. Ich

fühlte mich wie galvaniſirt, oder mein Herz war ſo magnetiſirt, ſein poſitiver Pol, ſein Streben war immer nach Heſſen gerichtet. Mit einiger Furcht ſtieg ich auf den Wagen, und hatte alle Mühe anzuwenden, um mich nicht ſelber zu verrathen. Unſere Geſellſchaft hatte ſich um zwei Perſonen vermehrt; wir waren alſo nun unſerer zwölf. Dießmal war uns der wichtige Gensdarm wieder zur Begleitung gegeben. Er ſchien ſich noch immer in der Neuheit ſeines Poſtens zu bewegen: bald war er rechts an unſerem Wagen, bald wieder links, bald ſprengte er einmal bis auf einen Steinwurf weit vorwärts, bald ritt er wieder langſam hinter unſerem Wagen her. Auf die kleinſten Mienen und Bewegungen der Gensdarmen, ſo genau es ſich ohne Verdacht zu erregen thun ließ, richtete ich meine volle Aufmerkſamkeit, und es wollte mir ſcheinen, als wenn ſie vorzüglich mich aufs Korn nahmen, ſo ſehr ich mich auch abmühte, dieſe Beobachtung mir als Irrung darzuſtellen. Der Harz breitete ſich wieder mehr und mehr vor meinen Augen aus, und weit über die wellige Ebene hin in Nordweſten tauchten aus dem bläulichen Rande des Horizontes niedrige Höhen auf.

Wir erreichten bald das Dorf, wo die Gensdarmen aus Halberſtadt und Heſſen ihre Waaren austauſchten. Dießmal trafen wir ziemlich zu gleicher Zeit ein, denn wir konnten den Transport aus Heſſen ſchon deutlich erblicken und erkennen. Wir traten in die Stube, und erhielten hier die Weiſung, uns an und um einen Tiſch zu ſtellen oder zu ſetzen. Solch eine Scheitelung zwiſchen zwei Transporten iſt mir nur hier vorgekommen. Sollte vielleicht einmal ein Gefangener, ſey es nun aus

Ab-

Absicht oder in Zerstreutheit, sich wieder nach dem Orte haben hintransportiren lassen, woher er gekommen war? Weiter konnte ich keinen Grund auffinden. Wir stiegen jetzt auf den Hessischen Wagen. Der bekannte Gensdarm aus Hessen war heute unser Beschützer wieder. Ich hatte ihn schon lange in der Stube gesehn, auch war ich von ihm nicht unbemerkt geblieben; jedoch er näherte sich hier mir nicht, er sprach nicht mit mir. Als ich auf den Wagen stieg, war er dicht bei mir und sagte: „Sie thun ja, als wenn alle Ihre Glieder steif geworden wären; Sie haben wohl ein hartes Nachtlager gehabt?“ — „Ja, wahrhaftig!“ entgegnete ich, „ich hatte kaum einen Strohhalm unter mir.“ Hiermit wurde das Gespräch abgebrochen, und ich habe nie ein Wort wieder mit ihm gewechselt.

Hoch stand noch die Sonne am Himmel, als wir Hessen wieder erreichten. Unser Wagen rollte durch die Straßen des dorfähnlichen Städtchens, vor unserem ehemaligen Gefängnisse vorbei, und blieb endlich vor einem alten großen Gebäude stehen. Wir mußten absteigen, ein Thorweg wurde geöffnet, und wir gelangten über den Flur dieses Hauses auf einen weiten Hof, von dessen gegenüberliegender Seite sich ein hoher Gefängnißthurm erhob. Zwei Mann Bürgergardisten, der eine mit einer Pike, der andere mit einer langen rostigen Flinte bewaffnet, standen vor dem Eingange des Thurm's. Die Thür öffnete sich mit Seufzen und Stöhnen, und wir mußten eintreten. Eine steinerne Treppe führte höher und höher und immer höher, bis wir endlich unser Ziel erreichten. Mir schien es, als wenn uns das höchste Gefängniß im Thurme angewiesen war.

Ein ziemlich großes viereckiges Zimmer nahm uns auf. Nach Süden und nach Osten war in der, eben nicht dicken Mauer ein weites Luftloch angebracht, wodurch leicht ein Mensch kriechen konnte. Nicht lange war ich in diesem Raume gewesen, und ich hatte mich schon vollständig orientirt. Um den Fuß des Thurmes nach Süden, Osten und, wie es mir schien, auch etwas nach Norden war ein ziemlich tiefer trockner Graben gezogen, der an der Außenseite mit einer, kaum über das Straßenpflaster hervorragenden, und hier und da halbverfallenen Mauer umgeben war. Nach Süden hin in den Graben hinabzuschweben, schien nicht rathsam zu seyn: denn gegenüber stand eine Reihe Häuser; ostwärts aber schien über den Graben weiter kein Hinderniß der Flucht entgegenzustehn, und diese Richtung wählte ich zur Ausführung meines Vorhabens. Die Leine bloß von gutmüthigen Leuten halten zu lassen, das schien mir in mehr als einer Hinsicht mißlich und gefährlich zu seyn, auch war ich schon unterwegens von diesem ersten Einfalle abgekommen: desto erfreulicher war mir die Entdeckung, daß sich in der Mauer, dicht über unserem Gypsboden ein Paar starke und feste Krammen befanden. Hieran konnte ich die Leine zur Genüge befestigen. Auch für die Sicherheit der Hände und Beine war ich bedacht gewesen: zwei Paar Strümpfe und zwei Hemden, welche ich stets zur Wechselung mit mir führte, sollten das Einschneiden der dünnen Leine möglichst verhindern. Nun war noch ein Punkt zu regeln, der mir Anfangs nicht wenig Sorge machte: denn ich konnte unmöglich anders entfliehen, als in Mitwissen aller meiner Gefährten. Ich wendete mich in dieser Absicht zu-

erſt an die Schill'ſchen Soldaten. Sie fanden meinen Plan nicht nur ausführbar, ſondern gingen auch ſämmtlich in denſelben ein, ſie wollten auch auf dieſe Art zu entfliehen ſuchen; denn daß ſie kein günſtiges Loos erwartete, das wußten ſie wohl. Nur damit ſtimmten ſie mit mir nicht überein, daß auch die übrigen Gefährten jetzt ſchon unſer Vorhaben erfahren ſollten: „denn erfahren ſie es bei der Ausführung, ſo iſt es noch früh genug," meinte Einer von dieſen.

So vorbereitet, oder vielmehr, nachdem wir ſo die Sache beſprochen hatten, ließen wir den Abend herankommen. Ob wir nun durch wiederholtes Hinab- und Umherſehen die Aufmerkſamkeit unſerer Wächter rege gemacht hatten, oder ob ich in der Wache in Halberſtadt mehr, als ich glaubte, beobachtet und mein Vorhaben verrathen worden war, darüber konnte ich nicht entſcheiden; ſo viel ſah ich in der Nähe und Ferne, in der Höhe und Tiefe aber wohl, daß wir auf eine ausgezeichnete und höchſt auffallende Weiſe, und mit aller Aufmerkſamkeit beobachtet wurden. Auf dem ſchmutzigen Boden, worauf noch die Ueberreſte von einem Dutzend Lagerſtätten liegen geblieben waren, wurde unſer Strohlager eingerichtet. Vor der, vielleicht abſichtlich, weit offen gelaſſenen Thür ſtanden drei, mit Piſtolen und Säbeln bewaffnete Bürgergardiſten, die noch dazu mit ihren Waffen einiges Geklirr machten, wahrſcheinlich, um unſere Aufmerkſamkeit auf ſie zu richten. Bald war für ein Dutzend Menſchen das Bette gemacht, und die Thür wurde wieder verſchloſſen. Alles das, was hier in der Nähe ſich gezeigt hatte, war gar nicht zu befürchten und konnte meinem Vorhaben nur durch einen un-

glücklichen Zufall Hinderniſſe oder die Unmöglichkeit entgegenſtellen. Aber! — aber! — am Fuße des Thurmes, in dem Graben, waren ebenfalls mit Flinten und Säbeln bewaffnete Wachen aufgeſtellt, und in der Finſterniß ſchienen ſich die Wachen noch zu vermehren: alſo alle meine Mühe und Ungemachlichkeit war vergebens geweſen, das Entweichen war hierdurch durchaus unmöglich. Mit Unmuth warf ich mich auf mein Strohlager, und hielt nun Alles für verloren! „Noch iſt der Weg weit,“ ſagte Einer von den Schill'ſchen, „noch giebt's viele Orte, wo wir entfliehen können; wer verzweifelt, hat verloren!“

Ich fing jetzt an, da meine Gefährten mich nicht alle beobachten konnten, mich von meiner langen Bürde zu befreien. In der That, als ich die Laſt abgelegt hatte, konnte ich einmal wieder frei athmen. „Wo ſoll ich nun den Bettel laſſen?“ fragte ich meinem Nachbar. — „Liegen laſſen!“ wurde mir zur Antwort: „wer wird morgen ſagen können, daß Sie oder ein Anderer die Leine hier hat liegen laſſen!“ Ich warf jetzt den langen Strick in eine Ecke mit den Worten: „Da ruhe in Frieden!“ Hierbei fiel mir Claudius ſchönes Lied ein, vorzüglich eine Strophe deſſelben, und bald war ſie auf meine Lage paſſend eingerichtet. Mir iſt der eingefügte Vers entfallen, ich kann ihn alſo hier nicht abſchreiben, und einen neuen Vers mag ich nicht aufſuchen. Ich meine die Strophe: „Allein, allein, allein, allein wie kann der Menſch ſich trügen!. ..... und ließ den Strick da liegen!“ Ich freute mich über meine Schöpfung und ſtreckte mich wieder auf mein Strohlager.

Alles war ruhig ringsumher, auch unſere benachbar-

ten Wächter ließen ihr Waffengeklirr nur selten mehr erklingen. Ich war noch ganz Ohr, mein Geist konnte keine Ruhe finden, auch hatte ich wohl noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Schon hatte die Thurmuhr Mitternacht angedeutet, und noch hatte der Schlaf meine Augen nicht geschlossen. Leise stand ich auf, legte mich in die Luftlocher, sah in die Mitternacht hinein, und gewahrte auf derselben Stelle die äußeren Wächter, wo ich sie im Zwielichte gesehen hatte. Nun gab ich endlich alle Hoffnung auf, hier war Alles verloren! ich legte mich beruhigter nieder und schlief bald ein. Noch hatte sich die Sonne wenig emporgehoben, als ich wieder erwachte. Mein erstes Geschäft war, in der Umgegend umherzublicken, und das Hauptergebniß davon, ich erblickte meine Wächter auch jetzt noch auf ihren Posten; ich hatte mir also über Saumseligkeit keine Vorwürfe zu machen.

Endlich wurde die Thür unseres Gefängnisses geöffnet, ein Gensdarm trat herein und befahl uns, ihm zu folgen. Auf dem Hofe wurden wir gezählt, und alle Verhältnisse richtig befunden. Ich glaubte noch Etwas rügen zu müssen. Jeder von uns fühlte eine große Veränderung auf seinem Körper, und machte stete Bewegungen, die auf der ganzen gestrigen Tour nicht bemerkt worden waren. Ich sagte zu den Gensdarmen: „Meine Herren, man kann von Ihnen sagen, daß Sie Ihre Gefangenen so aufmerksam bewachen und bewahren lassen, wie das an wenigen Orten geschehen mag: aber ich kann Ihnen dagegen auch den Vorwurf machen, daß Sie auf Reinlichkeit der Gefängnisse durchaus gar nicht sehen, was doch, wie ich recht gut weiß, Ihnen auch

zur Pflicht gemacht werden iſt. Ich habe Unreinlichkeit vor acht Tagen in Ihrem kleinen Gefängniſſe in der Stadt gefunden, und hier im Thurm iſt ſie beinah gar nicht auszuhalten. So viele L.... wie hier im Thurm ſind, finden ſich gewiß nicht in allen anderen Gefängniſſen zwiſchen Braunſchweig und Magdeburg.“ Ein Gensdarm antwortete mir: meine Klagen wären übertrieben; das Ungeziefer ſey nicht ganz zu vertilgen. „Das gebe ich gern zu,“ fuhr ich fort; „aber die gränzenloſe Fülle hier iſt wohl zu vermeiden, dieſe zeugt von Mangel an Reinlichkeit und Ordnung. Betrachten Sie einmal bei hellem Tage dieſe Gefängniſſe, Sie werden ſich von der Wahrheit meiner Ausſage überzeugen; ja die Mauern, wenn ſie Gefühl hätten, würden ſeufzen müſſen.“ Meine Gefährten beſtätigten meine Ausſage. „Wir wollen noch heute nachſehen,“ ſagten unſere Herren Gensdarmen: „ſo geht es, wenn man ſich zu ſehr auf Andere verläßt!“

Wir beſtiegen jetzt den Wagen, welcher uns ohne Aufenthalt nach Braunſchweig bringen ſollte. Ich war in eine Art von Gefühlloſigkeit verfallen, und dachte in der That nicht ernſtlich daran, auf dieſer letzten Tour meinen Wächtern zu entſpringen, oder vielleicht verließ ich mich auch auf mein ſchon bewährtes Glück, und dachte, es wird ſich wohl noch eine beſſere Gelegenheit finden. Die Aſſe lächelte mir zwar freundlich zu, aber ich blickte doch nicht mit der Sehnſucht dahin, wie vor zwölf Tagen.

Wir erreichten, ohne Sonderliches geſehn und erlebt zu haben, das Dorf Witmar wieder. Beide Züge, aus Braunſchweig wie aus Heſſen, langten zu gleicher

Zeit an, und wir traten, über zwanzig Mann ſtark, in die Gaſtſtube des daſigen Kruges. Alle gingen wir hinein, ob Magdeburger oder Braunſchweiger, gleichviel, bunt durcheinander, ließen uns von dem Krüger verabreichen, was wir bezahlen konnten, und Allen, wie es ſchien, ſchmeckte die Koſt in Witmar recht gut. Manche von uns hatten ihr Frühſtück ſchon genoſſen, und gingen in der Stube auf und ab, Andere waren noch bei fleißiger Arbeit, als ein alter Mann im reinſten Silberhaar, Furcht und Schrecken in den Mienen, in die Stube trat, und, wie ganz athemlos, die Worte ausſtieß: „Da läuft er hin! auf dem Felde läuft Einer!“ Augenblicklich griffen die Gensdarmen nach ihren Säbeln, als wenn es gleich an Ort und Stelle etwas abzuſchlachten gäbe, eilten aus der Stube auf den Hof, und wir ihnen nach. Wir erblickten von der Mitte des Hofes den Entlaufenden, als er wohl die Hälfte der Strecke zwiſchen dem Dorfe und der Aſſe bereits zurückgelegt hatte. Zwei Gensdarmen, der eine aus Heſſen, der andere aus Braunſchweig, ſchwangen ſich aufs Pferd, ſprengten von dem Hofe auf die Straße, der Eine rechts, der Andere links um das Dorf galloppirend, und flogen dem Fliehenden nach. Wir Zurückgebliebenen wurden unter hundert Donnerwettern eilig in die Stube gejagt. Ich hatte mich an ein Fenſter geſtellt, von wo aus ich die ganze Feldmark bis zur Aſſe deutlich überblicken konnte. Bald kamen die nacheilenden Gensdarmen hinter den Zäunen hervor, und eilten in vollem Carrière der Aſſe zu. Faſt in demſelben Momente, als ich die Gensdarmen hinter den Gärten wieder erblickte, fiel der Fliehende und einige Augenblicke war er unſichtbar. Mir drang's

durch Mark und Bein! Immer näher kamen ihm die Gensdarmen; schon hatten sie mehr als die Hälfte des Weges durchstürmt, immer näher drangen sie auf den Fliehenden ein, und — auf einmal verschwand er: die Asse hatte ihn in ihr weites Reich aufgenommen. Auch den Augen der Gensdarmen mußte er sich entzogen haben; aber dennoch sprengten seine Feinde bis nach dem Walde. Hier schwang sich Einer aus dem Sattel, ging in den Wald, und auch er verschwand. Als der Enteilende den Wald erreicht hatte, athmete die ganze Gesellschaft mehrmal tief auf, um das Versäumte nachzuholen: denn Keiner wollte die Flucht auch nicht einmal durch menschlichen Athem stören, so aufmerksam war Jeder, so lebhaftes Mitgefühl beseelte Jeden.

Nach Verlauf etwa einer Viertelstunde kam der Gensdarm wieder aus dem Walde hervor. Beide schienen eine Zeitlang zu überlegen, was nun zu thun sey? denn der Gensdarm stand noch eine Weile neben dem Pferde des Anderen und gestikulirte sehr lebhaft. Da aber ihr Hin- und Herſinnen zu keinem günstigen Resultate führen wollte, so wurde das ledige Pferd langsam wieder bestiegen, und beide Strickreiter schritten oder trabten dem Dorfe zu.

Feuer und Flammen sprühten sie, als sie die Gaststube wieder betraten; sie stampften mit ihren Dragonerstiefeln, daß die Fenster klirrten, zogen die Säbel, schwangen sie, wie unsinnig, zischend durch die Luft, hieben mit ihnen auf Tisch und Bänke, und geberdeten sich überhaupt wie unbändig. Jetzt wendeten sie sich wiederum an den Alten und machten ihm Vorwürfe, daß er nicht früher Nachricht gegeben hätte. Dieser ent-

schuldigte sich, daß er den Fliehenden nicht früher bemerkt, und daher nicht früher hätte Lärm machen können. „Eh!“ schrie ein Gensdarm, „das sind nur leere Ausflüchte!“ Darüber fühlte sich der Greis beleidigt, und sagte: „Habe ich denn den Mann zu transportiren gehabt oder Sie? ist er mir entflohen oder Ihnen? Warum haben Sie nicht selbst aufgepaßt? Das war Ihre Pflicht und nicht die meinige! Ich glaube Dank von Ihnen verdient zu haben, und erhalte Vorwürfe! I, da kann ja meinethalben die ganze Welt davonlaufen!“ — „Wie groß ist der Wald?“ fragte ein Gensdarm aus Braunschweig in gebrochenem Deutsch. „Wir müssen mehre Dörfer aufbieten, den Wald umstellen, und wir werden den Hund wieder attrapiren.“ — „Da können wir ganz Braunschweig mit zu Hülfe nehmen, und wir haben noch nicht Menschen genug,“ entgegnete ein Anderer. Also der Mann war entlaufen, und glücklich davon gekommen.

Noch wußten die vier Gensdarmen nicht, wem ein Gefangener entlaufen war; ja es schien selbst, als wenn sie Anfangs noch darin Trost suchten, ob überhaupt von unserer Doppelgesellschaft Jemand entflohen sey; denn wir mußten uns in Reih und Glied stellen, wir wurden gezählt, und — von dem Hessischen Transporte fanden sich elf Mann. Jetzt wurden die Namen verlesen, und es ergab sich, daß ein gefangener Schill'scher Soldat, aus Helmstädt gebürtig, entflohen war. Wer hatte nun die Flucht zu verantworten? Die Hessischen Gensdarmen sagten, sie hätten uns glücklich bis dahin gebracht, wohin sie uns bringen sollten, sie hätten also nichts zu verantworten; die Braunschweigischen behaup-

teten daſſelbe, und fügten noch hinzu, daß ſie den Transport von Heſſen noch nicht förmlich empfangen hätten. So ſetzten ſie dieſes Hin- und Herſprechen noch eine Weile fort, und es reſultirte daraus weiter nichts, als ſie maßten alle viere die Schuld theilen.

Daß der Greis den Enteilenden ſchon früher bemerkt haben mochte, was ich Anfangs nicht glauben wollte, ſchien mir immer klarer zu werden, beſonders da ich ihn vorher, ehe er ſeine Entdeckung kund machte, ſchon auf dem Hofe bemerkt hatte; und als Hauptbeweggrund zu ſeiner Verrätherei konnte ich wohl den Umſtand gelten laſſen, daß, wenn er ſeine Beobachtung nicht bekannt gemacht hätte, ſein ganzes Gehöfte einer ſtrengen Unterſuchung und Durchſuchung unterworfen worden wäre. So war der Entflohene in dem fernen Walde in Sicherheit und beſtimmt nicht in den Räumen des Kruggehöftes. Wahrſcheinlich hatte der Alte, dem ſchon Mehre von uns das Prädikat „verfluchter" angeheftet hatten, in ſtiller Beobachtung den Fliehenden ſo lange laufen laſſen, bis er glaubte, daß die Gensdarmen ihn nicht wieder einholen würden, und ſo war mithin Beiden geholfen. Der entflohene Schillianer hatte, ſelbſt mit ſeinen engeren Kameraden, immer nur wenig geſprochen, er war ſehr ſtill und in ſich gekehrt, und ſich ſelbſt genug.

Jetzt erſt erwachte ich wieder aus meiner Gleichgiltigkeit, aus meinem Schlafe; jetzt war es aber zu ſpät. Von hier bis Braunſchweig war keine Gelegenheit zum Entfliehen mehr anzutreffen. Wir hatten die Strecke bald zurückgelegt, und traten in das, mir ſchon zur Genüge bekannte Militairgefängniß. Hier wurden wir,

nachdem die Doppelthür wieder verſchloſſen war, durch ein allgemeines Ständchen empfangen, und mir wurde, als altem Bekannten, die Ehre zu Theil, noch beſonders begrüßt zu werden. Das Erſte, worüber ich Auskunft und Nachricht zu beziehen ſuchte, betraf das ſechste Regiment. Alles, was man mir innerhalb des Gefängniſſes zu ſagen im Stande war, widerſprach ſich ſchnurſtracks: das Regiment war in Braunſchweig, das Regiment war nicht in Braunſchweig. Schon hierin fand ich einigen Troſt, zumal da zwei Mann vom ſechsten Regimente in demſelben Gefängniſſe ſaßen, welche behaupteten, gehört zu haben, daß das Regiment nach Kaſſel ausmarſchiren ſollte, und vermutheten, daß es wohl ſchon auf dem Marſche dahin ſich befinden möchte. Wenn der liebe Gott, dachte ich, ſo doch die Sache möchte gefügt haben!

In dem Perſonale war während meiner Abweſenheit manche Veränderung vorgekommen. Viele ſah ich nicht mehr, Viele hatte ich noch nicht geſehen. Die Kugelſchlepper, welche bei meiner Abreiſe nach Magdeburg, ich weiß nicht, gefürchtet oder gehofft hatten, bald auch einmal wieder friſche Luft ſchöpfen zu können, traf ich wieder an. Um Einige vom Schill'ſchen Corps hatte unter Anderen die Geſellſchaft zugenommen. Zwei Deſerteurs waren vor einigen Tagen erſchoſſen worden.

Ich hatte, wenn ich auch nichts Angenehmes melden konnte, mir vorgenommen, gleich bei meiner Ankunft in Braunſchweig nach Hauſe zu ſchreiben. Nachdem ich unter den Inhabern des Gefängniſſes nach Form und Gebrauch wieder eingebürgert, und nachdem mir meine alte Schlafſtatt wieder angewieſen war, welche ein Anderer wäh-

rend meiner Abweſenheit eingenommen hatte, aber jetzt durchaus wieder verlaſſen mußte, wickelte ich meine Wäſche, zwei Paar Strümpfe und zwei Hemden ein, ging an die Thür, machte ein bekanntes hörbares Zeichen, und die Thür bewegte ſich ſchwerfällig in ihren Angeln auf. Ich trat in die Wohnung des freundlichen Inſpektors, grüßte ihn und die Seinigen ſo freundlich ich konnte, übergab meine Wäſche mit der Bitte, dieſelbe, wenn es ſich irgend thun ließe, noch bis morgen reinigen zu laſſen, was mir verſprochen wurde. Dann bat ich um Papier, Feder und Dinte, ſchrieb meiner lieben Mutter, was ich zu ihrem Troſte ſchreiben konnte und durfte: denn alle Briefe, welche von uns etwa geſchrieben wurden, mußten vor ihrer Abſendung dem Inſpektor zur Durchſicht vorgelegt werden. Ich hatte unter andern geſchrieben, daß Einige von den Meinigen, wenn Zeit und Umſtände es erlauben ſollten, mich beſuchen möchten; indem ich hinzufügte, daß ich hier wohl einige Zeit verweilen würde, ſo daß die, etwa zu meinem Beſuche hierher Kommenden, mich wahrſcheinlich nicht verfehlen würden. Nachdem dieſes Geſchäft abgemacht war, ließ ich für meinen kranken Magen verſchiedene Stärkungsmittel herbeiholen. Während des Eſſens erkundigte ich mich nach Neuigkeiten, die in der Nähe und Ferne vorgekommen ſeyn möchten. Ich erfuhr von dem Inſpektor, daß die Oeſtreicher ſich näherten, und vielleicht uns bald einen Beſuch machen würden. Ich bezweifelte natürlich dieſe Nachricht, wenn ich auch im Herzen für die Oeſtreicher den lieben Gott um ſeinen Schutz bat. (Vier Wochen ſpäter hätte ich den Herrn Inſpektor eben ſo gut, wie er mich in Braunſchweig umherführen kön-

nen.) Durch einen weiten Umweg leitete ich die Unterhaltung endlich auf das sechste westphälische Infanterie-Regiment. „Liegt es hier wirklich in Garnison?“ fragte ich. — „Nein!“ war die Antwort. „Ein paar Tage nachher, als Sie von hier nach Magdeburg transportirt wurden, rückte es hier ein, hatte den folgenden Tag Ruhetag, und an dem Tage darauf setzte es schon wieder seinen Marsch nach Kassel weiter fort. Nur zwei oder höchstens drei Compagnieen von diesem Regimente sind hier in der Stadt zurückgeblieben, warum weiß ich nicht.“ Ich empfahl mich und trat wieder in meine muntere Gesellschaft ein.

Mein Barometer war durch die erhaltene Nachricht bedeutend gestiegen. Wenn es doch so bald nicht wieder zurückkehren möchte, dieses für mich sehr furchtbare Regiment! Der alte Gott lebt noch! dachte ich, und verließ mich auf ihn. Noch an diesem Abend machte ich Bekanntschaft mit einem Gefangenen, der unter Schill gedient und in Stralsund gefangen genommen war. Wir wurden bald mit einander bekannt und vertraut, weil sich hier in der That das Herz zum Herzen gefunden hatte. Des Morgens früh und Abends spat waren wir beisammen, schwelgten in frohen Erinnerungen und Hoffnungen in der glücklichen Heimath, und fühlten uns manchmal so seelenfroh, als wenn wir wirklich schon da wieder wandelten, wohin unser Herz sich mächtig sehnte. Er war der Sohn eines Predigers in der Nachbarschaft von Magdeburg. Sein alter Vater, wiewohl acht preußisch gesinnt, hätte ihm doch viele Vorstellungen gemacht, seinem Hange und Drange nicht zu folgen; aber eine unbesiegbare stürmische Forderung seines Herzens hatte

ihn dennoch nach den Schill'ſchen Schaaren getrieben, um je eher deſto lieber gegen die Franzoſen nach deſſen Kräften kämpfen zu können. Er hätte ſich weinend aus den Armen von Vater, Braut und Geſchwiſter geriſſen, und wäre der Richtung nachgeeilt, in welcher er Schill vermuthet und geheißt, und worin er ihn auch gefunden hätte. Nichts quälte ihn jetzt mehr, als der lange Aufenthalt in den Gefängniſſen; er wünſchte endlich einmal begnadigt, endlich einmal wieder frei zu ſeyn und in die Arme ſeiner Lieben fliegen zu können. Jedesmal, wenn ungewöhnlich und unvermuthet die Thür geöffnet wurde, ſo glaubte er, es geſchähe ſeinetwegen, und man würde ihm die ſo lange und heiß erſehnte Begnadigung endlich einmal bekannt machen. Eines Morgens gingen wir Arm in Arm in dem Gefängniſſe auf und ab, und als endlich das bekannte und immer daſſelbe Kapitel wieder beſprochen und durchgeſprochen war, begann er das Lied: „Wenn mein Pitſchen dampft und glüht ꝛc.," und ich ſtimmte froh mit ein. Plötzlich erblickten wir die geöffnete Thür, ein unbekannter Mann, mit einem Pack Acten in der Hand, trat herein und verlas einige Namen, darunter auch den meines lieben Freundes. „Ach lieber Gott!" ſagte er, „nun erhalte ich meine Freiheit! Ich muß eilen." Er umarmte, küßte mich, und vor Freude glühend, kaum noch die Worte ausſprechend: „Lebe wohl! Ich wünſche, daß Du bald auch ſo glücklich werden mögeſt, wie ich!" eilte er der Thür zu.

Noch war keine Viertelſtunde verſtrichen, als die Thür abermals geöffnet wurde, und die auf kurze Zeit entfernt Geweſenen wieder eintraten. Mit Centnerlaſt fiel mir ihr Anblick auf die Seele. Mein Freund er-

drückte mich, warf ſich weinend um meinen Hals, mit den Worten: „Morgen werde ich erſchoſſen!“

Es wurden in dem Gefängniſſe zwei kleine Thüren geöffnet, welche ich vorher kaum bemerkt hatte, die vier (oder fünf) Schill'ſchen Soldaten hineingeführt, und dann wurde, als wenn nichts geſchehen ſey, Alles wieder in den vorigen Stand geſetzt. So viele rohe Geſellen ſich unter uns befanden, ſo war hier doch das Mitgefühl allgemein: Alle waren wie niedergedonnert, kein Laut ließ ſich hören; wurde auch endlich wieder geſprochen, ſo vernahm man doch weiter nichts, als Jammer und Wehklagen über die armen Schillianer. Die Delinquenten waren ruhig, nur hin und wieder vernahm man ein dumpfes tiefes Stöhnen. Gegen Mittag wurde die Gefängnißthür wieder geöffnet, der Inſpektor trat mit zwei Mann Wache herein, brachte einen, wie es ſchien, zornigen Mann mit gewaltig großem Schnurbarte, und führte ihn ohne Weiteres in den Delinquentenraum. Auch dieſer hatte unter Schill gedient. Mir war die Luſt zum Eſſen und Trinken vergangen, ich aß weder am Mittage, noch zu Abend, und legte mich endlich auf meine Pritſche. So ſtill, ruhig und ſittſam mag hier wohl ſelten ein Nachmittag vergangen ſeyn! Der Schlaf wollte meine Augen nicht ſchließen, ich war immer bei meinem Freunde, jeder Laut, den ich zu hören glaubte, kam aus ſeinem Munde, und doch war Alles ſtill! In der Nacht hörte ich oft ein tief ergreifendes Stöhnen: meine Augen wurden nicht thränenleer! Lauter ertönten die Klagen, als der Morgen heller wurde, deutlich vernehmbar war Seufzen und Schluchzen. Endlich wurde, früher als gewöhnlich, die Thür geöffnet, zwölf Mann

Soldaten in voller Rüſtung traten herein, die kleinen Thüren wurden geöffnet und die Delinquenten herausgeführet. Wie ganz anders hatte ſich das Geſicht Aller geſtaltet! Kaum noch erkannte ich meinen Freund mehr! Gebückt ſchlich er vor mir vorbei! Anreden mochte, konnte ich ihn nicht: mein Herz war wie zerriſſen! Ich war von dieſem Verfalle ſo ergriffen, daß ich nicht beachtet hatte, wie viele von uns zur Schlachtbank geführt wurden: nur meinen Freund ſah ich, und auf die Anderen achtete ich weniger, daher iſt auch er mit unauslöſchbaren Zügen in meine Phantaſie gegraben, von den Letzteren weiß ich nicht einmal beſtimmt anzugeben, ob man aus unſerem Gefängniſſe fünf oder ſechs oder ſieben zum Tode ſchleppte. Außer den, aus unſerem Gefängniſſe Geführten, wurden damals noch Mehre erſchoſſen. Sie ſind es, denen die braven und dankbaren Braunſchweiger nachmals ein hübſches Monument errichteten, worunter jetzt ebenfalls das Heldenhaupt des Anführers Schill ruht.

War es recht, daß man hier Deutſchlands Heldenſöhne abſchlachtete? Ja! Nein! Du lieber Gott! ſchwerlich haben Deine Menſchenkinder jemals ein bunteres und vieldeutigeres Ding aufgeſtellt, als das iſt, was ſie Recht nennen! Hier bewundern ſie den großen Mann, den Mann des Vaterlandes, den Held; dort iſt er verhaßt, verfolgt, man ſchlachtet ihn wie einen gemeinen Mörder ab!

Bald kehrte in unſerem Raume die Heiterkeit und Fröhlichkeit wieder zurück. Eines Tages traten zwei weſtphäliſche Soldaten in unſer Gefängniß, um zwei Gefangene zu beſuchen oder aufzuſuchen: der Eine ſuchte

ſeinen

ſeinen Bruder, welchen er nicht fand, der Andere mich. Dieſer erkannte mich gleich, wiewohl ich mich nicht erinnerte, ihn je geſehn zu haben, erkundigte ſich nach meinem Befinden und ſagte, er hätte doch gar zu gern mich noch einmal ſehen wollen, denn morgen würden ſie wahrſcheinlich, als die Lezten des Regiments, auch ausrücken und, wie das Geſpräch ginge, nach Kaſſel marſchiren, daher hätte er heute ſich die Freiheit genommen, mich zu beſuchen u. dgl. mehr. Ich dankte ihm für ſeinen freundlichen Beſuch, wie für ſeine Nachricht. „Ich muß Ihnen doch noch etwas ſagen," fuhr er wieder fort: „Vor einigen Tagen wurden uns die Namen von den Deſerteurs vorgeleſen, welche erſchoſſen werden ſollen, und darunter hörte ich mit Schrecken auch Ihren Namen. Leben Sie recht wohl!" Jezt entfernte er ſich plözlich, ohne daß ich auch nur noch eine Frage an ihn richten konnte. Durch dieſe Nachricht hatte ich in der Hauptſache wenig mehr erfahren, als ich ſchon wußte; nur das war noch nicht zu meinen Ohren gekommen, daß meine Hinrichtung auch ſchon dem Regimente vorgeleſen worden ſey. Das Wichtigſte und Erfreulichſte war mir natürlich die Nachricht, daß das ganze Regiment nach Kaſſel verlegt worden: denn nun konnte man beſtimmt erwarten, daß auch ich bald dem Regimente nachgeführt werden würde, und für dieſen Fall nahm ich mir feſt vor, auf der erſten geeigneten Stelle zu entfliehen, und ſollte auch endlich auf freiem Felde der Verſuch gemacht werden.

Eines Morgens war ich in der Stube des Inſpektors und trank Kaffee. Es klingelte. Eine Dame hatte ſich angemeldet, meinen Namen und den Wunſch ausgeſprochen, mich ſprechen zu dürfen. Ich errieth gleich

den Namen der Dame, ging ihr entgegen, und hatte mich nicht geirrt: es war Auguſte. Sie flog mir um den Hals. Ich erwiederte freilich ihre Zärtlichkeit; aber ich fühlte jetzt es recht, daß in meinem Herzen mehr, als Liebe zu dem weiblichen Geſchlechte wohnte; kurz ich konnte nicht aus vollem Herzen zärtlich ſeyn. Vielleicht war es auch noch irgend eine Spur von Groll gegen ſie: denn ich hatte es noch immer nicht ganz vergeſſen, daß ich durch ihre Plauderhaftigkeit vorzüglich in meine trübſelige Lage verſetzt worden war, und konnte daher für ihren jetzigen Beweis von Liebe nicht ſo empfänglich ſeyn, als ich es in der That wohl gewünſcht hätte. Von allem dem, was wir in zwei Stunden mit einander ſprachen, iſt mir auch nichts im Gedächtniſſe zurückgeblieben. Sie brachte mir von Vielen aus Hildesheim und von Himmelsthür Grüße und Wünſche, auch mehre Briefe. Ich führte ſie, mit Erlaubniß des Inſpektors und in Beiſeyn deſſelben, in mein Gefängniß, zeigte und ſagte ihr, was zu zeigen und zu ſagen war, vergaß auch das Delinquentenzimmer nicht, und dann traten wir wieder in die Stube des Inſpektors. Beim Weggehen ſagte ich ihr noch, daß meine Kaſſe ſehr abgenommen hätte, und daß ich dem Ende derſelben mit ängſtlichem Blicke entgegen ſähe. Ich erhielt hierauf die Nachricht, daß mein Onkel, wie ſie gehört hätte, in einigen Tagen mich beſuchen, und dann wahrſcheinlich auch Geld mitbringen würde. Mit Thränen in den Augen nahmen wir von einander Abſchied. Erſt nach vier Jahren ſah ich ſie wieder.

Am Nachmittage deſſelben Tages führte der Inſpektor noch ein Frauenzimmer in unſer Gefängniß: es

war die Frau eines mir wohlbekannten Gefangenen, mit dem ich ſchon viele Worte gewechſelt hatte. Nachdem die Leutchen eine geraume Zeit mit einander geſprochen hatten, fragte der Mann den Inſpektor, ob er wohl erlauben wollte, daß ſeine Frau die folgende Nacht im Gefängniſſe bleiben dürfte. Der Inſpektor hatte nichts dagegen. Ich ſtellte dem Aufſeher die Gefahr vor, welche der nächtliche Aufenthalt eines Frauenzimmers verurſachen könnte; er meinte jedoch, es wäre die Frau des Mannes und noch dazu ſey ſie hoch ſchwanger, ſo daß er dabei gar keine Gefahr ſähe. Meinetwegen, dachte ich, mögt ihr thun, was ihr wollt, und legte mich auf mein hartes Bette. Ich ſchlief bald ein. Plötzlich wurde ich von einem lauten Geſchrei erweckt, ich hörte ein furchtbares Gepolter, Hülfegeſchrei, und der ganze Raum war finſter. Man hatte außerhalb, theils von der Hofſeite, theils von der Wache aus, ſchon das Treiben in unſerem Raume vernommen, denn überall hörte ich ungewöhnliche Bewegungen. Jetzt knarrte die äußere Thür unſeres Gefängniſſes, wie durch einen Zauberſchlag war die Lampe wieder angezündet; die Frau lag mitten in der Stube, die innere Thür wurde geöffnet, und zwölf Mann Wache traten ein. Alle dieſe ſtießen mit Gewalt ihre Gewehre auf den Boden, um uns Furcht einzujagen. Keiner wußte, wer der Ruheſtörer geweſen ſey. Die Frau wurde aus dem Gefängniſſe gebracht, und die nächtliche Ruhe und Stille war wieder hergeſtellt.

Zwei Tage waren wiederum verſtrichen, ohne daß ſich etwas Außergewöhnliches ereignet hatte. Schon fing ich an mißmuthig zu werden und dem Zweifel Raum zu geben, ob ich jemals dieſes Gefängniß, als unmittelbar

vor meinem Tode, verlaſſen würde. Beim Abendbrode ſuchte ich geſprächsweiſe von dem Inſpektor einige Gewißheit oder doch einige Hoffnung über meine Verhältniſſe einzuziehen, und zu meiner Freude vernahm ich, daß morgen ein bedeutender Transport Gefangener, wahrſcheinlich nach Kaſſel, von hier abgehen würde. Auf meine Frage, ob auch ich bei dem Transporte ſeyn würde? wurde mir nur eine ausweichende Antwort, die aber dennoch zur Erheiterung meines Gemüthes nicht wenig beitrug, da ich ſo gut oder noch mehr als jeder Andere befürchten oder vielmehr hoffen mußte, bald dahin transportirt zu werden, wohin ſich mein Regiment gewendet hatte. Nach dem Eſſen blieb ich noch eine Weile in der Stube des Inſpektors. Die Klingel wurde gezogen, die Hausthür aufgemacht, und zu meiner Freude ſehe ich meinen Onkel eintreten. Wer konnte mir jetzt angenehmer ſeyn als er: denn einmal hatte ich ihn recht lieb, und dann und vorzüglich erwartete ich von ihm den Inhalt einer gut gefüllten Börſe. Nach einigem Hin- und Herſprechen, und nach Berichtigung vieler Erkundigungen übergab er mir zehn Thaler, mit dem Bedauern meiner Mutter, daß ſie nicht mehr für mich hatte auftreiben können. Hatte ich auch mehr erwartet, ſo war ich doch froh, daß wenigſtens für die nächſte Zukunft geſorgt ſey, und weiterhin überließ ich dem lieben Gott die Sorge. Nachdem ich auch meinem Onkel mein Gefängniß gezeigt, ihm meine Hoffnung und Abſicht entdeckt, und ihn viele Wünſche und Grüße an die Hildesheimer auf die Seele gebunden hatte, trennten wir uns, und ich wanderte in mein Gefängniß.

Schon hatte das Ende des Tages ſich tief geneigt,

als unſere Thür noch einmal aufging, und über ein Dutzend verſchiedene Geſtalten in unſeren Raum traten. Schmucke bärtige Polen, kräftige Preußen, verzweifelnde Weſtphalen und einiges Lumpenpack ſtanden, in einen Haufen zuſammengedrängt, jetzt unter uns. Ich hatte Gelegenheit, in Beziehung der neuen Geſellſchaft ein Woher? und Wohin? an den Inſpektor zu richten, und erfuhr, daß Alle von Heſſen kämen, und daß die Meiſten von ihnen morgen wieder weiter transportirt würden. Jetzt ſuchte ich mir aus den neu Angekommenen für meine Neigung und für meinen Zweck entſprechende Geſichter aus, und fand mehr, als mir lieb war. Zuerſt wendete ich mich an einen Polen und fragte ihn, wie er denn dazu gekommen wäre, im Weſtphäliſchen in ſolcher Geſellſchaft ſich umherführen zu laſſen? Er antwortete mir in gebrochenem Deutſch, daß mir es nichts nützen könnte, dieſes zu erfahren, auch ſpräche er nicht gern davon; nur das könnte er mir wohl ſagen, daß er wünſchte, je eher deſto lieber, wieder aus den Klauen der Gensdarmen zu kommen. Ich glaubte, auf dieſe Aeußerung ihm auch denſelben Wunſch von meiner Seite ausſprechen zu dürfen, und bald waren wir durch Rede und Gegenrede ſo weit gekommen, daß wir uns verbrüderten, und den Entſchluß faßten, die erſte die beſte Gelegenheit zu benutzen, um der Freiheit entgegen zu laufen, oder, ſollte es nicht anders gehn, uns ihren Beſitz zu erkämpfen. Der Kampf zweier Unbewaffneten gegen zwei oder drei, oder gar vier wohlbewaffnete Gensdarmen wäre aber ein tollkühnes Unternehmen, oder vielmehr gar ein unſinniges geweſen, deſſen Ausgang mit Gewißheit vorherzuſehen war: wir mußten daher ſuchen,

noch mehre von unseren Kameraden ins Complott zu ziehen. Gedacht, gesagt und gethan war hier fast ein Moment: wir öffneten Vieren von den eben Angekommenen unser Herz, und sie waren ganz mit uns übereinstimmend. Es wurde nun mit wenigen Worten festgestellt: Wir steigen in irgend einer nothwendigen Absicht vom Wagen, überfallen gleich alle Sechs einen Gensdarmen, reißen ihn vom Pferde, der Pole schwingt sich auf dasselbe, zieht den Sabel, stürzt dem andern Gensdarmen entgegen, den ich und noch Einer zugleich mit Steinwürfen empfangen, auch dieser wird abgesattelt, wir fordern die übrigen Gefangenen auf, ob sie mit uns gemeinschaftliche Sache machen wollen, binden die Gensdarmen, daß sie uns auf unserer Flucht nicht nacheilen können, und gehen dann hin, wo wir Sicherheit und Freiheit zu finden glauben. „Was weiter noch zu thun nöthig seyn wird, das werden wir an Ort und Stelle bald erfahren!“ Noch war es nicht ganz finster geworden, als wir uns schon Alle innig verbrüdert, und die Schlachtordnung, sey es auch auf Tod und Leben, fest bestimmt hatten. Das Einzige und Wichtigste, was unserem Plane noch entgegentrat, war der Umstand: Bleiben wir auch zusammen? werden wir auch nach einer Richtung hin transportirt werden? Die Hoffnung verschaffte gegen diesen Einwurf einige Beruhigung, und es hieß vor dem Niederlegen: Wenn? dann!

Kaum hatte die Sonne angefangen, unsere Lampe zu verdunkeln und unnütz zu machen, als meine Augen schon dem jungen Tage sich öffneten, in dessen Laufe ich so viel für mein Wohl erwartete. Wenn doch nur das

Glück es wollte, dachte ich, daß ich heute ein Mitglied des großen Transportes werden möchte! Ich hatte keine Ruhe mehr auf meiner Pritsche. Zweifel und Hoffnung kämpften in meinem Geiste mit einander; ich stand auf, als noch Alle in dem weiten Saale in süßem Schlafe lagen, und ging bei meinen schlafenden Mitverbündeten wohl zehnmal langsam auf und ab, ehe Einer von ihnen erwachte und mir Gesellschaft leistete. Endlich war die größte Zahl der Gesellschaft aufgewacht, oder von uns aufgeweckt. Bald hatten die sechs Verbündeten sich wieder zusammengefunden, und wir setzten unser gestriges Gespräch fort. Zu meiner großen Verwunderung, aber auch zu meinem Kummer, mußte ich hören, daß Einer von uns sich des gestrigen Gespräches gar nicht oder doch nur noch dunkel erinnerte. Diesem mußte nun der ganze Plan noch einmal auseinandergesetzt und beigebracht werden; und zu meiner Freude, denn ihm war, wie mir, der Angriff mit Steinen angewiesen worden, hörte er Alles nicht allein mit Aufmerksamkeit und Freude an, sondern er versprach auch, den ihm übertragenen Posten recht gern zu übernehmen, und Sorge zu tragen, seiner Waffe Wirkung zu verschaffen.

Endlich kam die lang ersehnte Stunde heran, unsere Thür wurde geöffnet, der Inspektor, in Begleitung zweier Gensdarmen, trat in die Mitte des Gefängnisses, nahm aus seinem großen Buche einen Zettel heraus, las uns 24 Namen vor, und befahl, daß die Aufgerufenen hinaustreten sollten. Vor Freude hatte ich weinen mögen, als ich auch meinen Namen nennen hörte. Ich ging, wohin ich mußte, sah meine Verbündeten folgen, und wir stellten uns auf den Hof, wo wir zwei Wagen

fanden, welche zu unſerer Aufnahme bereit ſtanden. „Wir bleiben zuſammen,“ ſagte leiſe der Pole, und kaum hatte er dieſe Worte geſagt, ſo ſtanden wir auch ſchon auf dem letzten Wagen beiſammen und gegenüber. Ich ſprang noch einmal vom Wagen, ging in die Wohnung des Inſpektors, nahm von ihm und den Seinigen Abſchied, dankte für die viele von ihnen genoſſene Gute, und empfahl mich ihrer ferneren Freundſchaft und Liebe. Durch Winke und leiſe wörtliche Andeutungen war es bald unter uns ausgemacht, daß Keiner von unſerer Abſicht irgend Etwas verlauten laſſen ſollte. Nachdem noch einmal unſer Namenverzeichniß verleſen, und der Beſtand richtig befunden worden war, ſetzte ſich der Zug langſam in Bewegung, der eine Wagen voran, der unſere hinterher, faſt nach derſelben Richtung hin, woher wir gekommen, nur mit dem Unterſchiede, daß wir uns jetzt auf dem linken Ufer der Ocker befanden. Unſere Begleitung machte alle Hoffnung zu Schanden: denn neben dem vorderen Wagen ritten zwei Gensdarmen, und unſerem Wagen wurde die Ehre zu Theil, ſelbſt von vieren begleitet zu werden. So mochten wir wohl bis Wolfenbüttel gegenüber gefahren und begleitet worden ſeyn, als zwei Gensdarmen einen Seitenweg links einſchlugen, und wahrſcheinlich in Wolfenbüttel oder deſſen Nachbarſchaft einen Beſuch zu machen hatten. Von vier Strickreitern begleitet näherten wir uns nun mehr und mehr unſerer Beſtimmung, und erreichten gegen 6 Uhr Nachmittags das Städtchen Salzgitter, auch wohl Salzliebenhall genannt. Auf dem ganzen Wege war von Erlaufen und Erkämpfen nicht das geringſte Wörtchen geſprochen, auch kaum im Ernſt daran gedacht worden:

denn einmal zeigte ſich keine Stelle und Richtung, wo das Unternehmen mit Glück begonnen und verfolgt werden konnte, und zum anderen waren vier Bewaffnete gegen ſechs Unbewaffnete, und dieſes Mißverhältniß ſtand nicht in unſerem Plane. Wir kamen daher ruhig, und ſcheinbar froh und guter Dinge in Salzgitter an. Unſere Gensdarmen wurden hier von ihren Collegen, welche jene ſchon erwarteten, freundlich begrüßt und empfangen, übergaben uns mit der frohen Aeußerung, daß auf dem ganzen Wege nichts Störendes und Verdächtiges vorgefallen und bemerkt worden ſey, unſerem fernern Schickſale, nahmen dann recht freundlich Abſchied von uns, und wünſchten uns, ſonderbar genug, alles Glück auf die Reiſe und für die Zukunft. So Gott will! dachte ich, wird die Reiſe wohl hier ihr Ende erreicht haben!

Nun berathſchlagten unſere jetzigen Machthaber, ob wir in ein Gefängniß gebracht, oder in zwei vertheilt werden ſollten. Ich ſtand in ihrer Nähe, that, als wenn ich auf ganz etwas Anderes meine Aufmerkſamkeit gerichtet hätte, und konnte, wenn ich auch nicht Alles verſtand, doch den Inhalt ihres Geſpräches zuſammenbringen und errathen. Wir mußten uns vor einem kleinen Hauſe, deſſen Fenſter mit parallelen eiſernen Stangen wohl beſchützt waren, in Reihe und Glied aufſtellen, unſer Namenverzeichniß wurde entfaltet, mehre noch andere Papiere wurden mit vieler Wichtigkeit aufmerkſam überblickt, bald ſahen die Herren Dieſen von uns, bald Jenen an, riefen auch mehre Namen auf, ſcheitelten unſere Reihe endlich in zwei ungleiche Theile, und die Abtheilung, der ich zugewieſen wurde, mußte in das erwähnte Haus eintreten. Wir wurden eine

kleine Treppe hinaufgeführt und in ein sehr kleines halbdunkeles Zimmer gewiesen. Mann an Mann standen wir da eine ganze Weile, Keiner von uns sprach ein Wörtchen, denn Jeder war in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Endlich öffnete ein Gensdarm eine kleine Thür, und wir erblickten eine geräumige helle Stube, welche uns zur Wohnung angewiesen wurde. Ringsherum waren, wie in Bauernschenken, Bänke angebracht, zwei lange Tische rechts und links aufgestellt, auch fehlte es in unserer neuen Wohnung nicht an Stühlen. Eine Thür, der ersten gegenüber, ließ uns eine fast eben so geräumige Kammer überblicken, worin unser Strohlager zu unserer Aufnahme schon eingerichtet war, das aber, wie es schien und wie es sich den folgenden Tag auswies, schon mehren Gesellschaften gedient hatte. Wir konnten jetzt mit Muße die Gesellschaft überblicken, und bald wies es sich aus, daß das halbe Dutzend Verbündeter richtig beisammen geblieben war. Wir setzten uns an einen Tisch dicht zusammen, und plauderten Anfangs über verschiedene gleichgiltige Dinge; nach und nach kamen gehaltreichere Worte in das Gespräch, und bald war unser Denken und Sprechen nur auf unsere Flucht, nur auf unsere Freiheit gerichtet. Einige von unserer ganzen Gesellschaft, denen man kein wichtiges Wort anzuvertrauen wagen durfte, hatten zwar ein anderes Quartier erhalten, aber dennoch waren Mehre unter uns geblieben, denen wir ebenfalls kein Vertrauen schenken zu dürfen glaubten; wir mußten daher sehr vorsichtig seyn, nichts von unserer Absicht laut werden lassen, mit wenigen Worten Vieles sagen und zum Schein der Gerechten munter und froh seyn.

Nach einiger Ruhe wanderte ich in unſeren beiden Zimmern auf und ab, trat bald an dieſes, bald an jenes Fenſter, unterſuchte genau jedes ſelbſt und wohin es führte, und fand, daß das Kammerfenſter ſich recht gut zum Entfliehen eignete: denn erſtens waren zwei Stangen vor demſelben unten losgegangen, ſo daß ſie nur noch oben ſchwache Befeſtigung hatten, eine andere dabei ſtehende Stange rüttelte ich kräftig, ſie gab unten nach und ein großes Stück Stein ſprang ab, fiel aufs Dach und rollte auf die Straße, und ferner ragte die Firſte eines kleinen Häuschens oder Schuppens, deſſen Dach ſich nach der Straße hin neigte, ſo weit herauf, daß man ſie mit der Hand vom Fenſter aus erreichen konnte. Dieſe Entdeckung machte mich überaus glücklich, auf dieſem Wege war es leicht und gefahrlos, der Freiheit in die Arme zu fliegen. Ich theilte meinen Freunden dieſe Entdeckung mit, und wurde hierauf nach und nach noch froher geſtimmt, als auch dieſe den kurzen luftigen Weg betrachtet hatten und ganz meiner Meinung waren. Es wurde nun beſchloſſen, daß die Mitternachtsſtunde zur Ausführung gewählt werden ſollte, und, damit wir deſto ſicherer und von Keinem bemerkt unſer Vorhaben ausführen könnten, ſollte die ganze übrige Geſellſchaft und, wenn es ginge, die Wächter mit betrunken gemacht werden und zur beſtimmten Zeit ſich in tiefem Schlafe wiegen. Damit bei nochmaligem vielen Trinken nicht der leiſeſte Argwohn erweckt werden möchte, ſtimmten wir ein Liedchen an, ſangen aus vollen Kehlen, unter vielem Lachen und Scherzen, ſo eindringend, daß wir bald nicht allein unſere Kameraden, ſondern auch ſelbſt Einige von unſeren Wächtern

als Zuhörer verſammelt hatten. In manche Lieder ſtimmten Mehre ein, endlich Alle, oder wer nicht mitſingen konnte, der brummte doch mit. Durch dieſes Leben und Treiben wurde die ganze Geſellſchaft ſo froh geſtimmt, daß von allen Geſichtern Kummer und Sorgen ausgeglättet waren, ſelbſt die freundlichen Geſichter unſerer Wächter bewieſen es, daß auch ihre Ohren und Herzen ſich unſerer Fröhlichkeit geöffnet hatten. „Heiſa, Kameraden! die Kehlen werden trocken, darauf müſſen wir eins trinken!“ rief ich, bat einen von unſeren Wächtern, daß er uns ein Quart Branntwein und einige Gläſer beſorgen möchte. Kaum hatte ich meinen Wunſch ausgeſprochen, ſo war er auch ſchon erfüllt. Nun ſchenkte ich ein, trank zuerſt einen Stutzer hinunter und reichte Jedem von uns ſowohl, wie von den Wächtern ein Glas voll, und — die Flaſche war geleert, ehe die letzten beiden Wächter einen Tropfen erhalten hatten. Natürlich mußte die Flaſche wieder gefüllt werden, und, damit des Schickens und Laufens nicht zu viel werden möchte, ſo ließ ich gleich ein ganzes Stübchen Branntwein holen, zugleich auch einige Brode mitbringen. Jetzt war Vorrath da, es wurde getrunken, gegeſſen, geplaudert, geſungen, geſchrieen, gelärmt; kurz alle unſere Räume waren ganz von Freude voll.

Jedes Stück ſpielt ſeine Zeit, ſo auch unſeres: bald wurden einige Zungen lahm, einige Augen trübe, einige Beine ungehorſam, hier ſaß Einer und lallte, dort wankte ein Anderer, auf jener Bank nickte ein Schläfer, auf dieſer hatte ſich ein Anderer hingeſtreckt, und leider auch auf meine Verbündeten war das Glas nicht ohne Wirkung geblieben. Nach und nach wankten Einige

nach der Schlafkammer, Andere wurden auch hingezogen, und kaum hatte die Glocke 10 Uhr angezeigt, als ſchon die Meiſten feſt eingeſchlafen waren. Nur wir Sechs ſaßen noch beiſammen und plauderten. „Es iſt noch Zeit, wir können noch ein paar Stunden ausſchlafen," ſagte leiſe Einer von uns, und dieſe Mahnung gefiel den Anderen ſammt und ſonders, und Jeder legte ſich, ſo gut er konnte, der Länge nach nieder und ſchlief bald ein. Drei hatten ſich, wie die Uebrigen, aufs Stroh, wir anderen Drei auf Bänke hingeſtreckt. Bald ſchliefen alle Gefangenen, auch zwei oder drei Wächter ſchliefen, nur von meinen Augen wich der Schlaf, ſo ſehr ich auch merkte, daß ich ebenfalls des Guten etwas zu viel gethan. Schauerlich langſam rückte die Zeit weiter und weiter, einigemal erhob ich mich, um mich bald auf dieſelbe Stelle wieder hinzuſtrecken, und endlich ertönte vom Kirchthurm herab der Schlag der grauſen Mitternacht. Mein Herz, das aus doppelten Urſachen ſchon heftig das Blut durch meine Adern peitſchte, ſchlug mit jedem Glockenſchlage heftiger, und nicht lange mehr konnte ich auf der Bank bleiben, ich ſtand auf, rüttelte leiſe meine ſchlafenden Kameraden, aber Keiner, Keiner erwachte! Unmuthig eilte ich jetzt nach der Kammer, ſtolperte über die erhabene Schwelle, fiel, und — erwachte am hellen Morgen wieder.

Wie raſend ſprang ich vom Lager auf, lief wüthend in Kammer und Stube hin und her. Kein Zureden meiner Freunde konnte mich in eine andere Stimmung verſetzen, bis endlich ein Thränenſtrom meinem Herzen Erleichterung verſchaffte. „Sie bluten ja," ſagte mir ein Wächter, „Sie haben ſich die ganze Stirn zerſchla-

gen.“ Ich faßte hin, und fühlte eine faſt fingerlange erhabene Strieme. Die Urſache des ganzen Vorganges war leicht aufzufinden: ich war eilig gegangen, über die Schwelle geſtolpert, der Länge nach hingeſtürzt, auf die beſſelten Füße eines Gefangenen gefallen, hatte ſo die Stirn zerquetſcht und zerſchlagen, den Kopf gewaltig erſchüttert, war ohnmächtig liegen geblieben und eingeſchlafen, denn beim Erwachen lag ich noch mit dem Kopfe zwiſchen den Füßen eines, gerade der Thür gegenüber liegenden Kameraden. Die Schuld meines kleinen Unglücks wurde allgemein dem Branntwein aufgebürdet, und — man hatte auch wohl nicht Unrecht.

Aber nicht jedes Unglück iſt in der That immer das, was es zu ſeyn ſcheint, häufig hat es Glück zur Folge, oder es ſtellt ſich doch noch größerem Mißgeſchicke, nicht ſelten ſelbſt dem Verderben entgegen, ſo auch hier. „Sind Sie ſchon unten geweſen?“ fragte mich leiſe der Pole. Ich verneinte ſeine Frage. „Nun dann gehen Sie hinunter, auf dem Hofe werden Sie das Nöthige finden, und bei Gelegenheit betrachten Sie den Flur! Gehen Sie, ſehen Sie!“ Nachdem ich noch einigemal hin- und hergegangen war, hier- und dorthin geblickt hatte, ging ich die Treppe hinunter, und ſah noch ein halbes Dutzend wachthabende Perſonen. Nachdem ich den Grund meines Hierſeyns den Leuten gezeigt hatte, trat ich in die Hausthür und ließ mich mit ihnen über gleichgiltige Dinge in ein Geſpräch ein. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich auch, daß unſer Haus nicht allein das Hauptgefängniß, ſondern auch die Hauptwache des Ortes ſey. Hieraus ging ſchon klar hervor, daß wenigſtens ein Mann immer vor dem Hauſe Wache

hielt. Auch würden die Wachen, beſonders wenn Militairgefangene vorhanden wären, häufig von Gensdarmen beſucht, verſicherte mir eine treuherzige Seele, und der eine müßte den leibhaftigen Teufel im Leibe haben, denn er wäre ihnen faſt die ganze Nacht nicht vom Halſe geblieben. Ich hatte genug und ging wieder nach meiner Stube. Welch ein Glück für mich, daß ich in dieſer Nacht nichts gewagt hatte oder vielmehr zufällig nichts wagen konnte, denn ich wäre meinen Feinden in die Arme geſprungen! „Dieſe Hoffnung iſt wieder hin!“ ſagte ich zu meinem Polen: „Gott ſey Dank, daß ſie ohne Störung entſchwunden iſt! Heute kommen wir dem Fuße des Harzes näher, heute gilt's oder nie! denn haben wir Seeſen erreicht, ſo werden wir ſchwerlich mehr entweichen können, oder nur ein tollkühner Streich kann uns retten! Wagen müſſen wir es heute das Leben! eine, wenn auch bange Ahnung ſagt mir, wir werden gewinnen! Nur das bitte ich noch, Freund, können wir Menſchenblut ſchonen, ſo wollen wir ſo zum Zwecke gelangen, wo nicht, ſo — Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte!“ — „Beim nächſten zuſammenhangenden Walde!“ erwiederte der Pole. Wir thaten jetzt Alle wieder ſo munter und froh, als es irgend die inneren Bewegungen zuließen, und um dieſe Stimmung noch allgemeiner und dauernder zu machen, ließ ich wiederum eine Flaſche Lebensſaft, wie das Zeug da genannt wurde, nebſt einigem Zubiß holen, und dieſe Labung ſchien vollends jeden Kummer und Mißmuth von der Stirn zu winden.

Gegen acht Uhr trat ein Gensdarm in unſer Zimmer, verlas alle unſere Namen und befahl dann, uns reiſefertig zu machen. Ich nahm mein Bündelchen

in die Hand, meine italieniſche Grammatik unter den Arm, wallte mit den Anderen die Treppe hinunter und ſtellte mich vor dem Hauſe auf die Straße hin. Zwei Wagen ſtanden ſchon zu unſerem Empfange bereit. Nachdem wir Sechs uns zuſammengefunden und durch geringe Winke verſtändigt hatten, ſprangen wir auf den hinterſten Wagen, wogegen dießmal die Gensdarmen nichts einzuwenden hatten. Sie ließen die Uebrigen in Reihe und Glied treten, laſen noch einmal laut die Namen, auch die unſrigen vor, und die Fortſetzung der Reiſe konnte begonnen werden. O weh! o weh! nicht zwei, ſondern vier Gensdarmen wurden unſere Begleiter! „Kein Schade!“ ſagte der Pole, als er meine geſtörte Miene ſah, „viel Gefahr, viel Muth, viel Glück!“ Die Hauptſache war hier, Frohſinn und Munterkeit zu zeigen und laut werden zu laſſen, was auch geſchah: denn nicht allein der ganze Inhalt unſeres Wagens wurde muſikaliſch, ſondern auch der vordere Wagen und ſelbſt einige Gensdarmen ſtimmten dann und wann mit in unſere Fröhlichkeit ein.

Eine halbe Meile etwa mochten wir von Salzgitter aus zurückgelegt haben, als plötzlich Halt! geboten wurde. Auf einmal wurde die ganze muntere Geſellſchaft ſtill, die vier Gensdarmen traten zuſammen, unterhielten ſich eine Weile, ſahen einigemal recht auffallend nach unſerem Wagen hin, drückten ſich endlich die Hände, und zwei empfahlen ſich und wünſchten den zurückbleibenden wiederholt eine glückliche Reiſe. Wer war froher als ich! Die Freiheit war ſchon ſo gut wie gewonnen, ein nicht ferner Wald winkte ſchon freundlich Muth zu. Neben jedem Wagen ritt jetzt nur ein Gensdarm.

darm. Der Wald kam näher und näher, aber immer deutlicher wurde es uns zugleich, daß er weder rechts noch links mit den ferneren bedeutenderen Höhen und Wäldern Zusammenhang hatte. Jeder von uns gab durch geringe Winke deutlich genug zu verstehen, daß wir in ihm noch nicht den Ort zum Angriff erreichen würden, und so war es auch. Wir fuhren durch denselben. Rechts und links über einen schmalen Graben in ihn hinein zu eilen oder zu springen, wäre so schwierig nicht gewesen; aber wo dann weiter hin? Wir blieben auf unserem Wagen und sangen in den Wald hinein, statt hinein zu laufen.

Nicht zehn Minuten waren verflossen und wir befanden uns wieder auf freiem Felde. Weiter nach Südwest, noch mehr nach Süden, weniger nach Norden lag vor uns in der Ferne ein weit ausgedehntes Gebirge: hier muß es, hier soll es sein! Kaum hatte ich diesen Gedanken gedacht, so verriethen ihn meine Mienen schon den aufmerksamen Kameraden. Erst gegen Mittag erreichten wir das Dorf Lutter. Hier wurde Halt gemacht, wir mußten vom Wagen steigen und uns in die Gaststube des Wirthshauses begeben. Alle waren wir froh und lustig, und so eindringend und verführerisch, daß selbst die Freude aus den Gesichtern unserer Strickreiter lachte. Wir ließen uns Essen und Trinken geben, hieben tüchtig ein und kippten fleißig, ja ich trank selbst einem unserer Gensdarmen zu, und er wies mein Anerbieten nicht von der Seite. „Wie der Kerl säuft," sagte der Pole zu einem Anderen. „Du, Kamerad, nicht wieder zu viel, wie gestern Abend! langsam, dann bekommt's besser!" Hierauf flüsterte er mir ins Ohr:

„Friſch, friſch, wer weiß, wann es wieder was giebt!“ Ich griff noch nach einem, dicht mit Wurſt belegten Butterbrode, und aß und trank ſo viel, als der Magen nehmen wollte. Hier fiel mir ein Gedanke ein, der ſonderbar genug erſcheinen mochte, aber in der That es nicht war: ich beſtellte eine Satte ſaure Milch. „Aber, mein Herr,“ ſagte der freundliche Wirth, „wird die auf Bier paſſen?“ — „Ja! ja!“ erwiederte ich, „nur her damit, und einige Löffel dazu!“ Bald erſchien, was ich beſtellt hatte. Wir aßen oder ſchienen doch für einen nicht zu aufmerkſamen Beobachter zu eſſen, lobten den Wohlgeſchmack der Plumpermilch recht laut, konnten die angenehme Friſche, welche ſie durch Leib und Seele ergoß, nicht genug rühmen und erheben, und dadurch reizten wir Mehre von uns auf und machten ſie luſtern, auch dieſes Wonnegefühles theilhaftig zu werden. Eine Satte nach der anderen wurde jetzt auf den Tiſch getragen, faſt Jeder von uns aß; ich war geſättigt, oder vielmehr ich hatte faſt gar nichts von der Milch genoſſen. „Das wird nicht gut werden,“ ſagte mein lieber Pole zu mir, „wir werden Noth im Bauche haben!“ — „Das wollen wir auch haben,“ erwiederte ich, „oder wir können ja ſo thun, als wenn wir Bauchſchmerzen hätten, und dadurch Gelegenheit nehmen, ohne Argwohn und Verdacht zu erregen, vom Wagen zu ſteigen.“ — „Gut, auch gut,“ erhielt ich zur Antwort, „gut, recht gut, wir werden ſchon machen!“ Wir ſtanden auf und gingen noch eine Zeitlang in der Stube umher.

Zu meinem nicht geringen Schrecken bemerkte ich, daß die Beine eines meiner Verbündeten, ebendeſſelben, der mit mir das Steinwerfen übernommen hatte, ihre

Dienſte wiederum nicht recht thun wollten. „Kamerad! Kamerad!“ ſagte ich leiſe zu ihm, „Du haſt wieder ein paar Gläſer zu viel genommen, wie wird das werden!?“ Er faßte mich mit beiden Händen auf die Schultern, küßte mich und ſagte ziemlich laut: „Dieſe beiden Strickreiter freſſe ich allein auf, und Ihr könnt mit wäſſrigem Maule zuſehn!“ Ich erſchrak, entfernte mich ſchnell von ihm, lachte laut auf, ging nach meinem Polen, und ſagte ihm die unvorſichtige Aeußerung unſeres Kameraden. Der Pole ging zu dieſem, ſchäkerte mit ihm, drehte ihn ein paarmal tanzend herum, und brachte ihn ſo zu mir ans Fenſter. Wir riethen ihm die äußerſte Vorſicht an, und ermahnten ihn, wenn er ſich ja nicht mäßigen oder verſtellen könnte, lieber ganz und gar zu ſchweigen. Wir richteten bei ihm nicht viel, aber doch ſo viel aus, daß er auf meinen Rath ein Glas Zuckerwaſſer austrank. Dieſes ſchien einige gute Wirkung zu machen.

Wohl eine Stunde hatten wir hier in wirklicher oder doch ſcheinbarer Luſt und Freude zugebracht, als wir wieder unſeren Wagen beſteigen mußten. Jeder nahm ſeinen Platz ein, den er vorhin inne gehabt hatte, und das von Rechtswegen, und mithin mußte Jeder weichen, der in eines Anderen Gerechtſame getreten war. Wir fuhren, wie gewöhnlich, ſehr langſam weiter, unſerer Beſtimmung zu.

Näher und näher kamen wir den bewaldeten Höhen, und immer lauter und lauter pochte mein Herz. Kein Wort würde ich jetzt weiter geſprochen, ſondern nur ans Handeln gedacht haben, wenn nicht mein, nur zu ſehr angetrunkener Kamerad mich dazu verleitet oder

vielmehr dazu gezwungen hätte. Neben meinem Durſte nach Freiheit, überwältigte mich beinah ein jammervolles Gefühl: ich ſah mitleidig den uns begleitenden Gensdarm an, einen, wie es ſchien, recht guten Menſchen, dachte mir recht lebhaft den ſchnellen Wechſel des menſchlichen Schickſales, es tönte in meinem Innern ſchauderhaft wieder: „jetzt lebſt Du noch, und vielleicht nach einer halben Stunde ſchläfſt Du ſchon den Schlaf der Ewigkeit!“ Ich hätte weinen mögen, ſo erſchütterte mich dieſer Gedanke, ja er beſchäftigte mich ſo ſehr, daß ich beinah mein eigenes Wohl vergaß. Ich kam endlich zu dem Entſchluß und feſten Vorſatz: ich wollte keine Hand an ihn legen, ſondern mein Glück meinen Beinen anvertrauen, wenn mich die Sorge der Selbſterhaltung nicht zwänge, die Menſchlichkeit der Vorſicht zu opfern. Aus dieſen Gedanken, oder wie ſie der Pole nannte, aus dieſen Träumereien ſchreckte mich das unſinnige Betragen meines betrunkenen Kameraden auf, denn ſein Zuſtand ſchien je länger deſto ſchlimmer zu werden: er ſtieß die gröbſten Beleidigungen und die gräßlichſten Schimpfwörter gegen die Gensdarmen aus, ſagte unter anderen: Ein Menſch müßte ſich erſt durch tauſend Niederträchtigkeiten berüchtigt gemacht haben, bis er Gensdarm werden könnte; ein Menſch, von der ganzen Menſchheit ausgeſtoßen, wäre immer noch zum Gensdarmen gut, ja paßte erſt recht dazu; ja der Name ſchon ſey ihr Ehrentitel, und dabei lachte er aus vollem Halſe laut auf: „denn,“ ſagte er, „der Name kommt nicht aus dem Franzöſiſchen, ſondern er iſt rein deutſch: Schand-Arme wird er geleſen und geſchrieben, Schand-Arme,“ und buchſtabirte langſam das Wort. Ich winkte dem

Gensdarm zu und zeigte auf meine Stirn; er winkte wieder und schien sagen zu wollen: das hat nichts zu bedeuten. Hier half kein Winken, kein Anstoßen, kein Reden, unser Kamerad schimpfte immer fort.

Noch hatten wir den, bis ins Unabsehbare ausgedehnten Wald nicht völlig erreicht, als der vordere Wagen anhielt. Ha, dachte ich, die Milch fängt an zu wirken, und in der That, es stiegen Mehre ab. Auch wir hatten Halt gemacht, wollten auch absteigen, aber der Wald war noch zu fern. Nachdem wir einige Hundert Schritte in dem Walde zurückgelegt hatten, baten auch wir um die Erlaubniß, aussteigen zu dürfen, was auch gern bewilligt wurde. Der Eine entfernte sich hier-, der Andere dorthin, freilich nicht von der Chaussee. Waren wir nun mit Blindheit geschlagen, daß wir nicht gleich eine so günstige Gelegenheit benutzten, — aber Jeder verließ sich auf den Andern, und Keiner machte den Anfang, — oder war es unser Gensdarm; denn es mußte ihm gar nicht entgangen seyn, daß auch Keinen von uns die Noth vom Wagen getrieben hatte. Wir stiegen wieder auf und fuhren weiter. Ich klagte laut über heftiges Bauchweh, der Pole krümmte sich wie ein Wurm „O, mein Herr," sagte er, „wir müssen noch einmal aussteigen." — „Halt!" rief der Gensdarm, und wir stiegen aus. Der Pole ging an seinen Platz, faßte das Pferd in den Zügel und sagte: „Nun, mein Herr, wollen wir nicht weiter!" — „Sie wollen nicht weiter!" sagte der, wie es schien, am ganzen Leibe zitternde Gensdarm, als er sich von sechs handfesten kecken Leuten umringt sah, und rief, was er rufen konnte: „Rosenberg!" seinen Collegen zu. Dieser war wohl

einen Büchſenſchuß voraus, eilte auf den Hülferuf zurück, während unſer Begleiter nicht die geringſte Miene machte, ſich zu vertheidigen oder uns zu züchtigen. Auf den Ruf „Rosenberg!“ rief der Pole: „Hurtig in den Wald!“ und wie eine Uhrfeder ſchnellte er ſich über den Graben, die Anderen folgten ihm ſchnell, während ich noch bei einem Steinhaufen, faſt auf der Mitte der Chauſſee ſtand. Ich nahm einen kräftigen Zulauf und ſprang, — hatte ich nun die Breite des Grabens nicht genau betrachtet, oder war ich zu früh aufgeſprungen, kurz — ich ſprang in den Graben. In einem Momente faſt war der jenſeitige Abhang des Grabens erſtiegen, aber ich hörte doch deutlich hinter mir ſchon das Ziſchen der Säbel. Ich lief und ſprang über Buſch und Strünke. „Halt! Halt! Halt!“ ſchrieen die Gensdarmen, und bei dem letzten „Halt!“ fiel ein Schuß. In dieſem Augenblicke hatte ich einen meiner Kameraden erreicht, und er fiel. Ich durfte mich um ihn nicht kümmern; aber wiewohl jetzt Schuß auf Schuß folgte, ſo ſah ich mich doch nach ihm um und erblickte ihn in vollem Laufe hinter mir. Jetzt wurde der Lauf noch weiter fortgeſetzt, und bald erreichten wir eine ſchmale Wieſe, welche mit einem etwa 4 Fuß hohen Zaune umgeben war. Ich ſprang über denſelben, ohne ihn zu berühren, flog über die Wieſe, ſprang abermals über den Zaun, und befand mich jetzt wohlbehalten in einem dichten und hohen Walde.

Hier war keine Gefahr mehr. Wir ſtiegen ziemlich langſam auf eine benachbarte kahle Anhöhe, von der wir den Weg unſerer Flucht und auch die Chauſſee überblicken konnten. Das Erſte, was geſprochen wurde, war: „Sind wir auch Alle beiſammen?“ Wir zählten nur Zuni! wir riefen einzeln, riefen Alle, keine Antwort

kam zurück: unſer armer betrunkener Kamerad fehlte! Als wir die Anhöhe erreicht hatten, fielen wir Alle, wie ermattet, auf die Erde; doch da wir hier über die Wipfel einiger Bäume die Chauſſee nur ſchimmern ſahen, ſo erhoben wir uns wieder, gingen noch etwas weiter und erblickten nun auf derſelben nicht allein unſere beiden Wagen, die jetzt nahe an einander gebracht waren, und daneben unſere beiden Gensdarmen, ſondern wir bemerkten auch deutlich, daß wir von ihnen erkannt wurden. Kaum eine halbe Viertelmeile mochten wir von ihnen entfernt ſeyn, und doch konnten wir die Schadenfreude nicht unterdrücken, ihnen verſchiedene Geſticulationen vorzumachen. Auch riefen wir ihnen zu: „Kommt hierher! hier iſt's gut ſeyn! Was ſteht Ihr da in den Boden eingewurzelt?“

Die beiden Gensdarmen geſticulirten außerordentlich lebhaft, zeigten bald vorwärts, bald rückwärts, gleichſam als würden bittere Vorwürfe gemacht, oder von da oder dort Hülfe und Rettung in ihrer verzweifelten Lage erſehnt und erwartet. Endlich machten ſie ſich, denn eine halbe Stunde mochten ſie wohl auf derſelben Stelle geweilt haben, wieder auf den Weg, und wir riefen ihnen eine glückliche Reiſe zu. Kaum waren ſie einige Hundert Schritte weiter gerückt, ſo wurde wieder angehalten, und ein Gensdarm, wahrſcheinlich der ehemals unſrige, eilte in vollem Galopp zurück, war unſerem Blicke bald entſchwunden, und — kehrte niemals wieder!! Dieſer Transport war für die Gensdarmen aus Salzgitter der unglücklichſte von allen; aber ſie haben ſich auch an anderen Gefangenen auf eine, oft Grauſen erregende Weiſe gerächt, wie ich ſpäter erfuhr.

Die Bahn, welche wir bis zu dem Hügel durchliefen, war ſcheinbar nicht die beſtgewählte, denn gleich von der Chauſſee an ſtanden einige Hundert Schritte weit nur anderthalbjährige Lohden, welche aber mit dickeren und dünneren, höheren und niedrigeren Strünken (Stubben) untermiſcht und daraus entſprungen waren, ſo daß uns die Gensdarmen wohl ſehen und die Feuerwaffen auf uns richten, aber zu Pferde nicht verfolgen konnten; über die rings vom Walde umſchloſſene Wieſe hinaus war meilenweit der Boden mit Bäumen bedeckt. Wir waren in Sicherheit, oder, der ganzen Umgebung nach zu ſchließen, ſchienen wir es doch zu ſeyn. Nach langem Hoffen, Harren und Streben endlich das glückliche Ziel zu erreichen, iſt ein ſehr wohlthuendes Gefühl, es belebt die ermattenden Kräfte mit neuem Feuer, und führt vertrauensvoller und ſicherer zu ferneren Unternehmungen und zum Gelingen; das Gefühl aber, was mich damals durchdrang, als ich im Genuſſe der vollen Freiheit ſchwelgte, der ich nicht allein ſo lange entbehrt, ſondern die ich oft als für mich verloren, ja, noch vor wenigen Minuten als zweifelhaft zu betrachten hatte, *iſt nicht mit Worten anzugeben, kann nur empfunden werden!* Wenn ich hier das Leben nicht wagte, ſo erwartete mich ein ſicherer Tod: ich wagte es und gewann!

Viertes Kapitel.

Von meiner Flucht bis zur Ankunft in Hildesheim.

Die zwar kurze, aber ſehr eindringende Anſtrengung hatte uns Alle recht müde gemacht, wir legten uns gemächlich auf den mit Moos und Immergrün bepolſter-

ten Boden, ruhten so auf unseren Lorbeeren aus, und hätte ich nicht bald meine Gesellschafter aufgerufen und aufgerüttelt, wir würden hier dem Abend entgegen geschlafen haben. Dazu war aber, wenn auch wohl die Zeit, doch noch keineswegs der Ort geeignet und sicher genug; denn wir waren ungefähr dem Barenberge gegenüber, also weder von Lutter, noch von Hahausen eine halbe Meile entfernt, wie leicht konnte uns ein Trupp aufgebotener Bauern erschleichen, und uns bei gehöriger Umsicht und Vorsicht ohne Gefahr für sie binden und wieder dahin führen, woher wir so glücklich entkommen waren. Diese Bedenklichkeiten wurden allgemein gefühlt, und wir beschlossen aufzubrechen.

Nachdem wir uns erhoben hatten, übersahen wir unsere Gesellschaft noch einmal, und bemerkten Vieles, was wir bis auf den Hügel hin und auf demselben noch nicht gesehen hatten: nicht Einer von uns hatte unzerrissene Kleider an, mein Rock war durchlöchert und mit Fetzen behangen, der Rand meiner Beinkleider mit kürzeren und längeren Franzen besetzt, ja selbst mein Halstuch war zerrissen; jedoch das hatte nichts zu bedeuten, solche Kleinigkeiten wurden nur belacht. So weit das Auge reichen konnte, wurde die Umgegend durchspäht, und da nichts Verdächtiges aufzufassen war, setzten wir uns in Bewegung, aber wohin? daran hatte bis jetzt auch noch nicht Einer von uns ernstlich gedacht. Unbewaffnet, wie wir waren, durften wir ferner nicht bleiben; denn wo wir gingen, konnten auch andere Menschen gehn, auch solche, die uns aufzusuchen vielleicht ausgesendet würden, noch dazu war ich der Gegend nicht kundig, und meine Gefährten hatten nie in der Nähe den Harz gesehn.

Jeder ſuchte ſich nun nach ſeiner Länge und Stärke eine geeignete und tüchtige Stockwaffe aus; meinen Stock wählte ich mir aus einem hohen Schwarzdornſtrauche, und er war von der Art, daß ein damit geführter kräftiger Schlag einen Menſchen zu Boden ſtrecken mußte. So ausgerüſtet gingen wir, da wir nicht rückwärts durften, vorwärts, d. h. nach Süden.

Die erſte Unannehmlichkeit, welche uns zu quälen begann, war der Hunger, und war dieſer Feind auch noch nicht ſo läſtig, daß er uns ſchon ermattet hätte, ſo wurde er doch dadurch fühlbarer, weil wir noch nicht die geringſte Hoffnung hatten, einen ſicheren Ort zu erreichen, wo wir ihn kräftig bekämpfen konnten: je mehr man an ſeine Leiden denkt, deſto mehr fühlt man ſie und deſto gefährlicher werden ſie, je weniger man zu Eſſen hat, deſto größer wird der Appetit und deſto mehr quält der Hunger! Wir waren bis zu dem Abhange eines kleinen Th[illegible]les gekommen, wo uns einzelne Heidelbeerſträuche nicht wenig lüſtern machten, aber nur wenige Beeren ſpendeten ſie uns; deſto zahlreicher und üppiger war das andere Gehänge des Thales damit bewachſen. *Die Beeren waren überreif, ſehr ſchmackhaft* und dazu in großer Menge. Nachdem wir wohl eine halbe Stunde geweidet hatten, gingen wir der zuerſt eingeſchlagenen Richtung weiter nach. Wiewohl wir ſchräg links, wenn auch nicht immer, doch oft den hohen Harz recht gut erblicken konnten, ſo hatte uns doch die weſtliche Sonne etwas zu ſehr angezogen und uns dahin geführt, wo wir leicht unſerem Unglücke oder doch großen Widerwärtigkeiten begegnen konnten. Wir erblickten nicht fern von uns in dem Gebüſche einen Bauer.

Auf unſeren Zuruf blieb er Anfangs ſtehen, eilte aber bald ſchneller, als er ſich früher bewegte, davon. Nach lauter mehrmaliger Verſicherung, daß er nichts zu befürchten hätte, und daß wir nur von ihm den Weg erfahren möchten, blieb er ſtehen und erwartete uns ſcheinbar in aller Seelenruhe. Wir wollten den nächſten Weg nach Clausthal von ihm erfahren; den wußte er aber ſelbſt nicht, die Richtung nach Goslar gab er uns an. Auf die Frage, wo wir uns hier befänden? ſagte er, wenn wir nach Seeſen wollten, ſo ſollten wir ihm nur folgen, denn die Chauſſee wäre keine Viertelſtunde mehr entfernt; wollten wir aber nach Goslar, ſo mußten wir uns links halten, über die Innerſte gehn und die Richtung nach Wolfshagen einſchlagen, indem er die Richtung mit den Fingern anzeigte, wonach wir uns zu halten hätten. Ob der Mann erkannte, was wir für Leute waren, das ließ ſich damals nicht errathen; ſpäterhin hat es mir aber ſo ſcheinen wollen, als wenn er das von uns Gehörte und Geſehene nicht lange verſchwiegen haben mochte. Wir wollten nun zwar nicht nach Seeſen, noch nach Goslar, noch nach Clausthal, ſondern wir wollten dahin, wo wir *Heidelbeere zu finden glaubten*, in die Mitte des Harzgebirges. Die Heidelbeeren hatten zwar dem erſten dringenden Bedürfniſſe etwas abgeholfen, aber wir ſehnten uns doch nach derberer Koſt, und daher gingen wir dahin, wo wir nach der Ausſage des Bauers das nächſte Dorf antreffen würden. Die ſchmale und ſeichte Innerſte war bald durchwatet, und die Sonne ſtand noch hoch genug, als wir in einem weiten flachen Thale Wolfshagen erblickten. Wir näherten uns durch Umwege ſo weit, als es irgend die Vorſicht

erlauben wollte, machten dann Halt und berathſchlagten, was nun zu thun ſey. Alle wollten wir nicht ins Dorf gehn, warum? das weiß ich nicht mehr, vielleicht aber, weil Jeder ſich fürchtete, wieder ergriffen zu werden; denn nach dieſem Dorfe konnte unſer Entweichen leicht ſchon berichtet ſeyn. Es wurde beſchloſſen, daß nur Einer von uns nach dem Dorfe gehn und Mundvorrath einkaufen ſollte, während die Anderen Wache ſtehen und im ungünſtigen Falle ihm jedenfalls zu Hülfe kommen wollten. Das Loos ſollte entſcheiden, und es entſchied. Ohne die geringſte Weigerung trat der Gewählte ſeine Geſchäftsreiſe an, und kam bald mit einem großen Brode und einem anſehnlichen Stücke Speck wieder zurück. Von ihm erfuhren wir, daß wirklich unſere Flucht im Dorfe nicht mehr unbekannt war, und daß die Frau, von der er ſeine Waare gekauft hatte, ihm geſagt habe, die da am Rande des Holzes gehörten auch wohl zu ihm? und wir ſollten uns nur in Acht nehmen. Wir ließen uns das Letzte nicht zweimal rathen, und gingen wohl noch eine halbe Stunde immer tiefer in den Wald hinein.

Die Sonne war ſchon untergegangen, und ſelbſt die hohen Züge bei Goslar ſahen ihre glänzende Scheibe nicht mehr, als wir uns niederlegten und unſeren Vorrath redlich theilten. Lange hatte mir ein Abendeſſen nicht ſo wohl geſchmeckt, als das heutige: denn der Hunger nicht allein würzte unſere Speiſe, ſondern eine Genügſamkeit, eine Seelenruhe, eine wahrhafte Zufriedenheit machte unſer Eſſen zu einem Göttermahle. Wer das Uebriggebliebene tragen ſollte, danach hatten wir nicht zu fragen, noch darum zu loſen, denn von dem ganzen Vorrathe blieb weiter nichts, als die Schwarte

übrig. Was in unserer glückseligen Lage uns noch fehlte, das war etwas von dem Ueberflusse des vorhergehenden Abends. Mehre unserer ehemaligen Unglücksgenossen führten ein Fläschchen bei sich, was sie fast auf allen Stationen füllen ließen, von uns Zuni hatte nicht Einer einen solchen Tröster im Leiden, und wir mußten uns daher mit dem bloßen Wunsche begnügen. „Wollen wir denn hier auf Gottes Erdboden unter Baum und Himmel liegen bleiben und den Morgen erwarten?“ fragte ich. Aber daran hatte wiederum Keiner gedacht, und, in der That, Anfangs ich auch nicht. Ohne daß irgend Eines Wille den Ausschlag gegeben, standen wir Alle, wie von einem Geiste beseelt, auf und gingen weiter, ohne alle Besorgniß, denn Keiner hatte sich die Richtung genau gemerkt. Wir stiegen bergauf, bergab, hatten bald guten Weg, bald mit trocknem Holze und mit Gestrippe zu kämpfen, und erreichten endlich die Höhe eines bedeutenden Berges. Hier erblickten wir in geringer Entfernung vor uns einen matten, aber ausgedehnten Lichtschimmer, welchen wir gar nicht zu deuten wußten, aber doch zu erreichen uns vornahmen. Wir gingen nach dieser Richtung, überzeugten uns aber bald, daß das Licht nicht so nahe war, als es zu seyn schien. Zuerst gelangten wir in ein tiefes Thal, durchgingen und durchwateten es, erstiegen abermals einen Berg, sahen das Licht wieder vor uns, wurden wieder in ein Thal geführt, erkletterten nochmals eine Höhe und merkten nun, daß sich der Lichtschimmer deutlicher ausnahm, und daß wir ihm also näher gekommen waren.

Die Nacht war finster, überall sahen wir nur Wald, das Licht war fast immer vor unseren Augen,

wir gingen langſam und vorſichtig weiter, und kamen endlich ſo nahe, daß Einer von uns in dem Lichte eine Köhlerhütte vermuthete. Ich konnte dazu nichts ſagen; denn ich hatte damals noch nie eine Köhlerhütte geſehn. Mochte nun um oder neben dem Lichte ſeyn, was da wollte, ſo beſchloſſen wir doch darauf loszugehn. Bald erreichten wir es und erblickten eine große Hütte und einige daneben ſtehende miethenartig aufgethürmte große Haufen. Die Köhler hatten uns bereits gehört, denn es war nicht möglich, ganz leiſe weiter zu ſchreiten, weil überall, wenn auch nicht dicht bei der Hütte, trockene Zweige umherlagen und bei jedem Tritte Knacken und Kniſtern verurſachten. Zwei derſelben ſtanden vor dem Eingange, ſahen uns Fünf, ſo verdächtig uns unſere Kleidung und unſere großen Knüttel auch jedem Anderen machen mußten, mit aller Gleichgiltigkeit an und wiederholten unſer „Guten Abend!“ ſo freundlich, als wenn wir ihnen ſchon lange bekannte Freunde geweſen wären. Mir fiel hier der bekannte Vers ein: Cantabit vacuus coram latrone viator.

Wir baten um Obdach in dieſer Wildniß, und wurden ohne irgend Einwendung freundlich eingeladen, hereinzutreten. In der geräumigen Hütte fanden wir noch zwei andere Köhler, welche ſich auf Bänke hingeſtreckt hatten. Der Boden unſerer jetzigen Wohnung war die bloße, aber wohlgebnete und feſtgeſtampfte Erde, er bildete ein etwas gedehntes, an den Ecken abgerundetes Viereck, ringsherum waren Bänke angebracht, und im Hintergrunde ſtand ein altes Schapp (Spinde). In der Mitte des Raumes war ein runder vertiefter, rings mit gleich hohen Steinen umgebener Feuerheerd, wo ein

stetes Feuer unterhalten wurde. Die Höhe der Hütte konnte 10 Fuß wohl erreichen. Wir setzten uns auf die eine Bank in einer Reihe, und unsere vier Wirthe, denn die beiden Schlafenden hatte das Sprechen und die Neugier auch auf die Beine gebracht, nahmen neben uns und gegenüber Platz. Eine ganze Weile saßen wir da, ohne daß Einer das Stillschweigen brach. Endlich fragte ich! für was für Menschenkinder sie uns wohl hielten! Die Antwort folgte gleich: „Deserteurs.“ — „Gerathen!“ sagte ich: „sind wir auch hier sicher?“ — „Bei uns wird Sie Keiner suchen,“ erwiederte ein alter Köhler; „so lange ich auf diesem Berge Kohlen brenne, habe ich hier noch keinen Gensdarm gesehn, und andere Leute haben Sie nicht zu fürchten, ja Sie dürfen sich jedem Menschen in dieser Gegend ohne Furcht entdecken, er wird Sie gewiß nicht verrathen, sondern, wo er kann, durchhelfen.“ Ich erzählte nun, daß wir diesen Nachmittag erst entsprungen und noch dazu in der Nähe, nämlich am Barenberge bei Lutter, vergaß auch nicht, daß ich einen Bauer um die Richtung nach Goslar gefragt hätte. „Das macht die Sache wohl verdächtiger und schlimmer, aber schadet alles nichts, bei uns haben Sie nichts zu befürchten, machen Sie sich's bequem und ruhen sich aus, Zwei von uns werden immer Wache stehn,“ und hiermit ging er nach seinem Schappe, holte eine große Flasche Schnaps herbei und schenkte uns Jedem einen tüchtigen Stutzer voll. Halte ich nun auch, außer in besonderen Fällen, den Branntwein, grob oder fein, von keinem besonderen Nutzen, so muß ich doch gestehen, daß ich mich damals in einem solchen Falle befinden mußte, denn dieser Schluck brachte in mich neue

Lebensgeister, ich fühlte nur Wohlthat, ein süßes Wohlbehagen und von Nachwehen hinterdrein keine Spur. Die Köhler erbaten sich auch noch einen Hieb; der wurde ihnen aber abgeschlagen, mit dem Bedeuten: „Alle Abend einen, und zwar einen recht ordentlichen, und dabei bleibt's heute wie immer," und der Alte schloß seine große Kruke wieder ein.

Kalt war es in der Hütte nicht, im Gegentheil, wenn auch nicht immer, doch meistens recht warm; wir zogen daher unseren Rock aus, machten davon ein Kopfkissen und streckten uns auf die Bank hin. Von meinen Augen mich der Schlaf, auch unser gutmüthige alte Köhler konnte keine Ruhe finden, wir suchten daher mit verschiedenen Fragen und Antworten die Zeit zu vertreiben. So fragte er mich, wo ich her wäre, wo ich zunächst hin wollte, was ich später zu beginnen gedächte, ob ich mit ausreichendem Reisegelde versehen sey, was wir anfangen würden, wenn wir einmal Gensdarmen begegneten u. dgl. m. Ich suchte meine Antworten so einzurichten, um die Neugier des Alten nach Möglichkeit zu befriedigen. Als ich unter Anderen ihm sagte, daß ich, wenn ich nicht glücklich entsprungen wäre, sicherlich keine vierzehn Tage mehr gelebt haben würde, sprang er wie wüthend auf und schrie: „Den verfluchten Franzosen muß ja der Teufel holen! Sind denn unsere Kinder nur dazu gemacht, daß sie dem Spitzbuben dienen, oder, wenn sie das nicht wollen, ihm geschlachtet werden sollen? Hat er daran noch nicht genug, wenn er uns Alten das Blut unter den Nägeln aussaugt, will er auch noch das Blut unserer Kinder saufen? Alle Strafen der Hölle über den Bösewicht! Ein Schweinehund

ist

iſt dieſer Flicken von einem König! Badet der jämmerliche Lork (Kröte) ſich nicht in Wein! und verkaufen ſeine Knechte nicht dieſen Spülich als reinen Trank an ehrliche Leute! Pfui! der Magen dreht ſich einem im Leibe um, wenn man nur daran denkt!" und ſo tobte der Alte noch weiter. Durch dieſe Ausbrüche veranlaßt, faßte ich nun feſtes Zutrauen zu dem Alten, und auch der leiſeſte Argwohn, den ich Anfangs nicht ganz unterdrücken konnte, war verſchwunden, zumal, da ſeine Offenherzigkeit ihn ſo weit brachte, mir leiſe zu geſtehen, daß auch zwei ſeiner drei Söhne ſich nicht geſtellt hätten und ſich nicht fern von hier verbergen hielten. „Nur immer Geduld! nicht den Muth verlieren! es wird Alles noch wieder beſſer werden! Wer weiß, wie lange Sie ſich noch umhertreiben müſſen; lange wird es gewiß nicht werden: die Leſireuter ſollen ſchon verrücken, ſie werden endlich die übermüthigen Vögel wohl wieder nach ihren Neſtern treiben! Gott gebe ſeinen himmliſchen Segen dazu! — Nun ſchlafen Sie nur ein paar Stündchen! Mitternacht iſt ſchon vorüber."

Die feurige Morgenröthe erleuchtete ſchon alle Höhen, und nur die Thäler und fernen Ebenen waren noch mit einem dunkelen Schleier bedeckt, als ich aus der Hütte trat und die balſamiſche Morgenluft in langen Zügen aufſog. Gott! welch ein ganz anderes Gefühl belebte mich jetzt, als am vorhergehenden Morgen! War meine Lage auch trübſelig genug, ſo war ſie doch noch zu jung, als daß ſie ſchon empfunden werden konnte, nur der Genuß der Freiheit war es, der alle meine Wünſche befriedigte, [illegible] hatte weiter keine Bedürfniſſe, als ſie und Eſſen und Trinken. Und dieſes Wenige-

fühl noch dazu in der Gesellschaft so ehrlicher guter Leute! ich hätte gleich hier bleiben und Köhler werden mögen! Aus dem Flammenmeere tauchte endlich die glänzende goldene Sonne auf. Dieser Anblick überwältigte mich, ich hatte sie nie so schön, so majestätisch aufgehen sehen. Ich weckte meine Kameraden und lud sie zu demselben Genusse ein, und bald waren wir Alle vor der Hütte versammelt.

Wohin werden wir uns nun heute wenden? wurde gefragt. An die Beantwortung dieser Frage hatte bis jetzt auch noch Keiner ernstlich gedacht: aber sie war dennoch an der Ordnung, und irgend ein Entschluß mußte gefaßt werden. Dieser war auch bald gefaßt: wir wollten nach der Elbe gehn und das Preußische zu erreichen suchen: was das Weitere anginge, da würde an Ort und Stelle sich schon Rath finden. Jetzt hatten wir es nur mit der Gegenwart zu thun, die Zukunft lag noch fern vor uns. Wir fragten nach dem besten und sichersten Wege, und erhielten zur Antwort, daß wir jedenfalls die Mitte des Harzes wählen müßten, weiter wisse man uns keinen Bescheid zu geben. Der Magen erinnerte mich noch an eine Frage, nämlich: ob wir hier für Geld und gute Worte wohl Brod und anderes Essen erhalten könnten? aber damit konnte man nicht dienen, weil der ganze Vorrath verzehrt worden wäre, und diesen Morgen früh aus Goslar Lebensmittel geholt werden müßten. Auf meine Frage, wie weit Goslar noch entfernt sey? erhielt ich zur Antwort, daß wir in einer guten halben Stunde da seyn könnten: jedoch, sagte der Alte, thäten wir besser, wenn wir nicht dahin gingen, sondern wir sollten vielmehr auf der Höhe weiter rechts

gehen und den Auerhahn zu erreichen ſuchen, wo es an Eſſen und Trinken nicht fehlen würde. Der Alte hatte ſeine große Branntweinflaſche herbeigeholt, ſchenkte Jedem einen Stuper voll ein, mit dem Worte: „Glück auf!“ und gab zugleich Jedem einen Mundvoll Brod. Hiermit waren wir abgefunden, wir dankten recht herzlich für die ſehr freundliche Aufnahme und wünſchten dem lieben Alten und ſeinen Gehülfen Glück und Segen. Einer von den Gehülfen wurde nach Goslar geſchickt, und da wir, beſonders ich, dieſes Städtchen doch zu ſehen wünſchten, ſo begleiteten wir dieſen Mann eine Strecke weit bis dahin, wo wir es von der Höhe hinab überſehen konnten. Wir ſahen viele rothe zuſammengedrängte Häuſer und viele rauchende Schornſteine, welche letztere vorzüglich ein großes Intereſſe für uns hatten.

Nachdem wir uns an Goslar's Anblicke ſatt geſehen hatten, gingen wir theils auf der Höhe, theils an dem weſtlichen Abhange des Geſethales (oder wie es ſonſt heißen mag), in deſſen nördlichem Ausgange die ehemalige kaiſerliche freie Reichs-Kreisſtadt liegt, auf gutes Glück weiter ſüdwärts. Unſer Weg war abſcheulich, oft konnten wir vor abgefallenen trockenen Zweigen nicht von der Stelle kommen, und waren genöthigt, erſt Bahn zu machen. Dieſes Arbeiten wurde uns zu läſtig, und wir wagten es, in das Thal hinabzuſteigen, deſſen Sohle wir auch bald erreichten. Wir gingen in dem Thale höher und höher hinauf, und erblickten bald ein großes Gebäude. Nicht ganz ohne Furcht und mit der möglichſten Vorſicht und Umſicht näherten wir uns ihm, und erkannten es als das uns beſchriebene Wirthshaus, den Auerhahn. Wir traten in den Eingang des

benachbarten Waldes und wollten wieder, wie bei Wolfsbagen, durch das Loos beſtimmen, wer von uns hineingehen und Mundvorrath einkaufen ſollte, als eine laute Männerſtimme uns „Glück auf!“ zurief. Wir traten auf den Mann zu, ſagten ebenfalls, wie aus einem Munde, „Glück auf!“ und erkundigten uns, ob das Gebäude ein Wirthshaus ſey, und ob wir auch wohl mit Sicherheit eintreten könnten? „denn,“ ſagte ich frei heraus, „wir ſind weſtphäliſche Deſerteurs und haben raſenden Hunger und Durſt.“ — „Nur friſch herein, meine Herren, ich bin der Wirth und habe Vorrath genug, ein ganzes Regiment zu ſättigen. Bei mir haben Sie nichts zu befürchten, wenigſtens an dieſem frühen Morgen nicht, jeden verdächtigen Menſchen werden wir zeitig genug entdecken, und hier fehlt es nicht an Gelegenheit, daß Sie ſich ſchnell genug ſicher verbergen können. O, wie viele von Ihrer Sorte habe ich hier ſchon beherbergt und geſtärkt, Hundert reichen nicht, vielleicht kaum Tauſend, noch iſt Keinem bei mir etwas Leid's geſchehn.“ Unter dieſem Geſpräche waren wir von dem freundlichen redſeligen Wirthe in die Gaſtſtube geleitet. „Was befehlen Sie nun, meine Herren, womit kann ich dienen? Der Kaffee ſoll gleich zu Ihren Dienſten ſeyn!“ Ich bat um derbere Koſt: Brod, Butter, Fleiſch. „Wird ſogleich bereit ſeyn,“ ſagte der Wirth, eilte hinaus und brachte bald ein ſo reizendes und reichliches Frühſtück herbei, daß uns Allen das Herz im Leibe lachte. „Nun laſſen's ſich wohlſchmecken! wenn's nicht recht, ſo haben wir mehr! immer friſch eingehauen, gut vorgelegt, Sie finden's ſo bald nicht ſo gut wieder! Keine Furcht und Sorgen, Sie verderben den Appetit:

die ganze Gegend iſt klar und rein, kein Menſchenkind iſt zu ſehn!“ Ich fragte, wie er das wiſſen könnte? „Das werde ich Ihnen zeigen,“ gab er mir zur Antwort, faßte mich bei der Hand, und ich mußte ihm eine Treppe hinauf folgen. Hier erblickte ich ein Mädchen und einen großen Jungen. „Sehen Sie, die ſieht nach Zellerfeld und der nach Goslar, wenn ein Gensdarm kommt, ſo geben ſie ein Zeichen, ich hör's, ſehe ſelbſt nach, und finde ich Gefahr, ſo gebe ich Ihnen einen Wink, und in einer Minute haben Sie ſich verkrochen. Jetzt kommen Sie wieder herunter und eſſen ſich tüchtig ſatt, Sie ſehen, Sie ſind in guten Händen. Aber merken's wohl, Sie müſſen's nicht Jedermann ſagen, wie ich für Sie geſorgt habe.“ — „Unſer Dank bleibt tief im Herzen,“ gab ich ihm zur Antwort, und ſetzte mich wieder zu meiner fleißigen Geſellſchaft. Nachdem wir tapfer gegeſſen und getrunken, unſere, nach Verhältniß ſehr mäßige Zeche bezahlt und den Weg nach Andreasberg hatten angeben laſſen, dankten wir für die freundliche Aufnahme und empfahlen uns. Der Wirth rieth uns noch zur Vorſicht, beſonders ſollten wir in der Nachbarſchaft von Zellerfeld und Clausthal, hauptſächlich aber bei Andreasberg auf unſerer Hut ſeyn; denn da fehle es nicht an Spitzbuben von Gensdarmen. Wir dankten für den gütigen Rath und gingen waldein.

Kaum eine halbe Stunde hatten wir uns langſam fortbewegt, als der Wald ſich öffnete und Zellerfeld, etwas weiter hin Clausthal deutlich vor uns lag. Der Weg, worauf wir uns befanden, führte, wie es ſchien, gerade nach Zellerfeld; wir durften ihn alſo nicht verfolgen, oſtwärts mußten wir unſere Reiſe verlängern, und

in dieſer Richtung den Brocken links laſſen, das wußten wir; wir ſchlugen alſo Anfangs ohne Weg dieſe Richtung ein und erreichten auch bald eine andere Straße, welche wahrſcheinlich von Clausthal nach Andreasberg führte. Breit war dieſer Weg, auch gut befahren und noch beſſer betreten, er war alſo für uns nicht der ſicherſte; jedoch neben dem Wege unter den Bäumen war nur ſo langſam und mühſam weiter zu kommen, daß wir uns entſchloſſen, auf dem Wege zu bleiben, es möge auch kommen wer da wolle. „Einer greift uns nicht an," glaubte der kleine Preuße (eben der, welcher fiel, als ich ihn auf der Flucht einholte), „er müßte ſonſt toll und blind ſeyn!" Wir gingen getroſt weiter, Einer für Alle und Alle für Einen, hatten vorwärts und rückwärts und ſeitwärts ſtets die Augen, und uns konnte daher ſo leicht nichts Verdächtiges entgehen. „Aber, lieber Preuße," ſagte ich, „was iſt nun zu thun? Sieh, da kommt ein Gensdarm zu Fuß! Wollen wir ihm entgegen gehn?" Wir Alle ſtutzten. „Ich glaube, das Beſte iſt," fuhr ich fort, „wir bleiben hier noch eine Weile ſtehn und gehn dann links in den Wald hinein." So geſchah es. Kaum hundert Schritte waren wir in das Dickicht eingedrungen, ſo legten wir uns auf einer Stelle nieder, wo wir zwar den Weg halb und halb überſehn, aber nicht erblickt werden konnten. Der Gensdarm war gerade uns gegenüber, als er vom Wege rechts abbog und und ſich uns zu nähern ſchien. „Hat der Kerl Muth, ſo kommt er auf uns zu," ſagte ich, „und dann möchten wir ohne Blut wohl die Stelle nicht verlaſſen; ich halte es für das Beſte, wir gehen in einen Bogen weiter und ſuchen ihm zu entkommen." Jeder folgte

mir, wir gingen noch weiter bergauf, hielten uns dann rechts, ſuchten ſo ſchnell es gehen wollte, eine anſehnliche Strecke zurückzulegen, und warfen uns auf einer Stelle, wo wir den Weg faſt ganz überblicken konnten, ſorgenlos nieder. Den Gensdarm ſahen wir nicht. Erſt nach einer geraumen Zeit kam er auf einer weit entlegeneren Stelle wieder zum Vorſchein. Hatte er uns nun geſucht, oder hatten ihn andere Zwecke vom Wege abgeleitet, das wurden wir freilich nicht gewahr; jedenfalls hatten wir, wenigſtens nach meinem Sinne, unſere Schuldigkeit gethan, und ein vielleicht großes Unglück vermieden.

Wir ſtiegen bald wieder auf den verlaſſenen Weg hinab, und glaubten dieſes jetzt mit deſto größerer Zuverſicht und Sicherheit thun zu können. Zunächſt erreichten wir ein einzelnes, dicht am Wege ſtehendes Haus, worin wir ohne Weiteres traten, die Stubenthür öffneten und an Gläſern und anderen Merkmalen erkannten, daß wir uns in einem Wirthshauſe befanden. Wir forderten Mittagbrod, was uns bald gebracht wurde. Uebermäßig heiß war es in der Stube, denn man hatte, trotz es mitten im Sommer war, den gewaltig großen Ofen ſo mit Brennmaterial gefreßt, daß in den vielen Röhren und den beiden kupfernen Keſſeln, deren gewölbter Bauch weit vorragte, aller Inhalt ſchmorte und kochte. Ich erwähne dieſes Einheizen im Sommer, was auf allen Gebirgen üblich und faſt immer nöthig iſt, deßhalb, weil es mir damals ſo ſehr auffiel und ich von dergleichen noch niemals etwas gehört hatte. Neu geſtärkt und ohne weiter etwas Liebes und Leides geſehn, gehört und erfahren zu haben, traten wir die Weiter-

reiſe an. Hin und wieder begegnete uns eine Frau oder ein Mann, mit auch ohne Eſel, und nach gewechſeltem „Glück auf!“ zogen wir immer Erkundigungen verſchiedener Art ein.

Endlich näherten wir uns einem ſehr tiefen und ſteilen Abhange, an welchem der breite Weg faſt gerade ins Thal führte. Wir ſtiegen hinab, weil uns keine andere Wahl übrig blieb, und befanden uns in einem überaus lieblichen romantiſchen Thale, wenigſtens ſchien es mir damals ſo ſchön, denn ein ſchöneres hatte meine Augen noch nicht entzückt. In der engen Mitte deſſelben wälzte brauſend und plätſchernd über größerem und kleinerem Felsgerölle ein anſehnlicher Bach ſein kryſtallhelles Waſſer ſüdwärts nach der Tiefe; die ſteilen Abhänge waren mit Tannen und anderen Bäumen wohl bedeckt, nur hier und da ragten größere und kleinere, höhere und niedrigere entblößte Felſen aus dem grünen Abhange hervor. Steil war das Bett des Fluſſes und verworren aufwärts nach dem höheren Rücken des Harzes, weniger abſchüſſig und breiter ſchien es nach Süden hin zu verlaufen. In der Mitte dieſes Thales liegt dicht am Wege ein Wirthshaus, die Schluft genannt. Die Sonne ſchien genau in Weſten zu ſtehn, als wir von der Höhe in die Tiefe hinabſtiegen, und ſie unſeren Blicken entſchwand, es konnte alſo von Mittag an in der ſiebenten Stunde ſeyn, als wir dicht vor dem Hauſe ſtanden. Ob wir hinein- oder vorbeigehen ſollten, darüber waren wir Anfangs nicht einig; denn ſo einladend auch der Eintritt war, ſo führte doch die Hauptſtraße dicht vorbei, und wie leicht konnte uns von dem nahen Andreasberg ein unangenehmer Beſuch gemacht werden.

Wir traten dennoch, da nichts Verdacht erregte, in das Haus, und überließen das Hierbleiben oder Weitergehen fernerem Nachdenken. Auch hier wurden wir, auffallend genug für uns, gleich erkannt und zu unserer Sicherheit in ein Zimmer geführt, was gewöhnlicher Weise von Fremden nicht benutzt wurde. Nachdem wir Essen und Trinken bestellt und das Geforderte bald aus den Händen des Wirthes selbst erhalten hatten, fragte ich denselben, ob wir auch hier sicher wären? Er antwortete: „In dieser Stube wird heute Keiner einen Menschen suchen, auch Sie nicht; aber das rathe ich Ihnen, lassen Sie sich nicht hören, und sprechen Sie immer nur leise!“ Wir ließen uns diesen Rath nicht zweimal sagen.

Unser Zimmer, wiewohl nicht groß, war doch so geräumig, daß es für den Tag und ebenfalls für die Nacht einen hinlänglich bequemen Aufenthalt darbot. Es hatte zwei Fenster, ein großes und ein sehr kleines: jenes führte nach einem Abhange des Thales, dieses war höher und ließ die Straße überblicken. Wurden wir auch hier wieder freundlich und sehr zuvorkommend aufgenommen und behandelt, so gebot uns dennoch unsere Sicherheit, nicht ganz ohne Mißtrauen und auf unserer Hut zu seyn. Zu diesem Ende mußte immer Einer von uns durch das kleine Fenster den Weg beobachten, und die Anderen nahmen eine solche Stellung, daß sie durch das große Fenster nicht so leicht beobachtet werden konnten. Kaum eine Stunde mochten wir hier gewesen seyn, als von dem steilen Abhange ein Gensdarm herabstieg, wahrscheinlich derselbe, den wir am Vormittage gesehn hatten. Wie ein elektrischer Strom zuckte diese Nachricht uns durch Nerven und Muskeln, Jeder stand ohne

Aufforderung auf und griff nach ſeinem Stocke. Der Pole nahm gleich den ſchwerſten Poſten wieder ein und ſtellte ſich in ſo drohender Stellung vor der Stubenthür auf, als wollte er jeden jetzt Eintretenden vor den Kopf ſchlagen. Ich ſtand, meinen dicken Knüttel in der Hand, an dem kleinen Fenſter und ließ den Gensdarm nicht aus den Augen; ſchneller und ſchneller, lauter und heftiger pochte mein Herz, je näher und näher er kam. Ich hatte noch immer die Hoffnung, daß er vorbeigehen würde; aber darin hatte ich mich geirrt. Er kam immer näher, hatte die Tiefe erreicht, konnte von mir nicht mehr geſehn werden, und ein deutliches „Glück auf!“ ſagte nur zu ſehr, daß er ſchon vor der Thür ſtand, und wahrſcheinlich unſeren Wirth gegrüßt hatte. Weiterhin vernahmen wir deutlich, daß zwei Leute unter Geſpräch in die Gaſtſtube eintraten. Unſer Entſchluß war bald gefaßt: „Wird unſere Stubenthür, ſo lange ſich der Gensdarm nicht entfernt hat, geöffnet, ſo erhält der zuerſt Eintretende einen betäubenden Schlag vor den Kopf, und die vielleicht Folgenden werden ſchnell auf Tod und Leben angegriffen!“ Jeder nahm zu dieſem Behufe eine geeignete Stellung ein; ich blieb vor dem kleinen Fenſter ſtehn und wartete auf den Abgang unſeres Feindes. Eine bange halbe Stunde hatte ich hier gewartet und geſehen, als es dicht vor unſerer Stube laut wurde. Ich ſah nach der Stubenthür hin und war, wie die Anderen, zum raſchen Angriffe bereit; aber zu meiner Freude hörte ich, daß das Geplauder ſich von dem Flure auf die Straße hinzog, und bald erblickte ich auf derſelben wieder den heimkehrenden Gensdarm.

So begierig, wie es ſchien, auch Einige von uns

auf den Angriff waren; so bewies doch ein freies, tiefes und lautes Aufathmen, daß der glückliche und friedliche Ausgang ihnen lieber war, als ein unsicherer mörderischer Angriff. Langsam ging der Waffenmann auf der schräg aufsteigenden Straße nach Andreasberg, und diese unbekümmerte Bewegung ließ schließen, daß er nicht etwa nach der benachbarten Bergstadt in der Absicht hinstrebte, um allenfalls noch Waffenbrüder herbeizuholen. Gab ich auch diesem Gedanken nur wenig Raum, so quälte er mich doch die ganze Nacht hindurch und ließ mir wenig Ruhe, so sehr ich auch des Schlafes bedurfte. In dieser Nacht erst stellte sich meine Lage als eben nicht beneidenswerth vor meine Augen. Bald stellte sich auch unser Wirth bei uns wieder ein, und konnte sich nicht genug darüber freuen, daß dem Kerl, wie er sagte, der Braten vor dem Maule gehangen und er ihn nicht gesehn hätte. „Nun lassen Sie sich's wohlschmecken, jetzt wird wohl alle Gefahr vorüber seyn."

Als es bereits dunkel geworden war, lud uns der Wirth ein, ihm nach der Gaststube zu folgen. Hier fanden wir unser Strohlager bereits eingerichtet; auch zwei Betten waren zu unserer Verfügung aufgeschlagen, wovon wir aber aus triftigen Gründen keinen Gebrauch machen wollten. Unser Nachtlager war ganz gut, weicher, bequemer und besser hatte ich es seit vier Wochen nicht gehabt, und dennoch wich der Schlaf von meinen Augen. Kaum graute das tiefe Schwarz unseres Thales, so stand ich schon am Fenster, und eine unnennbare Sehnsucht oder Furcht oder Angst trieb mich an, diesen freundlichen Ort wieder zu verlassen. Ich weckte meine Kameraden, die noch in tiefem Schlafe lagen, und trieb

ſie dann unaufhörlich an, mit mir ſo ſchnell als möglich einen Ort zu verlaſſen, wo ich von Höllenqual gemartert würde. Dieſe lachten mich aus; thaten aber doch, was ich wollte, als ich ihnen mit meinem Mißtrauen und meinem Zweifel gegen die Ehrlichkeit unſeres Wirthes, Ohren und Augen öffnete. „Wenn der Kerl doch ein Schelm wäre! wenn dieſen Morgen früh einige Gensdarmen uns in guter Ruhe in Empfang nähmen!“ Ich eilte hinaus, fand bereits ein Mädchen auf den Beinen, bat um Brot, Butter und Fleiſch, und forderte meine Zeche. Nach einigen Minuten erſchien auch der Wirth, noch ſehr zerſtört, ob nun vom Schlafe, oder aus anderen Urſachen, wußte ich nicht; mein Mißtrauen errieth den Grund gleich, zumal der Mann mir gähnend ſagte: „I, ich glaubte, Sie wollten ſich bei mir recht ausruhen, und nun wollen Sie ſchon vor Tage wieder fort?“ Wir ſteckten das verlangte Frühſtück in die Taſche, bezahlten die Zeche und eilten davon. So wie ich, ſo zu ſagen, das Haus auf dem Rücken hatte, war auch meine Furcht verſchwunden.

Wir ſchlugen, da kein anderer Weg ſich zeigte, die Straße nach Andreasberg ein; und ſo ſchmal auch immer dieſe Heerſtraße war, ſo führte ſie durch dicht bewaldete Höhen, wo wir einer jeden Gefahr glaubten entweichen zu können. Als wir auf dem Wege ſo weit aufwärts gekommen waren, daß wir nach einigen Richtungen die Umgegend überblicken konnten, glaubten wir ſchräg vor uns aus verſchiedenen Gründen ein Dorf oder eine Stadt zu vermuthen; wir verließen daher den Weg, hielten uns linker Hand und gingen tief in den Wald hinein. Hier erſt war in unſer Gemüth völlig Ruhe wieder ein-

gekehrt, wir lagerten uns und verzehrten mit geſegnetem Appetite das mitgenommene Frühſtück.

Die Sonne war eben aufgegangen, als wir in der Richtung nach dem Wege hin ſprechen hörten; aber ſo ſehr wir uns, ſo weit es die Vorſicht geſtattete, auch bemühten, die Sprechenden zu Geſicht zu bekommen, ſo wollte doch Alles nicht gelingen. „Wie! wenn das nun Gensdarmen waren! wenn unſer Wirth ſie beſtellt hätte! wären wir nicht verloren geweſen!“ und noch mehre Aeußerungen meines Mißtrauens ließ ich laut werden. „Wer wollte wohl ſo ſehr mißtrauiſch ſeyn, ſagte mir Einer, wie gut meinte es nicht der Wirth mit uns! wer kann aus ſolcher Fülle von Güte und Freundlichkeit Verdacht ſchöpfen?“ „Mag ſeyn, entgegnete ich, daß der Mann es mit uns nur gut gemeint hat; aber ſeine übertriebene Freundlichkeit erregte bei mir Verdacht: all zu höflich iſt halb grob, und Vorſicht iſt bei allen Dingen gut. Jedenfalls iſt es beſſer, daß wir jetzt hier ſind: wäre ich ohne Grund mißtrauiſch geweſen, ſo haben wir doch dadurch nichts verloren, daß ich Euch ſo ſchnell wegtrieb; wie aber, wenn ſo ein gewiſſes Etwas mir die Wahrheit geſagt hätte? Wären wir nicht ohne alle Hoffnung verloren geweſen? werden die Gensdarmen auf dem Harze nicht ſchon von unſerem Entweichen benachrichtigt worden ſeyn! Wurden wir wieder aufgegriffen, hätte man uns nicht gebunden, geſchloſſen, und unter grauſamer Behandlung wieder dahin gebracht, wo wir hergekommen ſind! Mag meine Furcht zu tadeln oder zu loben ſeyn, gleichviel, genug wir ſind hier in Sicherheit, und wer uns hier angreifen wollte, der würde einen ſchweren Stand ergreifen!“ Bald hatte ich Muhe,

meine Augen offen zu halten, ſo kalt auch der friſche Morgenwind uns anblies; denn die Natur forderte ihre Rechte und der Wachhalter, die Furcht, war verſchwunden; jedoch wurde allgemein beſchloſſen, an dieſem Orte den Schlaf noch nicht fortzuſetzen, ſondern es ſollte zuerſt wieder ein Weg aufgeſucht, eine wärmere Tageszeit erwartet und eine muthmaßlich entſprechende Richtung genommen werden. Ueberhaupt waren wir darin übereinſtimmend, daß es wohl gerathener und beſſer ſeyn möchte, beſonders da das Wetter ganz nach Wunſch war, bei Tage zu ſchlafen und des Nachts weiter zu gehen, und ſomit, ſo weit es möglich, jedes Haus zu vermeiden. Wir hoben uns wieder auf die Beine und zwangen uns, oft nur mit großer Mühe, oſtwärts weiter.

Nach einigen Stunden erſt fanden wir einen Weg auf, der unſeren Wünſchen einigermaßen doch entſprechend war. Nachdem wir wohl eine halbe Meile fortgegangen waren, beliebte es der ganzen Geſellſchaft, auszuruhen, obgleich wir noch nicht wußten, wo wir waren und welchen von Menſchen bewohnten Ort wir zunächſt erreichen würden; jedoch genug, der alte Blocksberg war uns zur Linken, alſo ziemlich gerade in Norden, und dieſer hohe Wegweiſer ließ uns wenigſtens nicht ganz in die Irre gehn; er war uns genug. Wir gingen ſeitwärts kaum hundert Schritte vom Wege ab in den Wald und begaben uns zur Ruhe. Da der Boden weich, das Wetter warm und ſchön, der Schatten dicht, der Körper wie die Seele müde war, ſo ſchliefen wir bald ein, und der Sonnengott war ſchon weit über die Mittagslinie nach Weſten hingefahren, als wir wieder erwachten.

Als ich wieder munter war, fiel mir ein Gedanke nicht wenig ſchwer auf die Seele, und was konnte ich hier wohl weiter zu denken haben, als glücklich weiter zu kommen und Mittel zu haben, dies auch zu können: ich dachte nämlich, nachdem ich an meine Taſche gefaßt und ihren Inhalt ſehr in Abnahme gemerkt hatte, was ſoll da werden, wenn alles Geld wird verthan ſeyn! Nur noch 3 Thaler und einige kleinere Münzen entdeckte ich durch das Gefühl. Daß meine Kameraden alle gar kein Geld haben ſollten, ſchien mir zweifelhaft; aber gewiß war es, daß ich, wenn ich immer, wie bisher, die Zeche auf meine Rechnung nähme, bald ſelber kein Geld mehr haben würde. Ich beſchloß daher, daß ich in dem nächſten Orte, nach vorhergegangenem offenherzigen Geſtändniſſe, nur für mich fordern und nur für mich bezahlen wollte. Wir hatten zwar gut gefrühſtückt; aber ſeitdem waren bereits 8 — 10 Stunden verfloſſen, und unſer Magen hatte trotz unſeres Schlafes nicht verfehlt, ſeine Schuldigkeit zu thun, kurz Jeder von uns hatte Hunger und Durſt. Auf die Aeußerung dieſes Gefühls meiner Kameraden ließ ich gleich meine Bedenklichkeiten folgen, ſagte ihnen, daß wir bisher zu locker gelebt hätten, daß meine Barſchaft beinahe ganz geſchwunden wäre, und forderte daher Einen, der vielleicht beſſer bei Kaſſe ſeyn möchte als ich, auf, einen oder ein paar Tage für uns die Zahlung zu übernehmen. Hierauf machten meine Kameraden mir bedenkliche Geſichter, und Keiner trat hervor, der mein bisheriges Amt übernehmen wollte; jedoch erfuhr ich bei dieſer Gelegenheit, daß Keiner von uns ganz ohne Geld war. „Wenn denn Keiner, fuhr ich fort, aus ſeiner Taſche das Zahlamt übernehmen will,

ſo will ich recht gern bis hierher die Zahlung beſorgt haben, aber in der Folge muß Jeder für ſich ſorgen.“ Wiewohl ich von Braunſchweig an meine Geſellſchafter verwöhnt hatte, und daher meine jetzige Sprache wohl Allen nicht recht gefallen wollte, ſo ſchienen ſie doch den Grund für gewichtig genug zu halten, kurz es wurde, ehe wir aufſtanden, beſchloſſen, daß fortan ein Jeder für ſich ſorgen ſollte. Wir arbeiteten uns wieder nach unſerem Wege durch, und gingen wohl eine Stunde, ohne daß Einer ein Wort geſprochen hätte, weiter.

Der ehrwürdige Brocken mit ſeinem kahlen Haupte blieb uns immer noch zur Seite, ſo ſchnell wir auch weiterſchritten und ſo tief ſich ſchon die Sonne dem weſtlichen Himmelsrande genähert hatte. Nicht gerade in Norden von uns ſtand er mehr, aber weiter ſchienen wir uns von ihm noch nicht entfernt zu haben. Unſer Weg nahm, ſo wenig uns das lieb zu ſeyn ſchien, eine immer mehr ſüdliche Richtung; aber was ſollten wir wählen? Der Wald, wodurch er führte, war äußerſt dicht und kaum wandelbar, kein anderer Weg war, ſo weit unſere Blicke ſtellenweiſe trugen, zu entdecken, auch nicht zu vermuthen, wir mußten ihn alſo auf gutes Glück verfolgen. Endlich wurde es lichter vor uns, wir entdeckten nacktes Feld, und bald ſahen wir in geringer Entfernung vor uns eine kleine Stadt liegen. Hier war nun guter Rath theuer: in das Städtchen zu gehn, war gewagt, gefährlich; nicht hinein zu gehn, ſehr unangenehm und vielleicht auch gefährlich. Ohne zu einem Endentſchluſſe zu kommen, wanderten wir auf freiem Felde immer weiter, und waren bald dem Orte ſo nahe gekommen, daß wir ihn kaum mehr umgehen konnten.

Rei-

Keiner von uns ſprach, Keiner dachte vielleicht etwas, wir folgten willenlos unſerem Schickſale und traten in das Städtchen hinein. Nirgends gingen wir unangeſtaunt vorüber, denn unſere verſchiedene, ſehr abweichende und noch dazu zerriſſene Bekleidung mochte eben ſo gut allgemein auffallen, als die großen Schnurbarte Einiger, und unſere gewaltigen Knüppel. Bald erreichten wir ein Wirthshaus, wir traten ein.

Der Wirth, der uns ſchon von Weitem bemerkt und auch unſeren Stand errathen hatte, trat uns entgegen und ſagte, daß wir viel gewagt hätten, bei hellem Tage durch die Stadt zu gehen. Er rieth uns, ſogleich den Weg weiter fortzuſetzen, und ſo ſchnell als möglich, ohne übrigens weiteres Auffallen zu erregen, auf der entgegengeſetzten Seite aus der Stadt zu kommen. „Wenn Sie aus der Stadt gegangen ſind und nicht mehr bemerkt werden können, ſo gehen ſie links in das Holz, verweilen da eine Zeit, kommen dann in einem Bogen hinter der Stadt wieder zurück, zeigen ſich außerhalb des Holzes; ich werde vor meiner Gartenthür ſtehn, und wenn nichts für Sie Gefährliches zu befürchten iſt, dann werde ich winken; Sie kommen ſchnell zu mir und ich übernehme für Sie die Sorge.“ Dieſer Rath, die Miene des Mannes, ſeine ängſtliche eilige Rede, konnten kein Mißtrauen erregen, konnte nur gut gemeint ſeyn; wir gingen daher, wie uns der Mann geſagt hatte, und der Erfolg bewies, daß es gut gethan war. Wir trafen unſeren vorſichtigen freundlichen Wirth an der bezeichneten Stelle, er führte uns in eine Stube, wo wir allein waren und überließ uns, ohne daß wir etwas beſtellt, alſo noch we-

niger etwas Nothwendiges erhalten hatten, eine lange Zeit unſerem eigenen Nachdenken.

So freundlich wir bis jetzt empfangen und aufgenommen worden waren, ſo wenig Mißtrauen ich in alles Sprechen und Thun des Mannes ſetzen konnte, ſo wenig Gefahr überhaupt jetzt ſchien zu befürchten zu ſeyn; ſo machte doch unſer ganzes nothwendiges Eilen und Drehen und Wenden und Schleichen, das Gefolge meiner Freiheit, meine Lage mir immer unangenehmer, unausſtehlicher, ja ich warf ſchon trübe Blicke in die Zukunft. Endlich trat unſer Wirth ins Zimmer, ſagte, daß nichts zu befürchten wäre und fragte nach unſeren Wünſchen. Wir beſtellten zunächſt Brod und Butter mit der Andeutung, daß wir ſeit vier Uhr Morgens nichts gegeſſen hätten. Unſere Wünſche wurden durch ſeinen baldigen und reichlichen Transport befriedigt. Er ſetzte uns nun ſeine ganze Handlung mit reichen Worten aus einander, was alles wir natürlich ſchon vorher ganz begriffen hatten, ſagte, daß auch hier noch böſe verrätheriſche Menſchen vorhanden wären, welche man hinter das Licht zu führen ſuchen müßte; „aber, fuhr er fort, ſie werden wohl immer ſeltener, wenn ſie ſehen, daß ihre Verrätherei ihnen mehr Schaden als Vortheil bringt, daß ſie ſich dadurch die Verachtung ehrlicher Leute zuziehen, und daß Keiner mehr mit ihnen was zu thun haben will. Sehen Sie, da draußen vor der Stadt, wo Sie herein gekommen ſind, hätten Sie ein kleines Haus ſehen können, das ſo ein Spitzbuben-Kerl bewohnt. Es geht ihm ſchlecht, er iſt nicht recht geſund, hat eine Hucke lieder Kinder, und Jedermann hatte Mitleiden mit ihm und half wie und wo er konnte.

Nun denken Sie ſich, zu dieſem Kerl kommt vor vier Wochen ein weſtphäliſcher Deſerteur, bittet um Nachtlager und um Eſſen. Alles wird ihm von dem ſchlechten Kerl gern bewilligt. Er fragt nun wohin? woher? und erfährt die reine Wahrheit, weil der arme Mann glaubt, daß auf dem Harze nicht ſo ſchlechtes Volk wohnt. Der Lumpenhund ſagt, daß er kein Eſſen und Trinken zu Hauſe hätte, er müßte es erſt aus dem Wirthshauſe holen. Das that er nun freilich wohl, hier von mir hat er's geholt, hier bei mir iſt das Rabenas geweſen; aber er geht auch nach den Gensdarmen und ſagt wer bei ihm eingekehrt ſei, und dann geht er nach Hauſe und ſetzt ſeinem Gaſte ein gutes Abendbrod vor. Dieſer iſt kaum mit dem Eſſen fertig und will ſich zur Ruhe legen, ſo tritt ein Gensdarm herein und nimmt den armen, vor Schreck faſt ohnmächtigen Deſerteur gefangen. Denken Sie ſich den Schreck, den der arme Mann gekriegt haben muß! Ueber den Spitzbuben! daß der liebe Gott über ſolche Menſchenbrut auch ſeine Sonne ſcheinen läßt! Was hat er nun davon? Die paar Thaler Sündengeld ſind lange ſchon wieder verthan, und kein Menſch mehr erbarmt ſich über ſein Elend! Für mich mag der Hund vor Hunger verrecken, ich gebe ihm nichts, auch von den Meinigen darf Keiner ihm was geben, oder das Donner und Wetter ſollte ihm auf den Kragen fahren. Ich habe ihn ſchon zweimal nachher aus meinem Hauſe geſchoben, dann geworfen, er wird wohl nicht wieder kommen. Sagen darf ich wohl nicht, warum ich jetzt dem Kerl ſo böſe bin, aber die Guten hier im Orte, und das ſind die meiſten, wiſſen wohl, warum ich ſo handle." Auf dieſe und ähnliche Weiſe redete unſer Wirth

während unſerer Arbeit noch immer und ſagte unter anderem, daß ſchon oft ſolche Leute, wie wir, bei ihm eingekehrt wären. Auf meine Frage, ob wir, da es ſchon ſpät geworden ſey, bei ihm übernachten könnten, erfolgte eine unbedingte abſchlägliche Antwort. Recht gern, ſagte er, wolle er uns eine Strecke begleiten und auf den rechten Weg führen, aber die Nacht über hier zu bleiben, daraus könne nichts werden. Wir mußten uns ſeinen Entſchluß gefallen laſſen.

Bis zum nächſten Frühſtücke war der Magen reichlich verſorgt, und da die Sonne eben auch ſchon untergegangen war, ſo wollten wir unſere Zeche bezahlen und die Nachtreiſe antreten. Der Wirth fragte uns, ob wir denn keinen Imbiß auf die Reiſe mitnehmen wollten? Das war in der That ein Wort zu ſeiner Zeit, freudig ſagten wir Alle, wie aus einem Munde, ja! Unſer väterlicher Wirth ging, kam bald wieder, und brachte nicht allein fünf ſehr große, mit Fleiſch belegte Butterbrode, ſondern für Jeden auch eine kleine, mit gutem Branntwein gefüllte Flaſche. Als wir nach der Zeche fragten, ließ er ſich das bezahlen, was wir gefordert hatten; den Vorrath auf die Reiſe, welchen wir nicht beſtellt hatten, bat er uns, von dem guten Willen eines guten Freundes umſonſt anzunehmen. Wir dankten herzlich für ſeine freundliche Gabe und für ſein väterliches Wohlwollen. Er führte uns wieder durch ſeinen Garten, brachte uns auf den richtigen Weg und wünſchte uns eine recht glückliche Reiſe. Wir unſerer Seits wünſchten ihm ebenfalls von ganzem Herzen Glück und Segen für jetzt und immerdar.

Wären die Leute nicht überall und allgemein dem

Jede der Franzoſen müde geweſen, hätten ſie nicht gern Alles vermieden, was ihren Zwecken förderlich, und Alles gern gethan, was hinderlich ſeyn konnte, hätten ſie nicht die Deſerteurs als Martyrer des franzöſiſchen Uebermuthes bemitleidet und mithin nach Kräften Alles angewendet, um ſie, auf welche Weiſe es ſeyn möchte, durchzuhelfen und ſie aus den franzöſiſchen Klauen zu retten; wie wäre es für uns möglich geweſen, mit dieſer Sicherheit auf den gefährlichſten Wegen zu wandeln? wie hätten wir es vermeiden ſollen, da uns nirgends die Oertlichkeit bekannt war, den Gensdarmen in die Arme zu laufen? wie hätten wir es wagen dürfen, in irgend einem Dorfe nur in ein Haus zu treten, ohne verrathen und übermannt zu werden? Jedoch Verrath war nur ſelten zu befürchten, Hülfe und guter Rath überall zu erwarten, und daher denn die Zuverſicht und Sicherheit aller weſtphäliſchen Deſerteurs, und der Grimm Aller, der auf die fiel, welche ſich eines ſolchen Verrathes ſchuldig gemacht hatten. Meine Kameraden wurden nicht ſelten mit ſcheelen Augen angeſehn, es ſchien mir oft, als wenn ſie nicht für weſtphäliſche Deſerteurs gehalten wurden; ich mußte daher auf Befragen überall das Wort nehmen, damit ſie ſich nicht etwa verriethen und dann gewiß des Schutzes verluſtig gingen. Je mehr Bauern und Bürger die weſtphäliſchen Deſerteurs durchzuhelfen ſuchten, was den Gensdarmen gar wohl bekannt war, deſto mehr waren dieſe auf ihren Poſten, ja faſt ihr ganzes Thun und Beſtreben war darauf gerichtet, die widerſpenſtigen Conſcribirten und die Deſerteurs aufzufangen und nach ihrer Beſtimmung zu fördern. Selten wohl mochte ein Tag vergehen, wo auf den Hauptſtra-

ſen nicht ein Dutzend dieſer armen Geſchöpfe hin und her transportirt worden wären. War es nun eine unüberwindliche Abneigung gegen die franzöſiſche Zwingherrſchaft, oder überhaupt Unluſt gegen jede Art von Militairſtand, die ſo viele damalige Weſtphalen zur Deſertion verleitete und antrieb, das will ich hier unentſchieden laſſen und nur anmerken, daß wahrſcheinlich der eine wie der andere Grund Veranlaſſung geweſen ſeyn mag. Kurz: weſtphaliſche Deſerteurs waren an allen Orten, und jeder an Geiſt und Jahren gereifte Mann war mehr oder minder mit ihnen im Bunde.

Wir gingen die ganze Nacht durch, hatten am frühen Morgen den Harz und mithin auch den Brocken ſchon weit hinter uns, und befanden uns auf freiem Felde. Die öſtliche Richtung hatten wir getreulich verfolgt, wir befanden uns alſo auf dem rechten Wege und konnten uns getroſt eine Zeitlang niederſtrecken, um von dem Marſche auszuruhen und uns mit der freundlichen Gabe des Wirthes aus Elbingerode, ſo hieß der Ort, wieder zu ſtärken. Wir hatten uns nicht fern von einem größeren Querwege gelagert. Noch hatten wir unſer Frühſtück nicht ganz verzehrt, als wir einen Bauer auf uns zukommen ſahen. Wir blieben ruhig in unſerer Lage. Er trat an uns heran, als wenn er uns etwas ſagen wollte, und wünſchte uns „guten Morgen!“ Auf unſere Fragen: woher die Wege kommen und wohin ſie führen, gab er uns Auskunft, und fragte zugleich, wohin wir wollten und was wir für Leute wären? Als ich ihm ſagte, wir wären weſtphaliſche Deſerteurs, ſo antwortete er, daß er das auch ſchon gedacht hätte: da mußte er uns aber ſagen, daß wir uns hier

auf einer gefahrlichen Stelle befanden: denn der Weg da führte nach Quedlinburg und wurde täglich von Gensdarmen unsicher gemacht. Wir dankten ihm für Rath und Auskunft, und er wünschte uns eine glückliche Reise. Den Rath des Alten befolgten wir gleich, und begaben uns wieder auf den Weg. Kaum hatten wir den Fahrweg nach Quedlinburg erreicht, als wir, keine halbe Viertelstunde von uns, auf demselben einen Gensdarm zu Fuß vor uns erblickten. Was sollten wir fünf starke Leute nun in der Gegenwart eines Gensdarmen beginnen? Davon laufen? das wollte Keiner; stehen bleiben? dazu war nicht zu rathen: wir gingen also langsam weiter und setzten uns, sonderbar genug, kaum funfzig Schritte von der Straße in eine tiefe, aber leicht zugängliche Lehmgrube, welche wir zufällig an unserem Wege antrafen. Hierin konnte Keiner von uns den Gensdarm, noch dieser uns sehn, jedenfalls mußte er aber unser Verschwinden bemerkt haben. Wir erwarteten, zum Angriffe bereit, unseren Feind; wir warteten wohl eine Viertelstunde, Keiner störte uns; endlich sahen wir über den Rand unserer Grube, und — der Gensdarm hatte sich schon weit entfernt. Offenbar hatte der Waffenmann das Sicherste gewählt: war er tollkühn, so griff er uns an, und Einer von uns war vielleicht verloren, vielleicht auch Zwei, jedenfalls wäre aber auch er nicht mit dem Leben davon gekommen. Feigheit von seiner Seite war es nicht, daß er vor uns vorbeiging: denn er konnte auch Feuerwaffen bei uns vermuthen, und sein Verderben war dann gewiß, ohne daß Einer von uns beschädigt worden wäre. Er that also, als hätte er uns nicht gesehn, und ließ uns ungestört; er

folgte der Klugheit und wich der Uebermacht; denn hätte er in die Grube gesehn, so würde ihn vielleicht der erste Stein schon zu Boden gestreckt haben. Wir hatten die beste Wahl getroffen, für ihn sowohl wie für uns, und er hatte weislich geholfen.

Nicht gleich verließen wir die Grube, sondern ruhten uns von dem gehabten Schrecke noch etwas aus, tranken auf das Wohl unserer Freunde in Elbingerode, auf dem Auerhahn und in der Köhlerhütte tapfer aus unserem Vorrathe, und dann erst setzten wir unsere Reise weiter fort. Ich kann hier nicht unterlassen, zu gestehen, daß es mir damals sehr leid that, daß ich nicht auf das Wohlergehn des Wirthes in der Schluft trinken konnte, denn es war mir nicht möglich, das Mißtrauen gegen ihn ganz zu unterdrücken. Wir erreichten bald wieder einen ausgedehnten Wald, und, da die Sonne schon hoch am Himmel heraufgestiegen war und die nächtliche Frische verjagt oder getrocknet hatte, so beschlossen wir hier auszuruhen und auf einer geeigneten sicheren Stelle das in der Nacht Versäumte nachzuholen.

Mittag war schon lange vorüber, als wir erwachten und die Fortsetzung der Reise nach der Elbe antraten. Bald erreichten wir einen kleinen Fluß, dessen klares Wasser uns bei der drückenden Hitze doppelt angenehm war. Wir gingen an ihm bis zu einem dichten Gebüsche abwärts, trafen in diesem einen schönen berasten und beschatteten Boden an, der uns zur Aufnahme freundlich einlud. Eine zweckmäßigere Stelle, um den Körper und seine Bedeckung einmal zu reinigen, war so leicht nicht wieder aufzufinden, wir benutzten also diese günstige Gelegenheit, zogen uns aus und begannen

unſere Arbeit. Mit dem Körper war das Nöthige und Wünſchenswerthe und Behagliche bald abgethan; deſto mehr Zeit aber erforderten die Kleider. Ich war mit meiner Wäſche zuerſt fertig; denn nachdem ich an der völligen Reinigung meines Hemdes verzweifelte, kam ich bald, da ich noch zwei dicht eingewickelte Hemden bei mir hatte, zu dem kurzen Entſchluſſe, es wegzuwerfen und als ein Andenken zurückzulaſſen. Dieß geſchah, ich kleidete mich wieder an, und fühlte mich aus vielen Gründen beſſer. Um des läſtigen Tragens überhoben zu ſeyn, hatte ich meine beiden Hemden angezogen, die Strümpfe in die Taſche geſteckt, und hatte jetzt beide Hände frei; meine Geſellſchafter machten die Sache umgekehrt, ſie zogen erſt die Oberkleider an und thaten ihr feuchtes Hemde darüber. So coſtümirt gingen wir wieder nach unſerem Wege und ſetzten den Marſch weiter fort.

Eine Stunde lang mochten wir etwa gegangen ſeyn, als uns mehre Bauern begegneten. Wir fragten ſie, welche Richtung wir einzuſchlagen hätten, um auf dem kürzeſten Wege die Elbe zu erreichen, indem ich noch hinzufügte, aber ohne den Gensdarmen in die Hände zu fallen, mit denen wir nicht gut Freund wären. „Ha, ha! nun verſtehe ich Sie," ſagte ein Bauer, „man ſollte ſich ja beinah fürchten, ſo unternehmend und grimmig ſehen Sie aus." Mit kurzen Worten war ihnen der weiße Anzug erklärt. Wir wurden belehrt, daß wir nur noch eine ſtarke Meile bis Aſchersleben hätten, wir thäten jedoch wohl, wenn wir uns weiter rechts hielten und dieſes Städtchen zu umgehen ſuchten; weiter vernahmen wir, daß wir das Anhältiſche bald wieder errei-

den würden, über die Saale und vielleicht auch über die Mulde ſetzen müßten, und, wenn wir uns in Acht nähmen und kein Unglück hätten, ſo würden wir auch bald jenſeits der Elbe ſeyn. Wir dankten für die erhaltene Kunde, und verfolgten einen anderen Weg, den wir bald antrafen und der uns auch nach der bezeichneten Gegend hinführte.

Damit ich in dem Genuſſe meiner Freiheit nicht zu übermüthig und üppig wurde, mußte immer etwas Bitteres oder ſonſt Unangenehmes die zu große Freude mehr und mehr herabſtimmen. Dießmal war es der Hunger, welcher mich quälte, und noch erblickte ich keinen Ort, wo Mittel dagegen beſchafft werden konnten. Die Sonne war ihrem Untergange bereits ſehr nahe, als wir aus einem kleinen Walde traten und ein Dorf dicht vor uns erblickten. Ein ſchmaler Fußſteig, worin ſich unſer Fußweg verengte, geleitete uns zwiſchen zwei Häuſern durch mitten in das Dorf. Wir ſtutzten, als wir ſahen, daß ein Hauptweg der Länge nach durch das Dorf führte. Die Vorſicht rieth, den Ort gleich wieder zu verlaſſen, der Magen forderte dagegen mit Ungeſtüm das Gegentheil, und wir kehrten in den benachbarten Krug ein. (Die Hemden hatten übrigens meine Begleiter zuvor wieder an ihren gehörigen Ort gebracht.) Wir trafen hier zwei Männer und zwei Frauen an, die unſeren „guten Abend!“ freundlich erwiederten und uns Allen nach der Reihe die Hände reichten. Wir forderten, was uns Noth that, und ich fragte, ob wir hier ſicher wären, denn wir wären weſtphäliſche Deſerteurs, und trachteten in das Preußiſche zu kommen. Hier wollte Keiner mit der Sprache recht heraus. Dieſe Zurückhaltung fiel mir centnerſchwer

auf die Seele, und ich hätte gleich wieder zurückgehen mögen, wenn die Forderungen des Magens nicht so ſtürmiſch geweſen wären. Bald wurde uns Brod und Butter zur Genüge gebracht und ebenfalls eines Jeden Flaſche bis an den Hals gefüllt. Meine Aengſtlichkeit fiel meinen Kameraden auf, ſie ſuchten durch Winke und Blicke ihren Grund zu erfragen, und ich winkte ihnen Stillſchweigen zu. Jeder ſchnitt ſich nun von dem groſſen Brode ein gewaltiges Stück ab und bedeckte es mit einer anſehnlichen Lage herrlicher Butter. Jetzt wünſchte einer von den beiden Männern den in der Stube Vorhandenen eine gute Nacht und ging. Kaum hatte dieſer das Haus verlaſſen, ſo trat der andere, der Wirth, wieder in die Stube, ſagte, daß der Weggegangene der Maire des Ortes ſey, und er riethe uns daher, da wir von Nachtquartier noch nicht geſprochen hätten, uns mit Eſſen und Trinken reichlich zu verſehen und dann ſchnell das Weite zu ſuchen. Zugleich ſagte er uns, ſo weit es ſich in der Eile thun laſſen wollte, die beſten und ſicherſten Wege und wünſchte uns Gottes Segen auf die Reiſe. Wir bezahlten, dankten, gingen davon und entkamen abermals glücklich der Gefahr.

Ich hatte es ganz wieder vergeſſen, daß außer Gensdarmen auch ſonſt noch Leute für uns nachtheilig werden könnten, obwohl ich ſelbſt durch die Angabe des Maires von Himmelsthür in die Gewalt der Gensdarmen geliefert worden war. Die Nacht wurde immer finſterer und endlich ſo rabenſchwarz, daß wir uns gegenſeitig, ſo dicht wir auch zuſammen zu bleiben ſuchten, nicht ſehen konnten. Bald hatten wir auch den Weg verloren, und gingen auf's Gerathewohl immer über Wie-

ſen und Felder weiter; nur ein geringer, aber bei Gewittern höchſt unzuverläßiger Wegweiſer war uns geblieben, der Wind. Vor uns und ſeitwärts und bald auch über uns erhellten Blitze auf Augenblicke unſere Umgegend, zeigten uns aber keinen beſſeren Weg, ſondern machten die Nacht noch ſchwärzer. Immer heftiger wurde das Ungewitter, Blitz auf Blitz zuckte um uns her, fürchterlich brüllte und krachte der Donner und wie in Strömen ſtürzte der Regen herab, und kaum waren wir ſtellenweiſe noch im Stande, unſere tief eingedrungenen Füße aus dem aufgeweichten ſchweren Boden wieder heraus zu ziehen. Plötzlich erblickten wir ſeitwärts eine vom Blitze erhellte Reihe Bäume. Wir gingen nach dieſer Richtung hin und, jetzt, o Freude! wir befanden uns, wie die Blitze uns deutlich zeigten, auf der Chauſſee. „Welche Richtung wollen wir nehmen?“ wurde gefragt. „Da iſt wohl kein Zweifel, wir müſſen rechts gehn,“ entgegnete ich, und wir gingen rechts. Trotz das Gewitter mit aller Macht noch immer fort wüthete, waren wir doch äußerſt froh und munter, und da der äußere Körper ganz durchnäßt war, ſo trugen wir Sorge, auch den Magen in denſelben Zuſtand zu verſetzen. Schnell gingen wir nicht, ſondern wir ſchlenderten gleichſam nur weiter, um vielleicht nicht zu weit rechts zu kommen. Uns hinſetzen und den Morgen erwarten konnten und durften wir nicht, denn das Wetter war ſehr abgekühlt, und wir hatten ſchwerlich einen Faden Trockenes an unſerem Körper.

Bei Tages-Anbruche erblickten wir ſeitwärts einen großen Ort, welchen wir für eine Stadt im Anhalt'ſchen hielten. Wir beſchloſſen, der Stadt näher zu kommen,

um doch wenigſtens Menſchen anzutreffen und zu erfahren, in welcher Gegend wir herumirrten und welche Richtung wir weiter zu verfolgen hätten. Bald wurden wir aus der Ungewißheit befreit, denn wir trafen einen Bauerknecht an, der uns den Ort Bernburg nannte und die Richtung angab, welche wir zu verfolgen hätten, um auf dem nächſten und ſicherſten Wege die Elbe zu erreichen. Wiewohl wir erkannten, daß es vielleicht nicht gut gethan ſey, gerade auf die Stadt loszugehn, ſo ſteuerten wir doch darauf zu und kamen wohlbehalten in deren Nähe an. Daß dieſe Stadt Bernburg war, glaube ich, weiß es aber nicht gewiß, ſo wie überhaupt das Meiſte, was mir während zweier Tage in dieſer Gegend aufſtieß, aus meiner Seele ganz verwiſcht iſt oder mir doch nur ſehr dunkel vorſchwebt. Auch müſſen wir damals ſehr ungenau berichtet worden ſeyn, oder auf unſere Schritte und Tritte wenig geachtet haben, denn wir wurden dreimal über die Saale geſchifft, kamen dicht bei Cöthen vorbei, gingen wohl einige Stunden auf einer ſchönen, mit Obſtbäumen beſetzten Chauſſee, gelangten endlich in die Nachbarſchaft von Wittenberg, ohne meines Wiſſens über die Mulde gekommen zu ſeyn. Mundvorrath hatten wir in der Nachbarſchaft von Bernburg für einen Tag, wie es uns ſchien, reichlich eingekauft, aber zu meinem Leidweſen mehr als zur Hälfte auf Koſten meines Reichthums. Hätten wir von Bernburg aus, woran aber Keiner von uns dachte, und kein Gefragter uns, die wir wie Spitzbuben und Räuber ausſahen, erinnerte, auf dem nächſten Wege die Elbe zu erreichen geſtrebt, ſo wären wir, doch ich, in wenigen Stunden in Sicherheit geweſen, und ich hätte von mei-

nur Lebenszeit zwei Jahre gerettet. So wankten wir aber gedankenlos auf dem lieben Ufer des erſehnten Fluſſes in die Kreuz und Quere, und kamen unſerem Ziele gar nicht oder doch nur wenig näher. So kam der Abend heran; die Nacht wurde theils mit Gehen, theils mit Ausruhen verbracht, und der Morgen brachte uns dieſelbe Unſicherheit und dieſelbe Unentſchlüſſigkeit wieder. Leute, die wir fragten, wußten uns entweder keine Richtung anzugeben, denn nach Städten und Dörfern konnten wir nicht fragen, oder ſie wollten es nicht, oder führten uns auch wohl abſichtlich in die Irre; jedenfalls fanden wir hier, wenigſtens in Bezug auf uns, einen anderen Menſchenſchlag, auf den wir uns nicht verlaſſen konnten. Die übele Stimmung, worin dieſe vielen Widerwärtigkeiten uns verſetzten, wurde noch durch einige Mißhelligkeiten in der Geſellſchaft ſelbſt bedeutend vermehrt, wozu vorzüglich zweierlei Veranlaſſung gab: einmal wollte ich für Keinen noch irgend etwas bezahlen, und zweitens wollte Jeder eine andere Richtung nehmen. Der erſte Punkt war bald beſeitigt, denn es hieß: „Da müſſen wir betteln gehn;“ und in Hinſicht des zweiten Punktes, meinte man, könne ja ein Jeder thun, was er wolle. Nach dieſem Zwieſpalt gingen wir weiter, blieben zwar Alle beiſammen, aber die Einigkeit und Vertraulichkeit war verloren, und Keiner ſprach ein aufheiterndes Wort mehr. Meine Kameraden beſuchten jedes benachbarte Dorf, und kamen mitunter, reich mit Brod verſehen, wieder zurück; ich ſuchte den Krug auf und kaufte ſo viel, daß ich jedesmal Hunger und Durſt zur Genüge beſchwichtigte.

Es war ſchon ſpät am Nachmittage, als wir nach

einigen Stunden Ruhe auf unserem Wege ein großes Dorf erreichten. Wir gingen Alle hinein, und drei von uns begaben sich gleich in ein ansehnliches Bauerhaus, um zu fouragiren. Freudig sprang Einer von ihnen gleich wieder heraus und rief: „Ihr sollt auch herein kommen.“ Ich befürchtete nichts Arges und trat mit dem kleinen Preußen auch auf den geräumigen Hof. Nicht lange hatten wir gestanden, als auf einem Rasenplatze des Hofes ein weißes leinenes Tuch ausgebreitet, mit einer großen Schüssel voll saurer Milch besetzt und auch mit Brodstücken reichlich belegt wurde. Der Herr des Hauses trat an uns heran und bat uns Platz zu nehmen und zuzugreifen. Wir lagerten uns rings um die Schüssel herum, ergriffen unsere Löffel und unser Brod und ließen uns das Mahl gut schmecken. Knechte und Magde aus dem Hause selbst und aus der Nachbarschaft bildeten um uns einen breiten bunten Kreis, und sahen sehr aufmerksam zu, wie einige fremde Menschen aßen. Kaum war unsere Schüssel geleert, so wurde sie auch schon wieder mit einer anderen vertauscht. Die Kunde von dem seltsamen und merkwürdigen Schauspiele, was wir hier aufführten, verbreitete sich bald durch das ganze Dorf, und Klein und Groß, Jung und Alt strömte auf den Hof, stellte sich auf Holzhaufen oder sonst erhabene Gegenstände, saß und stand Kopf an Kopf auf Planken und Zäunen, und — sah uns essen. Merkwürdig und eigenthümlich genug mochten wir selbst sowohl, wie unsere Lagerung den guten Menschen erscheinen, denn Jeder war nur mit Beobachten beschäftigt und ließ kein Wort laut werden, überall herrschte die tiefste Stille, und trotz der großen versammelten

Menſchenmenge hörte man weiter nichts, als das Geräuſch unſerer Löffel.

Nachdem wir ſattſam geſtärkt und erfriſcht worden waren, wurde die offene Tafel aufgehoben, und wir erhoben uns. So wie wir eben uns aufgerichtet hatten, ertönte durch alle Reihen ein zuſammenhängendes Gemurmel, als wenn Jeder ſeinem Nachbar die Empfindungen ſeines Herzens über das geſehene wunderſame Schauſpiel jetzt erſt kund zu geben wagte. Warum wir hier ſo angeſtaunt wurden, das ſchien mir erſt nach einigen Stunden einigermaßen klar zu werden, wir wurden nämlich für ganz etwas anderes gehalten, als wir wirklich waren; denn für bloßes Angaffen deſſen, was zur Schau geſtellt wurde, war die Menſchenmaſſe, ſo wie ihre muſterhafte Ruhe und Aufmerkſamkeit viel zu groß und auffallend. Wir bedankten uns für die freundliche Aufnahme und entfernten uns. Keiner unſerer zahlreichen Zuſchauer verlor uns einen Augenblick aus dem Geſichte, ja Anfangs bewegten wir uns durch zwei Reihen Menſchen, bis wir endlich das Dorf wieder hinter uns hatten. Weit ſchon waren wir entfernt, als vor dem Dorfe noch viele Menſchen verſammelt waren, um unſeren Anblick ſo lange zu genießen als irgend möglich.

Die Sonne war ſchon untergegangen, als wir in der Nachbarſchaft von Wittenberg, wo wir einzeln über die Elbe gelangen zu können hofften, in ein Dorf kamen. Wir trafen vor dem Wirthshauſe viele Männer und Frauen an, die alle in ein wichtiges Geſpräch vertieft waren. Zwei Bauern in Feſtkleidern waren, wie es ſchien, die Veranlaſſung dazu: ſie ſtanden in der

Mitte

Mitte einer gedrängten aufmerkſamen Maſſe, und, wenn dieſe befriedigt war, ſo fand ſich wieder eine andere Geſellſchaft, umringte ſie, und vernahm vielleicht zum zweiten oder dritten Male aus ihrem eigenen Munde die merkwürdige Geſchichte. Faſt unbemerkt hatten wir uns unter die Menſchen geſchlichen, und vernahmen nun ebenfalls: daß die Franzoſen geſchlagen worden und die Oeſtreicher bereits in Leipzig eingerückt wären. „Ja, wir haben ſie heute geſehn, ganz Leipzig iſt davon voll! kohlſchwarz ſind ſie angezogen, ſehen aus wie die Teufel, vorn an ihrer Mütze haben ſie einen blanken Todtenkopf. Der Herzog von Braunſchweig kommandirt ſie.“ Was war nun zu thun? Die Erzählung machte auf mich einen tiefen Eindruck: Daß der Herzog von Braunſchweig mit ſeiner Schaar in Leipzig wirklich eingerückt ſey, daran zweifelte ich nicht; daß er auf ſeinem Zuge bald nach Braunſchweig verdringen würde, das ſuchte ich mir als gewiß einzureden: ich beſchloß daher nach Leipzig zu gehn, nähere Erkundigungen einzuziehen, und das Weitere dem Schickſale zu überlaſſen. Ich eröffnete meinen Geſellſchaftern, wozu ich mich entſchloſſen hätte, und fragte ſie, ob ſie auch die gute Gelegenheit benutzen wollten? Anfangs fand ſich Keiner; endlich entſchloß ſich der kleine Preuße, mich nach Leipzig zu begleiten. Vor unſerem Abgange kehrten wir noch ins Wirthshaus ein, wo wir eine große Menſchenmenge beiderlei Geſchlechts antrafen, die noch immer eifrig die Leipziger Angelegenheit beſprachen und Glück und Unglück daraus prophezeihten. Wir ſetzten uns, ich ließ noch einmal auf meine Rechnung auftiſchen, wir ſchenkten uns vollkommen wieder aus, und Jeder gab nun an, wo er

weiterhin sein Glück aufsuchen wollte: der Pole beabsichtigte nach seinem Vaterlande zurückzukehren, ein Anderer hoffte in Schlesien sein Glück zu finden, ein Dritter war noch unentschlüssig, ob er in Berlin oder in Königsberg sich niederlassen sollte, und wir beiden Letzten richteten unsere Hoffnung nach Leipzig, wohin wir auch gleich, nachdem wir unseren Kameraden Glück auf die Reise gewünscht hatten, trotz der dunkelen Nacht abgingen. Hatten wir hier nicht die Kunde von dem Erscheinen des Herzogs von Braunschweig-Oels eingezogen oder wären wir, was ich auch Anfangs wollte, um das Dorf und vorbeigegangen, ich hätte mir viele Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten des Lebens erspart, und hätte nicht nöthig gehabt, mit so vieler Mühe und Anstrengungen und unter so vielen Gefahren mich dahin durchzuarbeiten, wohin ich hier so leicht und sicher gelangen konnte. Jedoch: „Man schafft so gern sich Sorg' und Müh', sucht Dornen auf und findet sie, und läßt das Veilchen unbemerkt, das uns am Wege blühet."

Wiewohl uns Weg und Richtung genau angegeben worden war, so überzeugten wir uns doch schon kaum nach Verlauf einer Stunde, daß wir in die Irre gegangen waren, denn unsere Straße wurde immer schmäler und schmäler, zeigte sich immer weniger befahren und betreten, hörte endlich ganz auf, und wir befanden uns auf freiem Felde. Dennoch setzten wir die einmal gewählte Richtung fort, und hatten das Glück, gerade als der Nachtwächter die Mitternachtstunde anzeigte, in die Nähe eines Dorfes zu gelangen. Uns quälte großer Durst, dann hatten wir die Richtung verloren, Gründe genug, die es forderten, in das Dorf zu gehn und Men-

ſchen aufzuſuchen. Wir gingen hinein, klopften an viele Thüren, nirgends wurde aufgemacht, keine menſchliche Stimme ließ ſich hören, nur hier und da zeigte das Bellen der Hunde an, daß wir nicht ganz unbemerkt geblieben waren. Durſtig und ungewiß, wohin wir uns wenden ſollten, kamen wir wieder aus dem Dorfe heraus. Der Ausgang führte uns in eine Obſtallee, und nicht lange waren wir darin gegangen, als wir von einem kleinen Hunde angebellt wurden, und bald darauf vor einer Hütte ſtanden. Wir riefen: „Guten Abend!“ in dieſelbe hinein, erhielten keinen Dank, wir riefen lauter und lauter, bis endlich aus tiefem Schlafe eine Stimme ſagte: „Was giebt's denn da?“ Wir ſagten, wir wünſchten auf den rechten Weg gewieſen zu werden, und baten den Wächter recht ſehr, uns zurecht zu weiſen. Gähnend und ſich dehnend trat der Wächter aus der Hütte hervor und ſagte uns: „Ja, da ſind Sie ſehr viel um gegangen; gehen Sie jetzt bis ans Ende dieſer Allee, da treffen Sie einen breiten Fahrweg, den müſſen Sie rechts verfolgen, wenn Sie nach Leipzig wollen.“ Wir dankten und wünſchten ihm angenehm zu ruhen, was er ſich nicht zweimal ſagen ließ, denn gleich kroch er wieder in ſeine Hütte.

Das Hündchen des Wächters war mit uns ſchon vertraut geworden und verrieth nichts, wenn wir einige Kirſchen abpflückten. Da die unteren Zweige uns wenig Vorrath ſpendeten, ſo kletterte Jeder auf einen Baum und aß ſich recht ſatt, ohne daß das Hündchen im geringſten mukkte. Unſer Durſt war ziemlich gelöſcht und der Weg aufgefunden, wir hatten alſo jedenfalls Alles erreicht, weßwegen wir in das Dorf gegangen waren.

Nun eilten wir ſchnell weiter. Als der Morgen heller und heller geworden war, erblickten wir ſeitwärts in der Ferne das erſehnte Leipzig. Die Straße, worauf wir uns befanden, ſchien nicht der rechte und nächſte Weg zu ſeyn; jedoch weil wir keinen anderen hatten und erſehn konnten, ſo mußten wir ihn noch weiterhin verfolgen. Bald kam uns eilig ein Mann zu Pferde entgegen, von dem wir uns Auskunft über die Vorgänge in Leipzig und über unſeren Weg erbaten. Wir erhielten zur Antwort, daß die Schwarzen bereits vor Tage nach Halle ausmarſchirt wären, auf unſerem Wege könnten wir nach Leipzig, auch nach Halle gelangen, wie wir uns wendeten, und damit gab er ſeinem Pferde die Sporen und eilte in ſtarkem Trabe davon.

Nach der Ausſage des Reiters war unſere Wanderung nach Leipzig unnütz; wir beſchloſſen daher, unſeren Marſch geradehin nach Halle zu richten. Wir waren, wie uns nach und nach mehre Leute verſicherten, auf dem ganz richtigen Wege dahin. Nun beſchleunigten wir unſere Schritte, um ſo bald als möglich die Schwarzen einzuholen; aber dieſe waren noch ſchneller als wir, denn als wir in der Nachbarſchaft von Halle ankamen, waren ſie ſchon drei Stunden vorher wieder abmarſchirt. In Giebichenſtein ruhten wir etwas aus, ſtärkten uns, und erfuhren hier, daß wir, wenn wir den Herzog noch einzuholen gedächten, unſeren Weg über Eisleben nehmen müßten. Dieß thaten wir. Auf dem ganzen Wege dahin trafen wir Nachzügler an, auch Viele, welche Willens waren, ſich dem Zuge des Herzogs anzuſchließen und ihm ihre Dienſte anzubieten. Aus den Dörfern hatten ſich viele Menſchen geflüchtet,

oder ſich verſteckt, welche ängſtliche Beſorgniß, wie ich mich auf dem Wege hinlänglich überzeugt, unnöthig war, denn der Herzog hielt ſtrenge auf Mannszucht. Weniger war allerdings den Nachzüglern zu trauen, und mancher Dieb mag, durch dieſen Zug begünſtigt, deſto leichter zu ſeinem Ziele gelangt ſeyn. In allen Häuſern, welche wir an der Straße antrafen, fanden wir den Tiſch gedeckt, und wir machten von dieſer Gaſtfreundſchaft gern Gebrauch. Se ganz freundlich wurden wir zwar nirgends aufgenommen, denn es ſchien durch die freundliche Miene auch etwas eigenes Vertrauen ſchon zu ſich ſelbſt, und Mißtrauen und Verachtung gegen uns zu ſprechen, als wenn das ganze Benehmen etwa andeuten ſollte, „wir geben Euch dieſes nur aus Gnade und Barmherzigkeit, und nicht, weil wir müſſen.“ Faſt überall wurden wir gefragt, ob wir die Letzten ſeyen? und unſere Antwort war immer, wir gehörten zu dem erſten Zuge, zu der Avantgarde, die Hauptarmee wäre noch zurück und würde auch wohl bald eintreffen. Jedoch unſere Ausſage fand nicht überall den erwünſchten Glauben, Mancher war dreiſt genug und ſchüttelte ungläubig und bedenklich den Kopf dabei. Auch meine übergroße Hoffnung, daß die Franzoſen aufs Haupt geſchlagen ſeyen, daß der Herzog den äußerſten rechten Flügel der Oeſtreicher commandirte und daß mithin binnen wenigen Wochen Deutſchland die Franzoſenfeſſeln würde abgeſchüttelt haben, wurde ſehr herabgeſtimmt, ja ich fing ſchon an zu fürchten, daß wir die Letzten ſeyn und bald mit Gefahren in unſeren Rücken zu kämpfen haben möchten.

Wir erreichten Eisleben und trafen nur noch einige

Wenge von den Schwarzen an, der Hauptzug hatte ſich nach Hettſtadt gewendet. Ich konnte es hier nicht unterlaſſen, das Haus, worin Luther geboren worden war, mit innigſter Dankbarkeit und Verehrung gegen den großen Dahingeſchiedenen doch nur äußerlich anzuſehn; denn er hatte die Fürſprache der Heiligen bei Gott, die Ablaßkrämerei und die eitle Vergebung der Sünden durch Menſchen abgeſchafft, was Alles ich niemals mit meinem Gotte reimen konnte.

Hierauf eilten wir nach Hettſtadt: hörten aber ſchon auf dem Wege dahin, daß der Herzog ſeinen Marſch nach Quedlinburg gerichtet hätte, und auch wir ſchlugen dieſe Richtung ein. Als wir dieſer Stadt ſpät am Nachmittage ſchon nahe gekommen waren, hörten wir in der Ferne einzelnen Kanonendonner, und wir blieben auch nicht ungewiß, wo dieſe Kriegesmaſſen erſchallen möchten. Mein Begleiter wollte, da wir dicht vor Quedlinburg vernahmen, daß daſelbſt noch zwei Compagnieen zurückgeblieben waren, in dieſe Stadt gehen und ſich anwerben laſſen. Ich war dagegen und rieth ihm, mit mir auf geradem Wege nach Halberſtadt zu eilen; jedoch er beharrte bei ſeinem Entſchluſſe, bat mich, ihm noch 16 Groſchen zu leihen, welche er mir in Halberſtadt wiedergeben wollte, und, nachdem ich ſeine Bitte erfüllt hatte, verließ er mich und ging in die Stadt. Ich eilte nun allein weiter. Der Kanonendonner wurde immer ſtärker und lebhafter, Schlag auf Schlag folgte, auch das Gewehrfeuer hörte ich ſchon deutlich. Nachdem noch nicht eine Stunde das ununterbrochene Feuern gedauert hatte, wurden die Kanonenſchläge immer ſeltener und bald gar nicht mehr vernommen. Hin und

wieder hörte ich noch einige Gewehrſchüſſe, aber auch dieſe ſchwiegen bald. Als ich auf dem Spiegelberge angekommen war, wurde nichts Feindſeliges mehr vernommen, Halberſtadt war ruhig und ſchien, hätte ich nicht die Kanonade gehört, eher an dieſem Abend ein Feſt zu feiern als die Zerſtörung zu bejammern, ſo hell erleuchtet ſtrahlte es zu mir herauf.

Ich war einige Zeit unſchlüſſig, was ich in dieſer ſo weit ſchon vorgerückten Tageszeit beginnen ſollte, als eine höchſt unangenehme Entdeckung meinen Entſchluß ſcheiterte. Als ich noch mit meinen vier Kameraden in Geſellſchaft war, hatte ich mein Geld nicht in einer Taſche, ſondern in dreien untergebracht. Dem kleinen Preußen gab ich 16 Groſchen und hatte ſo die eine Taſche ganz geleert, das wußte ich wohl; ich kümmerte mich aber nicht um die anderen, ſondern meine ganze Aufmerkſamkeit war auf die Kanonade, und mein ganzes Denken und Trachten auf Halberſtadt gerichtet. Ich unterſuchte jetzt alle meine Taſchen, alle waren leer, auch keinen Pfennig fand ich mehr darin! In tiefer Nacht nach Halberſtadt zu wandern, in ein Gaſthaus einzukehren und am anderen Morgen nicht bezahlen können oder mit der Zeche davon zu gehen, dazu hatte ich keinen Muth oder vielleicht nicht Dreiſtigkeit und Unverſchämtheit genug. Ich entſchloß mich alſo kurz und gut, ſo heftig auch mein Magen dagegen proteſtirte, hier zu bleiben und auf der Stelle, wo ich ſtand, mein Nachtquartier zu machen.

Nach einigen Stunden Schlaf wachte ich wieder auf, fühlte aber einen heftigen Hunger, worüber ich ſehr mißmuthig wurde, denn ich erſah keine Gelegenheit, wo

ich ihn ſtillen ſollte, und betteln wollte ich und konnte ich nicht. In dieſen trüben Gedanken vertieft traf mich ein Bettler, der von Halberſtadt kam und über den Spiegelberg weiter ſeinen Geſchäften nachging. Ich fragte ihn, ob er mir ein Stück Brod verkaufen könnte und wollte? Er willigte gleich ein, gab mir aus ſeinem ſchmierigen Sacke ein großes Stück ſehr hartes, ſtellenweiſe verſchimmeltes Brod und ebenfalls einen Schluck Branntwein dazu, wofür ich ihm ein Paar noch faſt ganz neuer Strümpfe überzog. So ſchön mir dieſes Brod ſchmeckte, hat mir erſt nach zwei Jahren in Berlin das Brod wieder geſchmeckt.

Bald darauf, nachdem ich mein Frühſtück verzehrt hatte, ſetzte ich meine Wanderung nach Halberſtadt weiter fort, einzig und allein in Gedanken damit beſchäftigt, was ich in aller Welt nun weiter beginnen ſollte? Zwei Sachen nur ſetzte ich mir zur Entſcheidung vor: entweder ich wollte dieſe gute Gelegenheit benutzen, um endlich einmal meine Mutter und Geſchwiſter wieder zu ſehen und dann das Weitere dem Schickſale überlaſſen, oder ich wollte unter dem Herzog Dienſte nehmen, was mir Anfangs das Sicherſte zu ſeyn ſchien, aber mir keinesweges das Liebſte war. So beſchäftigt kam ich in Halberſtadt an. Vor den Thoren ſah ich von den Schrecken nach einem Gefechte nicht Alles mehr: Zäunen, Thoren, Planken und Pfähle waren vor dem Thore nach Magdeburg mehr oder minder zerbrochen oder zerſplittert, der Boden überall, in Gärten und auf Feldern, war gleichgetreten; dagegen war aber von getödteten Menſchen weiter keine Spur als Blut zu entdecken, nur hier und da lagen noch einige hingeſtreckte Pferde. Im-

ſchen einem Gaſthauſe vor dem Thore und dem Eingange in die Stadt ſelbſt waren zur Erquickung der Sieger, auf groſſen ſegelähnlichen Laken, mit Fleiſch belegte Butterſchnitte, wie die Heuhaufen auf den Wieſen, aufgehauft, und nebenbei ſtanden groſſe Fäſſer mit Wein, bereit jeden Durſtigen zu laben. Alles aß und trank, hüpfte und ſprang, kurz überall ſah ich nur fröhliche Geſichter; nur ich allein wankte mit Hunger im Magen und Kummer im Herzen unter den Siegestrunkenen und Fröhlichen umher. Ich durfte nur zugreifen oder doch nur bitten, und gewiß würde mir Alles, was ich zunächſt bedurfte, gern gereicht worden ſeyn, denn Alles war im Ueberfluſſe vorhanden, ſelbſt die Erde trank den Ueberfluß, wonach ich lechzte. Wehmüthig darüber, daß mir von ſelbſt nichts in den Mund geflogen kam, ſchlich ich aus der Geſellſchaft dieſer frohen Menſchen und wankte nach dem Thore. Dieſes fand ich zerſchmettert, die Nachbarſchaft zertrümmert, innerhalb des Thores die Barrikaden zerſtreut, zerſplittert, zerquetſcht, auf den Straſſen alle Vorragungen theils ebenfalls zerſplittert, abgebrochen oder an beiden Seiten durch die Kugeln dicht wie eingeſägt. In den erſten Häuſern waren auch alle Fenſter zerſchmettert: wahrſcheinlich hatten ſich in einigen derſelben die weſtphäliſchen Soldaten poſtirt, oder ſich auch, nachdem das Thor geſprengt und die Barrikaden zertrümmert worden waren, dahin geflüchtet, auf die Schwarzen gefeuert, und die Schüſſe waren dann tapfer erwiedert worden. Je weiter ich in die Stadt hineinging, deſto weniger fand ich die Gegenſtände zerſtört, denn ungefähr in der Mitte der Stadt hatten ſich die Weſtphalen, da ſie ſich von

allen Seiten angegriffen ſahen, auf Gnade und Ungnade ergeben. Was von dem fünften weſtphäliſchen Linien-Regimente, denn außer dieſem war keine Truppen-Abtheilung weiter bei dem Gefechte geweſen, mit dem Leben davon gekommen war, nahm unter dem Herzog Dienſte, ob gezwungen, habe ich nicht erfahren können, vielleicht nicht, denn Einige ſah ich auch mit fröhlichem Geſichte der lieben Heimath zueilen. Wäre ich weniger mit mir ſelbſt beſchäftigt geweſen, ſo würde ich das Ganze, ſowie das Einzelne bei und nach dieſer Affaire genauer und umſtändlicher angeben können, ſo kann ich nur das andeuten, was mir zufällig in die Augen fiel und was nach 32 Jahren mir davon in der Erinnerung geblieben iſt.

In und um Halberſtadt, wohin meine Schritte mich nur trugen, fand ich überall die Schwarzen; aber ich erinnere mich nicht, am Nachmittage auch nur einen Soldaten in weſtphäliſcher Kleidung geſehn zu haben. Vor einem kleinen Hauſe, doch außerhalb der Stadt, fand ich viele Offiziere verſammelt, und hörte, daß in dieſem Hauſe der Herzog ſein Quartier genommen hätte. Ich verweilte vor demſelben einige Zeit, und erblickte bald einen Offizier, der ſich bis zur Mitte der Bruſt aus dem Fenſter legte. „Der Herzog!“ hörte ich ſagen: auch die Aufmerkſamkeit, welche man dieſem Offizier erwies, ließ ſchon vermuthen, daß es der Herzog ſelbſt war. Er trug, wie es mir ſchien, einen ſchwarzen Ueberrock, den oberen Theil ſeines Hauptes bedeckte eine kleine ſchwarze Feldmütze mit ſilbernem Todtenkopfe geziert, ſein großer Backen- und Knebelbart bedeckte faſt ſein ganzes Geſicht. Noch lange blieb ich vor dem

Hauſe ſtehn und erwartete den kühnen Partheigänger im Freien, aber er kam nicht. Nachher ſchloß ich mich an einige Bürger an, die, wie mich, die Neugier umhertrieb. Sie ſprachen über den kühnen Streich des Herzogs, daß er es gewagt hatte, ſich mit einer Handvoll Leute durchzuſchlagen. Hier wäre ihm der Streich gelungen; ob er aber überall mit ſo weniger Mühe durchkommen würde, das ließe ſich kaum erwarten. Daß noch mehre Truppen ſeiner Parthei ihm folgen würden, das möge glauben, wer da wolle, und dergleichen Muthmaßungen und Zweifel wurden noch mehre und verſchiedener Art ausgeſprochen. Die eigentliche Abſicht des Herzogs errieth man zwar nicht; daß er aber wieder zurückkommen würde oder könnte, daran zweifelte man ſehr oder ſah vielmehr die Unmöglichkeit ein. Im Rükken hatte er keine Hülfe zu erwarten, wenn auch vorerſt keine Feinde zu befürchten; dagegen wurde er von beiden Seiten, auf der einen von Magdeburg aus, auf der anderen von Kaſſel und Umgegend ernſtlich bedroht, nur weiter nach Nordweſt ſtand ſeinem Vordringen kein bedeutendes Hinderniß entgegen. Theils nun von dem, was ich hörte und auf Befragen erfuhr, theils von meinem eigenen Nachdenken wurde ich ſo weit belehrt, daß aus dem Vordringen dieſer kleinen Schaar nicht auf das allgemeine Vordringen der Oeſtreicher und mithin auch nicht auf eine Niederlage der Franzoſen geſchloſſen werden konnte. Nicht lange ging ich mit mir darüber zu Rathe, was ich nun wieder beginnen und wohin ich mich wenden ſollte, und der Entſchluß war gefaßt, du läßt dich nicht anwerben, ſondern gehſt zu deiner Mutter; ſind auch jetzt vielleicht die Franzoſen noch nicht

aufs Haupt geſchlagen werden, wie lange werden ſie's noch machen, endlich werden ſie doch unterliegen! Dieſer Entſchluß fachte in mir wieder neues Feuer an, und gleich hätte ich aufbrechen und auf dem nächſten Wege nach Hildesheim eilen mögen, wenn nicht der gänzliche Mangel an Geld und der Hunger dagegen geſtimmt hätte. Noch heut zu Tage kann ich den Stolz oder die falſche Scham oder die Blödigkeit nicht begreifen, die mich abhielt, von dem groſſen Ueberfluſſe zu nehmen, und mich zwang lieber aufs Aeuſſerſte zu hungern, als die Mildthatigkeit eines Menſchen anzuſprechen.

Die Sonne neigte ſich zu ihrem Untergange, als ich bemerkte, daß die Schwarzen von allen Seiten her nach dem Thore, wo der Weg nach Braunſchweig beginnt, einzeln und in Maſſe, zerſtreut und in geordneten Gliedern hineilten. Auch ich nahm meine Richtung nach derſelben Gegend hin, und ſah bald, daß die ſchwarze Schaar Ernſt machte, und nach Braunſchweig aufzubrechen im Begriff war, was auch bald geſchah. Kaum hatte ſich der Hauptzug, und ich mit, in Bewegung geſetzt, ſo hörte ich meinen Namen nennen, und erblickte den kleinen Preuſſen. Wer war froher als ich? ich hatte doch jetzt einen Menſchen, dem ich ſagen konnte, wie ſehr mich hungerte. Er lachte laut über meine Beſcheidenheit, wie er's nannte, und ſagte, wenn ich nur bei ihm geweſen wäre, ſo würde ich ſchon vollauf gehabt haben und jetzt nicht ſo tuckmäuſerig ausſehn. „Warten Sie, wenn wir in das erſte Quartier kommen," ſagte er, „ſo wollen wir uns ſchon auftiſchen laſſen!" Ich ſprach dagegen den Wunſch aus, wenn nur dieſes Quartier gleich hier ſeyn wollte. In Quedlinburg war er

gleich gern aufgenommen, und in der Nacht nach Halberſtadt, alſo dicht vor mir vorbei, gebracht werden. Er gab mir aus ſeiner gefüllten Taſche das ihm Gelie-bene wieder zurück, wovon ich gleich bei dem erſten Gaſthauſe einigen Gebrauch machte. Unſer ganzer Zug war wohl eine Meile lang, wenn nicht länger; er bewegte ſich ſchnell vorwärts, und was nicht ſchnell mitkommen konnte, wurde doch eben ſo ſchnell auf Wagen mit- oder nachgebracht. Von der Chauſſee aus ſeitwärts entfernte ſich Keiner, wenigſtens habe ich dieſes nicht bemerkt; die ſeitwärts liegenden Dörfer wurden alſo weiter nicht beläſtigt, deſto mehr dagegen die an der Chauſſee liegenden in Anſpruch genommen. Nicht weniger als fünfmal kehrte ich in derſelben Nacht ein, aber immer in der Geſellſchaft von vielen Anderen, und bei dieſen Beſuchen wurde der Hunger nicht allein bis zum Uebermaaß befriedigt, ſondern auch die Taſchen wurden, ſo viel ſie faſſen konnten, mit Vorrath verſehen. Wir gingen zu ein großes Haus, in der Hoffnung, daſelbſt Bier oder Wein zu erhalten oder zu finden, wir fanden aber hier, wiewohl alle Thüren geöffnet waren, auch nicht einen Menſchen, auch von Speiſe und Trank entdeckten wir nichts, bis wir endlich im Rauchfange noch einen Schweinsſchinken aufſpürten, der mit großer Eile und Geſchicklichkeit in Stücken zerlegt, auch noch in unſere Taſchen wanderte. Mit Tagesanbruche hatten wir bereits Heſſen erreicht, wo eine kurze Zeitlang Ruhe gegönnt wurde und ich die Gelegenheit benutzen konnte, meine ehemaligen Herbergen genauer in Augenſchein zu nehmen. Es ſchien mir, als wenn der kurze Aufenthalt hier auch dazu benutzt wurde, um die etwa noch ver-

hankenen weſtphäliſchen Maſſen zu revidiren. Die hieſigen Gensdarmen hatten ſich bereits vor drei Tagen, wie mir verſichert wurde, aus dem Staube gemacht und wahrſcheinlich nach Magdeburg gewendet. Ich begreife jedoch dieſe frühe Kunde nicht, wenn nicht vielleicht verrätheriſcher Weiſe die Heſſenſchen Gensdarmen früher benachrichtigt und gewarnt worden waren, als die an einigen anderen Orten: denn manche ſoll man noch in ihrer häuslichen Bequemlichkeit überraſcht und aufgehoben haben. Einige gefangen genommene Gensdarmen habe ich ſelbſt geſehn, ſie wurden auf ähnliche Weiſe zu Wagen transportirt, wie früher ich.

Endlich erreichten wir den Fahrweg, welcher von der Chauſſee ab nach Schöningen führt und links nach dem Kloſter Dorſtadt. Hier verweilte ich eine geraume Zeit, immer unentſchlüſſig, ob ich dieſen näheren Weg nach Hildesheim einſchlagen oder mit den Schwarzen nach Braunſchweig ziehen ſollte. Die Wahl wurde mir Anfangs ſchwer: nach dem erſten Wege zog mich die Liebe, gerade vorwärts die Neugier, denn ich mochte doch gern ſehn und erfahren, was in Braunſchweig weiterhin begonnen werden ſollte. Jedoch was da vorgehen wird, das wirſt du zeitig genug erfahren, dächte ich, und wandte mich nach Dorſtadt. Noch nicht hundert Schritte hatte ich mich auf dem Seitenwege von der Chauſſee entfernt, als Anfangs einzelne Stimmen, endlich viele riefen: „Heda! Kamerad, hierher! nicht deſertiren!“ Ich ſah mich um und bemerkte, daß ſchon einige Reiter mich einholen wollten. Ich ging ihnen entgegen und ſagte, daß ich mich nicht hätte anwerben laſſen, was ſie auch meiner Ehrlichkeit glaubten und

mich meiner Wege ziehen ließen. Nun war ich wieder auf demſelben Wege, als vor 9 — 10 Wochen, und ziemlich wieder in derſelben Lage. Ich wendete mich abermals an meinen Freund in Dorſtadt, und wurde freundlich aufgenommen, und zwar, was ich nicht vermuthet hatte, freundlicher und herzlicher als zuvor: denn dieſer glaubte noch, wie ich Anfangs geglaubt hatte, daß es nun mit der Herrſchaft der Franzoſen am Ende wäre, und daß ich wieder frank und frei umhergehen dürfte. Hatte ich zwar noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, ſo war ich doch dabei verſichtig und auf meiner Hut. Ich lehnte daher alle Einladungen und Bitten, hier in der Umgegend einige Tage zu verweilen, ſtandhaft ab, und ging nicht bei Tage, ſondern erſt am Abend wieder weiter.

Es war ſehr finſter, als ich den benachbarten Wald erreichte. Wie nachhaltend Vorurtheile, ſo lange und ſo ſicher man ihrer ſchon Meiſter geworden iſt oder doch zu ſeyn glaubt, dennoch einige Wirkungen äußern können, wenigſtens ſo lange, bis die Vernunft ſie wieder zur Ordnung und Ruhe verwieſen hat, davon mußte ich hier ein geringes Beiſpiel erleben. Am Tage war die Luft ſehr warm, ſelbſt wie Einige meinten, drückend heiß geweſen. Von Dorſtadt nach dem Walde führt ein breiter Fußweg zwiſchen Getreidefeldern, und hier hatte die bedeckte Erde nur wenige Wärme eingeſogen, konnte alſo auch nicht viel an die ſehr abgekühlte Luft abgeben: bei meinem Eintritte in den Wald mußte ich dagegen durch einen lehmigen, faſt ganz pflanzenloſen kurzen Holzweg ſchreiten. Hier war es mir, als wäre ich in eine Badſtube verſetzt worden. Und natürlich: der kahle

am Rande des Waldes liegende und nach Süden gerichtete Boden war während des langen, stets heiteren Tages sehr erhitzt worden, und gab nun der nahen abgekühlten Luftschicht so viel von seinem Wärmestoffe ab, bis er mit derselben gleiche Temperatur erhalten hatte. Nun hatte ich als Kind oft gehört und auch geglaubt, daß, wenn man des Abends oder des Nachts durch eine warme Luftschicht geht, man durch einen Geist ginge. Diese Schnurre fiel mir hier augenblicklich ein, meine Hacken wurden lang, meine Füße wollten nicht folgen, meine Haare sträubten sich zu Berge, kurz mir wurde so angst und bange, daß ich einige Minuten nöthig hatte, um wieder zur Vernunft zu kommen. In dem Laubholzwalde war ziemlich dieselbe Temperatur, wie auf dem Felde. An demselben Orte ruhete ich übrigens wohl eine Stunde aus. Der Wald ist Anfangs sehr dicht und wohl anderthalb Stunden weit ununterbrochen; weiterhin ist er zwar durch einige größere auch kleinere lichte Stellen unterbrochen, doch so, daß er bis etwa eine halbe Meile von Salzgitter als zusammenhangend genommen werden kann. Die nächtliche Wanderung in dem Walde war mir dießmal sehr angenehm, ich ging daher nur langsam und verließ ihn nicht eher, bis seine befiederten Bewohner dem Allerhöchsten Herrn ihr Morgen- und Danklied gesungen und gezwitschert hatten.

Nachdem die Sonne schon einige Stunden geschienen hatte, trat ich als freier Mann, jedoch gewagt und keck genug, in das Städtchen, wohin ich vor zwei Wochen als Gefangener, ja als Delinquent geführt wurde. Ich kehrte in das erste beste Wirthshaus ein. Nachdem ich Frühstück bestellt hatte, war meine erste Frage:

„Sind

„Sind noch Gensdarmen vier im Orte!“ — „Nicht einer iſt mehr hier! die hat der Teufel ſchon geſtern Morgen geholt! Sie haben den Herzog mit ſeinen Todtenkopfen früh genug gewittert!“ Ich erzählte nun dem Wirth, daß ich vor noch nicht 14 Tagen mit vier Anderen am Barenberge bei Lutter den Gensdarmen entſprungen ſey. „Alſo das ſind Sie geweſen? nun da habe ich Ihnen viel zu erzählen! Als Sie entſprungen und glücklich entkommen waren, haben die beiden Gensdarmen alle Bauern in den nahelegenden Dörfern aufbieten wollen, Sie wieder einzufangen. Wenn die albernen Kerls nur etwas mit dem Walde bekannt geweſen wären, ſo wurden ſie von den Bauern ſo dummes Zeug nicht verlangt haben. Alſo der Eine davon jagt wieder nach Lutter zurück, erzählt ſein Unglück und fordert augenblickliche Hülfe. Anſtatt ihn zu bemitleiden, lacht man ihn noch aus und ſagt ihm, daß die Bauern aus hundert Dörfern gewiß nicht hinreichen möchten, um uns beſtimmt wieder einzufangen, wenn ſie nicht etwa durch Zufall oder durch unſere Dummheit dazu verholfen wurden. Der Maire ſchlägt ihm alſo ſeine Bitte gerade ab, zumal, da faſt alle Bauern nicht zu Hauſe ſeyen. Was thut nun das dumme Menſchenkind von Gensdarm? Er reitet wieder zurück bis nach dem nächſten Walde, bindet ſein Pferd an einen Baum und — hängt ſich auf! Vielleicht gar mit einem Stricke hängt er ſich auf, woran er ſchon manchen armen Deſerteur neben ſeinem Pferde mag haben vertraben laſſen.“ Ich fragte den Wirth, ob er nicht von unſerer Flucht ſonſt noch etwas zu erzählen wüßte? Ob noch mehr entſprungen wären? Ob Einer oder der An-

dere haben Schaden genommen hätte? „Ob Mehre entflohen ſind, davon habe ich nichts gehört; aber das wiſſen Sie doch, daß Einer von Ihnen gleich bei dem Eintritte in den Wald, o, ich kenne die Stelle ganz genau! erſchoſſen worden iſt?“ — „Alſo doch wahr?“ entgegnete ich, „ich habe es vermuthet, aber gewiß wußte ich es nicht. Haben es ſpäterhin,“ fragte ich, „wieder einige Gefangene verſucht, den Strickreitern zu entwiſchen?“ — „Ja, verſucht wohl, aber unglücklich, ſehr unglücklich! Gleich die Nacht darauf, als Sie glücklich davon gekommen waren, verſuchte es ein gefangener Deſerteur, aus dem hieſigen Gefängniſſe zu entfliehen. Mitten in der Nacht ſtieg er aus dem Fenſter auf das kleine Dach, kroch langſam herunter und erreichte, ohne von der Wache bemerkt worden zu ſeyn, glücklich den Boden. Wäre er nun langſam weiter gegangen, ſo hätte er glücklich das Thor erreichen und dann das Weite ſuchen können. Aber nein, das thut er nicht; denn ſobald er den Boden erreicht hat, läuft er ſchnell davon, die Wache bemerkt ihn, macht großen Larm, läuft hinter ihm her, und ergreift dicht bei der Stadt den Entflohenen wieder. Der verhaßte Gensdarm, Roſenberg mit Namen, war auch dem Entflohenen nachgeeilt, erreicht den bereits Wiederergriffenen bald, zieht wüthend ſeinen Sabel und haut ihn ſchräg durch die Backe hindurch tief in den Hals. Der Verwundete ſank auf der Stelle zu Boden, wurde jedoch mit Hülfe der beiden wachthabenden Bürger wieder auf die Beine gebracht, und erreichte, theils fortgezogen, theils von dem ergrimmten Gensdarm fortgeſtoßen, in dem jämmerlichſten Zuſtande das Gefängniß. Wiewohl auf der Stelle

nach einem Feldſcheer geſchickt und Alles zur Rettung des Arreſtanten gethan wurde, ſo lag er doch den Tag darauf ſchon auf der Todtenbahre. Ich ließe mir die Sache noch gefallen, wäre der Kerl dem Fliehenden nachgeeilt, hätte er ihn nicht zum Stehen bewegen können, und dann von ſeinem Säbel Gebrauch machen müſſen; aber ſo war der Mann ſchon wieder ergriffen, wurde von der Wache nach dem Gefängniß zurückgeführt und auf dieſem Wege von dem Gensdarm tödtlich verwundet, alſo gemordet. Aber was meinen Sie, wurde der Kerl zur Verantwortung gezogen? Nein! der Deſerteur hatte ſeinen Hieb weg, er ſtarb, und der Gensdarm hatte ſeine Pflicht gethan! Du lieber Gott! wo ſoll das Alles noch hinaus! Aber wartet, der Rächer bleibt nicht aus! er iſt ſchon in der Nähe!"

Der Wirth wollte mich überreden, bis gegen Abend zu verweilen, da würde ich Nachricht aus Braunſchweig erhalten, denn viele Menſchen aus dem Orte wären dorthin gereiſt und würden gewiß zeitig wieder zurück ſeyn. Ich ließ mich jedoch nicht überreden, einmal vielleicht, weil es mich mit Gewalt nach Hildesheim hinzog, und dann hielt ich mich immer noch nicht für ſicher genug. — Gegen Mittag brach ich auf, eilte durch die, mir wohl bekannte Gegend der lieben Heimath zu, und — plauderte um 8 Uhr Abends ſchon mit meiner Mutter.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in Hildesheim. Reiſe über Hamburg nach Berlin.

Die Freude war groß, als mich die Meinigen wiederſahen, und um deſto größer, weil ſie ſeit der Mei-

unng waren, daß jetzt alle Gefahr für mich beſeitigt, und weil ſie noch vor wenigen Tagen vernommen hatten, daß ich in Kaſſel erſchoſſen worden ſey. Von meiner glücklichen Flucht bei Lutter am Barenberge war ihnen nichts zu Ohren gekommen, wiewohl den Gensdarmen natürlich dieſe wichtige Thatſache mit allen ihren Umſtänden und noch dazu unter ſehr gravirten Verhältniſſen, wie mir nachmals zu meiner nicht geringen Verwunderung eröffnet wurde, haarklein berichtet worden war. Die Gensdarmen in Hildesheim, wie in allen benachbarten Ortſchaften waren angewieſen, vorzüglich auf mich ein wachtſames Auge zu haben und Alles anzuwenden, um mich wieder in ſichere Haft zu bringen. Wäre ich ſo unglücklich geweſen und wieder in die Gewalt dieſer fürchterlichen Gensdarmen gefallen, die Hölle auf Erden würden ſie mir bereitet haben, denn das hatten ſie, wie man mir ſagte, geſchworen. Hatte ich nun zwar von dieſer Aeußerung der Gensdarmen und von ihrer Wuth gegen mich damals noch nichts gehört: ſo konnte ich doch von ihnen alles Böſe erwarten, und faßte daher den feſten Entſchluß, mich niemals lebendig den Gensdarmen zu überliefern und auf alle mögliche Weiſe mein Leben zu vertheidigen. Nebenbei gab ich, ſo ſchwach ſie auch war, doch noch nicht alle Hoffnung auf, daß die böſe Franzoſenzeit nicht wiederkehren und mich in eine ſolche verzweifelte Lage ſetzen würde.

Vier oder fünf Tage beſuchte oder durchſtreifte ich die meiſten, mir ſo lieb gewordenen Orte: faſt jedes geringe Plätzchen, deſſen Schönheiten und Annehmlichkeiten in ungeſtörtem Genuſſe kaum geahnet wurden, er-

ſchien mir jetzt in der heimathlichen Gegend wie ein Stück vom Paradieſe. Auch Hildesheim ſelbſt konnte ich nicht unbeſucht laſſen, alle meine wichtigen Stellen auf dem Walle beſuchte ich, alle Häuſer, die früher oder jetzt für mich liebe Menſchen beherbergten, ſtaunte ich an, beſuchte aber aus Vorſicht, die mir mehr ein geheimes Gefühl als reifliches Nachdenken vorſchrieb, nur ſolche Menſchen, auf deren Verſchwiegenheit und Redlichkeit ich mich ſicher verlaſſen zu können glaubte. So beſuchte ich z. B. nicht Einen von meinen Freunden und Bekannten, der mich früher mit munterem Reden und Plaudern ergötzt hatte, auch nicht Einen von denen ſah ich, die ſo gern bereitwillig das etwa Begangene Anderer, während ſie es zuzudecken ſcheinen, erſt recht aufdecken, und ſo gern das Gute verſchweigen oder gewandt bezweifeln; nur da trat ich ein, wo die ſtille Aufrichtigkeit wohnte, nur mit dem ſprach ich, deſſen Worte aus dem Herzen kamen. Auch Auguſten, ſo ſehr mich auch die Freundſchaft zu ihr hinzog, wollte ich doch nicht eher beſuchen, bis ich über meine fernere Sicherheit nähere Auskunft und mehr Gewißheit erlangt haben würde.

Es währte nicht lange, ſo waren alle die ſüßen Träume, welche das Erſcheinen des Herzogs und die erfreulichen Wirkungen deſſelben heraufbeſchworen hatte, wieder ausgeträumt. Eines Morgens war meine Mutter in Geſchäften nach der Stadt gegangen und hatte daſelbſt viele traurige Nachrichten eingezogen. Ganz niedergeſchlagen trat ſie gegen Mittag in die Stube und ſagte, der Herzog von Braunſchweig wäre wieder abgezogen, und wahrſcheinlich würde er nicht wiederkommen; auch habe ſie für gewiß gehört, daß einige weſtphäliſche

Beamten und auch schon einige Gensdarmen zurückgekehrt seyen. Obgleich diese Nachricht mir nicht ganz unerwartet kam, so bog sie mich doch tief darnieder, denn alle bunten und lieblichen Schattenbilder, welche mir dennoch die Hoffnung vorzauberte, waren mir auf einmal spurlos verschwunden, und ich sah nichts, als die wirkliche traurige Gegenwart. Gern möchte man den Besitz des Guten sich so lange vorzaubern, als noch irgend Zweifel gegen den Verlust erhoben werden können; so ließ auch ich noch nicht völlig die Hoffnung sinken, und ging vorsichtig nach Hildesheim, um noch nähere und sicherere Erkundigungen einzuziehen. Den nächsten den besten sicheren Freund hatte ich bald aufgefunden, und erhielt von ihm nicht nur Vermuthung, sondern die bestimmte traurige Gewißheit, daß diesen Morgen alle Gensdarmen von Göttingen wieder zurückgekehrt seyen. Da es bereits Abend geworden war, so wagte ich es, noch zu einigen Freunden zu gehn, um mit ihnen verschiedenes Nothwendige zu besprechen: ich gab z. B. Einem den Auftrag, für mich einen Dolch zu besorgen, und einen Anderen bat ich um die Besorgung eines Paares recht guter kleiner Pistolen. Beide Aufträge wurden noch denselben Abend durch günstiges Zusammentreffen der Umstände ausgeführt. Den Dolch einstweilen in die Tasche gesteckt und die beiden scharf geladenen Terzerole auf dieselbe Weise untergebracht, wanderte ich auf mir wohl bekannten Schleichwegen aus der Stadt, und trat gegen Mitternacht erst wieder in die Behausung meiner Mutter. Daß ich hier bei meiner Mutter mehr, als irgendwo anders zu befürchten hatte, das sah ich wohl ein: daher ging ich auch nur, nach genauer

Beobachtung der Umgegend, zu meiner Mutter, um ihr von mir und allen Verhältniſſen Nachricht zu bringen, und mich dann wieder zu entfernen. Taſchen und Flaſchen etwa für einen Tag gehörig gefüllt, empfahl ich mich wieder, ohne meiner Mutter auch nur anzudeuten, wohin ich mich wenden wollte, und in der That wußte ich es ſelbſt nicht. Jetzt hätte ich vor Wittenberg ſtehn mögen! ich würde jeden Verſuch gewagt haben, um über die Elbe und von da in das ſichere Preußiſche zu gelangen. Alle Wünſche an die Vergangenheit, hier wie überall, ſind vergebens! ſo dachte ich, ging nach dem benachbarten Walde und ſchlug hier mein Nachtquartier auf. Was ich weiter für die Zukunft beginnen wollte oder ſollte, daran dachte jetzt gewiß meine Seele noch nicht; auf die Sicherheit eines oder höchſtens einiger Tage ging mein ganzes Sinnen und Trachten, und damit waren für dieſen traurigen Anfang wieder meine Wünſche abgeſchloſſen.

Ich hatte mich gut gebettet und in Folge deſſen ſo ſüß geſchlafen, daß ich erſt dann wieder von meinem Moosbette aufſtand, als ſchon alle Sänger des Waldes erwacht waren. An die Arbeit des heutigen Tages hatte ich nicht zu denken, er ſollte nur hingebracht werden, womit? oder wo? gleichviel, alſo er ſollte ſich nur an die übrigen vergangenen anſchließen. Ein Geſchäft, was ich vornehmen konnte, fand ich doch auf, nämlich ich mußte doch meine Piſtolen unterſuchen. Zu dieſem Ende ging ich weiter in den Wald, um allenfalls entfernter von Menſchen zu ſeyn und nicht durch mein Knallen ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Zu meiner Freude und nicht geringen Beruhigung fand ich meine kleinen Gewehre

nicht nur ganz vortrefflich, ſondern auch meine Feſtigkeit und Sicherheit im Treffen größer, als ich ſie mir zugetraut hatte, denn ich glaubte nun bei einiger Ruhe in einer Entfernung von zwanzig Schritten das Herz nicht zu verfehlen. Ich hielt mich nun gegen jeden Angriff hinlänglich gewaffnet, wurde daher dreiſter, und ging auch nach ſolchen Orten, die ich ſonſt vielleicht nicht wurde beſucht haben. So feſtes Zutrauen ich auch zu meinen Waffen, zu meiner Geſchicklichkeit und zu meinem Muthe gefaßt hatte, ſo wollte ich doch nie angriffsweiſe zu Werke gehn, ſondern jede Gelegenheit ſorgſam und möglichſt zu vermeiden ſuchen, worin ich mich zum Mörder machen könnte. Dieſer Entſchluß war, und zwar gern gefaßt; eben ſo feſt hatte ich mir dagegen vorgenommen, jeden Angriff auf alle mir mögliche Weiſe zurückzuweiſen oder zu entkräften, und, ſollte auch dieſes nicht möglich ſeyn, mir ſelber den Dolch ins Herz zu ſtoßen. Jedenfalls wollte ich auf keine Weiſe wieder in die Gewalt der Gensdarmen fallen: denn mein Leben war jetzt doppelt, dreifach, vierfach verwirkt, und welche Behandlung hatte ich bis zu meinem Tode zu erwarten!

So vorbereitet und entſchloſſen ſchlenderte ich in dem Walde umher und erreichte in einem Thale einen kleinen Bach. Da ich nicht gleich wußte, nach welcher bekannten Gegend er hinplätſcherte, ſo folgte ich ſeinem Laufe, und erblickte bald nicht weit von mir das Dorf Torfum. Weder die Luſt bewog mich, noch die Noth zwang mich, hier einzukehren; daher ging ich am Rande des Holzes weiter bis in die Nachbarſchaft eines beſuchten Weges, um doch dann und wann einen freien Menſchen zu ſehn. Nicht lange hatte ich hier, im Gebüſche

verſteckt, gelegen, als ich etwas erblickte, weßwegen ich nicht hierher gekommen war, es zu ſehn. Ein Gensdarm hatte, wahrſcheinlich doch, einen Deſerteur neben ſeinem Pferde am Stricke und näherte ſich meinem Verſtecke. Ich zitterte vor Wuth und Rache, denn Furcht war es dießmal keineswegs, und war ſchon aufgeſtanden, um dem Gensdarm entgegen zu treten und ihn anzugreifen; aber je näher er kam, deſto ruhiger wurde ich, und erwog die Umſtände und die Gewiſſensbiſſe, die ich mir beibringen würde, wenn ich ein Menſchenleben ſo meuchlings beenden ſollte. Das Leben des Gensdarm ſchwebte jedenfalls dennoch in großer Gefahr: meine Rache erwachte wieder, als er dicht bei mir war und ſo nahe, daß meine Kugel ihn nicht verfehlt haben würde; jedoch er zog unangefochten vorbei, ohne mich geſehn zu haben, und für dießmal war er ſeinem Untergange entronnen. Wiewohl ich mich noch eine geraume Zeit auf derſelben Stelle aufhielt, und ſpäterhin ſelbſt in die Nähe der Chauſſee ging, ſo erblickte ich doch den ganzen Tag keinen Gensdarm mehr. Hätte ich zu meiner Beobachtung einen anderen Ort gewählt, wie ich leicht konnte, ſo würde ich mehr Gelegenheit gefunden haben, die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Gensdarmen anzuſtaunen. Gewiß in jedem Dorfe hielten ſich einige Deſerteurs oder doch widerſpenſtige Conſcribirte auf, und daß dieſe in der allgemeinen Freude über ihre jetzige oder doch baldige Erlöſung ihre Schlupfwinkel auf einige Zeit mit mehr oder minder Vorſicht verlaſſen hatten und daher bemerkt worden waren, läßt ſich leicht denken. Konnte man ſich auch bei weitem auf die meiſten Menſchen verlaſſen, daß ſie nicht aus freiem An-

triebe oder durch einige Thaler Gewinn ſich verleiten ließen, an ſolchen armen Menſchen zu Verräthern zu werden, ſo durfte man doch dieſe Geſinnung nicht als durchaus allgemein erwarten, beſonders war es mißlich, ſich auf ſolche Menſchen zu verlaſſen, die von franzöſiſcher Seite zu Vorgeſetzten ausgewählt waren. Da nun wohl wenige Dörfer ſeyn mochten, wo nicht Einer oder der Andere aus ſeinem Verſtecke hervorgekrochen, ſomit geſehn und beobachtet, und bei der erſten beſten Gelegenheit den Gensdarmen verrathen worden war; ſo ließ ſich leicht annehmen, daß die Gensdarmen gleich bei ihrem Wiedererſcheinen eine Maſſe ſolcher Angaben vorfanden oder doch bald erhielten, und daher alle Hände voll zu thun hatten. Auch erhielt ich am anderen Tage ſpät die betrübende Nachricht, daß bereits ein Deſerteur aus Himmelsthür wieder verhaftet worden war. Da ich nun von den meiſten, wenn nicht von allen Deſerteurs der bekannteſte in der Umgegend war, und mich an ſo vielen Orten gezeigt hatte, was war da gewiſſer, als daß die Gensdarmen auch von meinem Wiedererſcheinen benachrichtigt worden waren, und daß ſie Alles aufbieten würden, um einen ſo gefährlichen und grauſamen Menſchen, wie ich bei ihnen verſchrieen war, wieder einzufangen. Grund genug, daß ich das Haus meiner Mutter möglichſt vermeiden mußte, oder es doch nur mit der äußerſten Vorſicht betreten durfte. Der Wald war alſo mein Aufenthalt, meine Wohnung, mein Bett, und mit den Bewohnern des Waldes theilte ich auch dieſelbe Freiheit, denn mehr als vogelfrei war ich kaum, nur hatte ich nicht ſo viele Jäger.

Für die Dauer war dieſe Lebensart nicht, ich mußte

daher auf andere Mittel und Wege ſinnen, um mir einen bequemeren und eben ſo ſicheren Aufenthalt zu verſchaffen. Wiewohl ich mir vorgenommen hatte, Keinem, auch nicht meiner Mutter, meinen Aufenthalt zu entdecken, ſo wies ſich doch bald aus, daß ich allein nicht zum Ziele gelangen konnte; ich mußte daher meine Mutter wieder in alle meine Geheimniſſe ziehn. Wollte ich etwas Nöthiges von meiner Mutter holen, oder über einige Angelegenheiten mit ihr ſprechen, ſo waren dazu faſt immer zwei Wege nöthig, denn einmal mußte ich meinen Beſuch ankündigen, und zu einer anderen beſtimmten Zeit wurde das Nöthige abgethan. Lange hatte meine Mutter vergebens einen ſicheren Aufenthalt für mich geſucht; denn für einige Tage, wozu ſich Mehre erboten hatten, mich ſicher zu verbergen, daran konnte mir wenig gelegen ſeyn; auf unbeſtimmte Zeit hatte ſich endlich Einer bereit gefunden, aber auch nur ein Einziger, und zwar derſelbe Mann, bei dem ich als Gymnaſiaſt die beiden letzten Jahre gewohnt hatte. Dieſer arme Ehrenmann nahm mich freundlich in ſein Haus und in ſeine Familie auf; viel, ſehr viel Gutes hat er mir gethan, und nur mit ſehr Wenigem habe ich ihm in ſeiner Armuth meine Dankbarkeit beweiſen können. Die Menſchen, womit ich hier zu thun hatte, waren mir ganz ergeben, nicht nur auf die beiden Eltern, ſondern auch auf ihre beiden Kinder, Mädchen von acht und zehn Jahren, konnte ich mich ſicher verlaſſen. Meine Wohnung hatte ich hier in dem letzten Hauſe einer Sackſtraße, alſo gut und ſchlecht gewählt war ſie, wie man's nehmen will: gut war ſie, weil nur wenige Menſchen oder faſt gar keine nach dieſem Hauſe kamen; in einem

unglücklichen Falle aber ſchlecht, weil ich nur nach einer Seite hin entweichen konnte. Im äußerſten Nothfalle hätte ich wohl nach dem ehemaligen Michaelis-Kloſter flüchten können; aber hier hatte ich eine Mauer und zwei Planken zu überſteigen, wozu ſo viel Zeit nöthig war, daß ich dieſen Ausweg aus meinem Plane ſtreichen mußte. Zwei Auswege mußte ich haben, und dienten ſie auch nur zu meiner Beruhigung. Das Haus, worin ich wohnte, war nur ein halbes Haus zu nennen: an der dicken Stadtmauer erbaut, ruhete die kleinere Hälfte ſeines Daches auf derſelben ſo, daß man nach innerhalb des Hauſes darauf gehen konnte. Hinter der Mauer war ein tiefer aber trockener Graben, woraus jenſeits ſich der hohe Stadtwall erhob, deſſen äußerer ſehr ſteiler Abhang nach dem ſehr tiefen Stadtgraben ſich neigte. In dem verzweifelndſten Falle wollte ich nun an einer ſtarken Leine mich in den trockenen Graben hinablaſſen, wozu ich alle nöthigen Maßregeln genommen hatte. Bald fand ich auch noch einen dritten Ausweg auf, wozu ich keine Leine, aber wohl feſte und ſichere Beine bedurfte Die Stadtmauer nämlich wurde nach dem Kloſter hin immer niedriger, weil der Stadtwall immer höher wurde, und beendigte endlich zwiſchen dem Kloſter und dem hohen Rondeel des Walles ſich ſo niedrig, daß man mit aller Bequemlichkeit hinabſteigen konnte. Ueber dieſe meine Entdeckung freute ich mich ſehr, und kaum hatte ich ſie erdacht, ſo legte ich auch ſchon Hand an, um von dem Hauſe, wenn auch nicht bequem, aber dennoch ſchnell auf die Mauer außerhalb des Hauſes gelangen zu können. Einen großen Stein von der Mauer und zwei kleine hatte ich bald unter dem Dache man-

telbar gemacht und nur dadurch einen Ausweg verſchafft. Nun hielt ich mich für ſicher genug.

Die ganze Zeit mit unnützen Plaudereien hinzubringen und ſie zu verderben, das hielt ich nicht lange aus; daher nahm ich bald meine Zuflucht zu meinen Büchern, wovon ich an Ort und Stelle noch etwa hundert vorhanden fand. Lucrez ſollte mir Unterhaltung und Belehrung verſchaffen, ich nahm mir vor, ihn in Hexametern zu verdeutſchen, wozu ich ſchon früher einen kleinen Anfang gemacht hatte. Dieß war vorerſt meine einzige Beſchäftigung, und ſie war für mich genug. Wenn ich einige Tage in meiner ſtillen Klauſe hingebracht hatte, ſo trieb mich die Sehnſucht nach meiner Mutter; denn lange konnte ich, ohne ſie, wenn auch nur flüchtig, geſehn zu haben, nicht leben, wiewohl ich ſchon das einundzwanzigſte Jahr hinter mir hatte. Zu ſolchen Beſuchen wurde natürlich nur die Nacht gewählt: in einer Nacht ging ich weg, ſah meine Mutter, und in der anderen Nacht kam ich wieder, es ſey denn, daß mich das gute Wetter verleitete, meinen Körper einmal wieder recht durchzuarbeiten und zu dieſem Ende mehre Wälder zu durchſtöbern. Um ſo wenig als möglich Verdacht zu erregen, ging ich langſam dem Thore zu und rauchte aus einer ſehr langen Pfeife. Dieſes Mittel zum Zwecke hätte mir einmal ſehr gefährlich werden können. Es war zwiſchen 9 und 10 Uhr, als ich, mein Pfeifchen ſchmauchend und nichts Nachtheiliges befürchtend, in der Nähe des Thores ankam. Die Schildwach, worauf ich nicht geachtet hatte, war etwas mehr vorgetreten, riß mir die Pfeife aus dem Munde und brachte mich in die Wache, weil ich mir meine Pfeife

nicht wollte nehmen laſſen. Auf die Frage, ob ich nicht wüßte, daß Keiner, die brennende Pfeife im Munde, vor der Schildwach vorbeigehen dürfe? entgegnete ich, daß ich das wohl wüßte und niemals dagegen gefehlt hätte, auch jetzt nicht gefehlt haben würde, wenn die Schildwach nicht auf einer Stelle geweſen wäre, wo ich ſie nicht vermuthet, auch nicht hätte vermuthen können. Die Schildwach beſtätigte meine Ausſage, in Folge deſſen ich für nicht ſchuldig erklärt wurde, meine Pfeife wieder erhielt und gehen konnte, wohin ich wollte.

Ich wagte Vieles, Alles glückte, und nach und nach wurde ich ſo dreiſt, daß ich in der Nachbarſchaft von Hildesheim dann und wann bei hellem Tage luſtwandeln ging. Einmal jedoch ſetzte mich dieſe übermüthige Dreiſtigkeit oder Ueppigkeit in große Verlegenheit. Ich ging auf einem viel beſuchten Fuß- und Fahrwege ſpazieren. Plötzlich erblickte ich einen Gensdarm. Ich trat in eine zufällig offenſtehende Gartenthür, ging einige Schritte in den Garten hinein, drehte mich wieder um und ſah, große Dampfwolken aus meiner Pfeife blaſend, nach der Straße hin. Der Gensdarm ging dicht vorbei, ſah mich an, machte mir eine demüthig-freundliche Verbeugung, und ging ſeiner Wege. So günſtig hier ſich Alles für mich vereinte und ſo glücklich dieſes Zuſammentreffen für mich ausfiel, ſo hätte es doch leicht mich in das größte Unglück ſtürzen können, und ich nahm mir vor, in Zukunft dergleichen Keckheiten zu unterlaſſen.

Drei Wochen ungefähr mochte ich meine ſtille Kammer in der Sackſtraße wieder bewohnt haben, als meine Mutter mich beſuchte und mir einen eigenthümlichen Antrag machte. Es habe ſich bei ihr ein Mann, wie ſie

ſagte, eingefunden, der ebenfalls ſich verzeiret hatte, in dem Preußiſchen ſein Glück zu ſuchen. Da der Mann aufrichtig zu ſeyn ſchiene, und überhaupt nichts Verdächtiges verlautbart hätte, ſo glaubte ſie, daß er, da er dieſelbe Abſicht hatte, für mich ein guter Begleiter und Geſellſchafter ſeyn würde; ſie hatte daher nicht verſäumen wollen, mich zu fragen, ob ich von dieſer guten Gelegenheit Gebrauch machen wollte. Ich verſprach meiner Mutter, daß ich gegen Mitternacht ſie beſuchen und den Mann anſehen würde. Ich that dieſes, und, ſo wenig mir der Mann auch gefiel, ſo machte ich doch gleich mit ihm ab, daß wir übermorgen früh die Reiſe über Hamburg nach Berlin antreten wollten. Ich ging darauf wieder nach Hildesheim zurück, und meine Mutter beſorgte das für mich Nöthige auf die Reiſe. In dieſer ganzen Nacht hatte ich kein Auge zugethan, den folgenden Tag ſchlief ich deſto mehr, und nicht allein für die vorhergehende, ſondern auch für die folgende Nacht mit. Als es dunkel geworden war, nahm ich von meinen lieben freundlichen Wirthsleuten Abſchied, ging langſam nach Himmelsthür und traf erſt nach Mitternacht daſelbſt ein. Meine Mutter war noch mit meinem Reiſegeräthe beſchäftigt, wir ſprachen noch vieles Liebe und Nöthige mit einander, und mein Reiſegefährte wiegte ſich in den Armen des Schlafes. Alles, was meine Mutter möglich machen konnte, hatte ſie gethan, um mich für die Reiſe und für die nächſte Zukunft auszuſtatten. „Hier nimm, mein lieber Johannes,“ ſagte ſie, indem ſie mir einen Beutel voll Thaler überreichte, „was ich habe anſchaffen können, außerdem habe ich in den Kragen Deiner Weſte noch drei Piſtolen eingenähet. Habe

Gott vor Augen, ſo wird er Dich nicht verlaſſen! Gott und ſeine Heiligen mögen Dich beſchützen!“ Tief ergriffen mich die wenigen Worte meiner Mutter, weinend umarmte ich ſie und ſchluchzte meinen kindlichen Dank für ihre mütterliche Liebe.

Kaum war es im Oſten etwas heller geworden, ſo weckte ich meinen Reiſegefährten. Wir nahmen das ſchon bereit ſtehende Frühſtück zu uns; für wenigſtens zwei Tage hatte meine Mutter Lebensmittel eingepackt, ſo reiſefertig umarmte ich noch einmal alle die lieben Meinigen, und von den innigſten Segenswünſchen begleitet, trat ich die Reiſe nach Hamburg an. Von meinen Waffen wußte kein Menſch weiter etwas, als die, welche ſie mir verſchafft hatten; auch meinem neuen Reiſegefährten ſagte ich nicht, daß ich mit zwei guten Terzerolen bewaffnet war. Meinen Dolch hatte ich, ſonderbar genug, den Abend vorher, in dreifaches geöltes Papier wohl eingepackt, unter einer Linde dicht bei einer kleinen Kapelle tief genug vergraben.

Merkwürdig ſchien es mir und ſo allen Anderen, mit welchen ich verkehrte, daß von Seiten der Gensdarmen nicht das Geringſte geſchah, weder mittelbar noch unmittelbar, um mich wieder in ſicheren Gewahrſam zu bringen. Ich glaube, daß die beiden Executionen, deren ich weiter oben Erwähnung gethan habe, und noch einige andere von minderer Eindringlichkeit, dieſe Waffenmänner glauben gemacht hatten, daß ich bei meiner Mutter gewiß nicht verkehren oder ihr doch meinen Aufenthalt auf keine Weiſe wieder entdecken würde. Und beſonders ich würde gegen meine eigenen Rathſchläge mich nicht vergehn: denn ſie glaubten Alle, daß ich der

Haupt-

Hauptanſtifter ihrer Schmach geweſen ſey, wiewohl einiges Nachdenken und ſicherer noch ihre eigenen Papiere meine Unſchuld ausweiſen mußten. Denn als der Brigadier aus Hildesheim nicht fern von Neuenhof durchgereitſcht wurde, war ich in dem Militairgefängniſſe in Braunſchweig. Möge nun der Grund geweſen ſeyn, welcher er wolle, kurz es war der genaueſten Nachforſchung und der emſigſten Nachfrage nicht gelungen, zu erfahren, ob ſich die Gensdarmen meinetwegen Mühe gegeben hatten oder nicht.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als wir bereits auf dem Marſche waren. Ueber welche Orte wir unſeren Weg nehmen wollten, um am ſicherſten nach Hamburg zu gelangen, daran hatte Keiner von uns gedacht, nur „da liegt Hamburg hin und dahin müſſen wir gehen," war unſer Wegweiſer! allenfalls wurde bevorwortet, daß wir Hannover und Celle nicht berühren wollten. Wir gingen daher bei Steuerwald über die Innerſte, nahmen dann eine mehr öſtliche Richtung über die Dörfer Harſum und Algermiſſen, bis wie weit ich hier die Oertlichkeit genau kannte, und von da an waren uns am Tage die Sonne und bei Nacht die Sterne nothdürftige Wegweiſer. So wenig mir mein Begleiter gleich beim erſten Anblicke gefiel, und ſo wenig ich in der That Luſt hatte, mit einem ſolchen Menſchen einen ſo gefährlichen Marſch zu machen, ſo gehorchte ich doch gern dem wohlgemeinten Rathe meiner Mutter und ging. Bereits in der erſten Hälfte des Tages waren wir, anſtatt wir hätten uns immer enger an einander ſchließen ſollen, ſehr geſpannt und ſprachen nur wenig. Seine unangenehme Phyſiognomie hätte ich allen-

falls, ſo lange ich es für gut und nöthig hielt, ertragen: unter ſeiner niedrigen flachen Stirn hatte er ein Paar kleine Augen, die ſo gewaltig ſchielten, daß ich keinen Hinblick von ſeiner Seite mit Gewißheit erſehn konnte, ſeine Naſe war klein und ſehr ſpitz, der Mund dagegen groß und, beſonders die Unterlippe ſtark aufgetrieben; aber ſeinen Eigenſinn, ſeine Störrigkeit, ſeine Rechthaberei, ſeinen ſteten Spruch: das muß ich beſſer wiſſen, alſo das Beſtreben, mich meiſtern zu wollen, konnte ich nicht lange erwiedern, ließ ihn daher ſprechen, was er wollte, und ich ſchwieg. Hierzu kam nun noch ſeine Gleichgiltigkeit, Faulheit und Langſamkeit zu meiner Vorſicht, Eile und Schnelligkeit, ſo daß unſer Zuſammenbleiben für die Zukunft nicht lange Dauer verſprach. Dabei wollte er immer eſſen, immer wieder einen auf die Lippe nehmen, immer wieder ausruhen und ein Stündchen ſchlafen, kurz immer das thun, was zurückhält, und niemals ernſtlich das, was vorwärts bringt. Ich ſah es bald ein, daß er mit mir die Eilmärſche nicht aushalten konnte und wurde, daher mäßigte ich etwas meine Schritte; aber je weniger ſchnell ich ging, deſto langſamer folgte er meinen Schritten. Das Uebelſte bei der ganzen Sache war noch dieſes: ich merkte, daß er überhaupt keine Eile nöthig hatte, ich hielt ihn für einen Vagabenden, der weiter nichts zu befürchten hatte, als daß er, wieder aufgegriffen, zuerſt nach irgend einem Gefängniſſe und dann vielleicht über die Gränze gebracht würde. Auch ließ er dieſe ſeine Geſinnung eben nicht zweideutig laut werden. Ich dachte ſchon darüber nach, was für mich wohl beſſer ſeyn möchte, ob ich allein oder in ſeiner Geſellſchaft ſo ſchnell als möglich Hamburg zu errei-

chen ſuchen ſollte; aber ich zog doch ſeine Geſellſchaft vor, zumal er behauptete, daß er in der Gegend von Lüneburg, Harburg, Hamburg ꝛc. genau bekannt ſey. Nur dieſer Grund allein war es, weßwegen ich ihm nicht entteilte, und ſein Grund, bei mir zu bleiben, war, wie ich ſpäterhin erfuhr, ſo lange von meinem Vorrathe und aus meiner Taſche zu zehren, als möglich, oder als er es für gut finden würde. Am Nachmittage erreichten wir die Lerter Haide, eine weite, größeſten Theils mit Haidekraut bewachſene, bis zur Aller ausgedehnte Ebene.

Ich beabſichtigte am erſten Tage in dieſer Richtung nur die Aller zu erreichen, bis wohin wir auch nicht fern von Celle gegen Abend gelangten. Da der Abend nicht kühl war, und wir eine warme Nacht erwarteten, ſo gaben wir uns um ein Unterkommen unter Dach und Fach keine Mühe, ſondern ſuchten in der Nachbarſchaft ein Gebüſch auf und machten daſelbſt unſer Nachtlager. Früh am Morgen kamen wir glücklich über die Aller, ob nun aber in oder bei Celle, das iſt mir gänzlich entfallen, ſo viel erinnere ich mich nur, daß ich, wenn ich nicht durch Celle ſelbſt kam, doch dicht vorbei ging. Wir gingen in unſerer Richtung weiter und erreichten in der Lüneburger Haide bald einen recht einladenden Ort, um daſelbſt ungeſtört einige Stunden für die folgende Nacht im Voraus zu ſchlafen, denn ich hatte mir nichts weniger vorgenommen, als an dieſem Tage und in der folgenden Nacht den Marſch bis Harburg zu vollenden. Als wir uns geſetzt hatten, zog mein Gefährte ein Beſteck aus der Taſche, worin ein Meſſer und die übrigen zum Barbiren nöthigen Geräthſchaften vorhanden waren. Die Zurichtung, ſo wie das ganze Verfahren überhaupt

dauerte ſehr lange. Nachdem er ſein Geſchäft beendigt hatte, forderte er mich auf, ich ſollte mich an eine Grube ſetzen, wo ich es bequem hätte und er auch, wenn er mich barbirte, denn es wäre nun ein Aufwaſchen ꝛc. Er ſchien nichts Sicheres zu glauben, als daß ich von ſeinem Anerbieten ſogleich Gebrauch machen würde; jedoch ich weigerte mich, ſeine Dienſte anzunehmen, und trotz er auch ſagte, ich ſähe ja greulich aus, etwa wie Einer, der lange im Gefängniſſe geſeſſen und eben daraus entſprungen wäre, ſo wollte ich doch ſeine Bereitwilligkeit durchaus nicht dulden. Er fühlte ſich durch meine Weigerung beleidigt, und gerade, als wenn er mich für meine Widerſpenſtigkeit züchtigen wollte, kam er auf mich zu und wollte mich, wie es den Anſchein hatte, der Länge nach zu Boden ziehn. Ich erhob mich hierauf und ihn mit, und warf ihn mit aller meiner Kraft, welche viel bedeutender war, als die ſeinige, ſo in die Grube zu Boden, daß er für einige Zeit ganz betäubt war. Ich ſetzte mich ruhig wieder, ohne mich im Geringſten weiter um ihn zu bekümmern, auf meinen Platz, wo ich mein Frühſtück bereits hervorgeſucht und einſtweilen hingelegt hatte. Endlich ſtand der Ueberwundene auf, ſetzte ſich neben mir und bat, ohne von dem Vorgange das Geringſte zu erwähnen, um etwas Frühſtück. War nun das Anerbieten meines Reiſegefährten gut gemeint, oder hatte er dabei eine böſe Abſicht im Schilde, das konnte ich an Ort und Stelle nicht gleich beſtimmen; jedenfalls war es wohl natürlich, daß mein Mißtrauen gegen ihn verſtärkt oder vielmehr erſt recht aufgeregt wurde, und daß ich mich ſehr in Acht nahm und ihn überall genau beobachtete. Er

ſchwieg immer, und ich wollte nicht eher ein Wort ſprechen, bis er mir zum Sprechen Veranlaſſung gegeben hätte, und mithin ſchwiegen wir Beide. Das Frühſtück war verzehrt, und ohne ein Wort zu ſprechen, packte ich meine Sachen zuſammen, ſtand auf und ging. Ohne mich um ihn zu bekümmern, eilte ich mit ſchnellen Schritten weiter. Ich ſah mich nicht um, merkte zwar an dem ziemlich lauten Keuchen, daß er mit Anſtrengung mir nachzukommen ſuchte; jedoch ich mäßigte deßhalb meine Schritte nicht nur nicht, ſondern ich ſpannte ſie abſichtlich noch etwas weiter und ließ ihn immer mehr zurück. Endlich rief er wie ein ganz Erſchöpfter: „So bitte ich Sie doch um Gottes Willen, gehen Sie langſamer, ich komme ſonſt nicht mit, oder ich laufe mir die Seele aus dem Leibe!“ Jetzt wartete ich, that, als wenn ich ihn dicht hinter mir geglaubt hätte, und dann gingen wir Beide neben einander langſam weiter.

Der Tag war heiß, reichlich hatten wir gefrühſtückt, unter andern auch einige Stücke ziemlich ſalziges Fleiſch, wir litten daher bald brennenden Durſt. Nirgends zeigte ſich auf dem welligen Haideboden eine Quelle oder nur eine Pfütze, wo wir unſeren Durſt auch nur etwas weniger empfindlich machen konnten, bis wir endlich Beide ermüdeten und nur langſam weiter ſchreiten konnten. Endlich ſahen wir in der Ferne eine Hütte, wohin wir, obgleich ſie bedeutend von unſerer Richtung ablag, ſofort unſeren Marſch richteten. Wir erreichten ſie faſt ganz ermattet, erhielten von den Bewohnern, die wie halbe Wilde ausſahen, gutes Waſſer, und erquickten uns nicht allein hieran, ſondern die Leute verkauften uns auch für ein Billiges eine Quantität guten Käſe. Ich

wollte, nachdem ich durch Speiſe und Trank erquickt und geſtärkt war, meine frühere Richtung wieder aufſuchen und gleich weiter eilen; mein Reiſegefährte bat mich aber, noch eine Zeitlang zu verweilen denn Harburg würden wir heute noch zeitig genug erreichen. „Hohe!“ ſagte ein Schäfer, „wenn Sie nicht fliegen konnen, ſo werden Sie heute gewiß Harburg noch nicht erreichen, Sie haben ja noch mehr als acht ſtarke Meilen.“ Hierauf wurde mein Gefährte kleinlaut, der Schafer gab uns eine nähere Richtung an, und wir ſetzten uns in derſelben in Bewegung. Bald erreichten wir einen ziemlich bequemen Fußweg, worauf ich wieder ſchnellere und weitere Schritte zu wechſeln anfing. Wir mochten vielleicht wieder zwei Meilen vorgerückt ſeyn, als die Sonne ihrem Untergange nahe war und wir in der Ferne eine Schäferwohnung erblickten. Ich wäre gern vorbeigegangen und hätte die kühle ſicherere Nacht zum ſchnelleren Weiterkommen benutzt; aber ich konnte endlich den wiederholten dringenden Bitten meines Gefährten nicht länger widerſtehen, willigte ein, und wir näherten uns der einſamen Wohnung, beſtehend aus einem größeren, einer baufälligen Bauernſcheune ähnlichen Hauſe und zwei kleineren. Wir traten in die Flügelthür des größeren Hauſes und ſtanden im Anfange eines großen Raumes, einer Scheune, in deren Hintergrunde eine kleine Flamme als Erleuchtung, und in einem kleinen Seitenraume ein größeres Feuer zu Kuchenzwecken flackerte. Wir waren bereits dicht bei der Erleuchtung, als wir von den Bewohnern bemerkt wurden. Mehre waren hier gegenwärtig, groß und klein, alles Frauenzimmer und nur ein Mann: jedoch thaten Alle

so unerschrocken, als träten zwei lange bekannte Leute herein. Sie standen Alle in großem Qualm, denn das Haidekraut, was sie auf ihrem Heerde brannten, verursachte vielen Rauch, und für den Abzug desselben war nicht das kleinste Loch offen gelassen. Ich fragte, ob wir für Geld und gute Worte wohl etwas zum Abendessen und nachher ein Lager zum Schlafen erhalten könnten? Jetzt erst trat der Schäfer an mich heran, beleuchtete mich mit einem in Fett getränkten Spahn, sah mich aufmerksam ins Gesicht und sagte: „Ja!“ Wir erhielten Brod, Butter und Käse, ließen uns diese gute Kost trefflich schmecken, tranken klares Wasser dazu und legten uns in einer Scheune schlafen. Müde war ich sehr, und doch konnte ich nicht schlafen, denn ich fürchtete immer mehr und mehr die Heimtücke meines Reisegefährten. Als eben der Morgen graute, war ich schon wieder auf den Beinen, sah genauer, als es gestern Abend geschehen, meine jetzige Wohnung von außen und innen an, weckte meinen Kameraden und commandirte: „Vorwärts, marsch!“ Ich ging, ohne weiter meinen Gefährten anzumahnen, der genommenen Richtung nach und würde allein meinen Marsch fortgesetzt haben, wenn er nicht bald und zwar schneller, als ich es ihm zugetraut hätte, mir nachgekommen wäre. Wir eilten jetzt schnell weiter und ruhten nicht eher aus, bis die Sonne ungefähr die Mittagshöhe erreicht hatte. Unser Frühstück hatten wir im Gehen zu uns genommen, jetzt wurde auf dem großen Tische Gottes das Mittagsbrod aufgestellt. Alle unsere Vorräthe in Tüchern und Flaschen lehrten wir auf, und für das Weitere haben wir ferner Sorge Raum, denn diesen Nachmittag mußten wir doch har-

burg erreichen, und da, dachte ich, iſt für Geld mehr zu erhalten. Anſtatt nach Harburg führte uns ein Seitenweg nach Moorburg, worüber ich Anfangs gegen meinen Gefährten ungehalten war, weil er der Gegend kundig zu ſeyn behauptet hätte, und ſich jetzt ebenſo unkundig wie ich ſelbſt ausweiſe; aber als ich hörte, daß wir gleich morgen früh vom Wirthshauſe aus mit den Milchkähnen nach Hamburg überfahren könnten, war ich wieder beruhigt.

Wir ließen uns hier Eſſen und Trinken geben, und ich bezahlte gleich das Gebrachte. Ich gab dem Wirthe einen preußiſchen Thaler und er zahlte mir Hamburger Schillinge zurück. „Sie erlauben wohl," ſagte er zu mir, „daß ich Sie frage, haben Sie nur preußiſches Geld bei ſich?" Ich bejahte ſeine Frage. „Da gebe ich Ihnen meinen Rath," fuhr er fort, „gehen Sie nach Harburg, es iſt ja nicht weit von hier, und wechſeln Sie ſo viel Hamburgiſch Geld ein, als Sie nöthig zu haben glauben: denn in Hamburg ſelbſt würden Sie viel verlieren müſſen." Ich that dieſes, wurde aber hier ſehr übervortheilt, und jeder Jude in Hamburg würde mich billiger aus der Noth gerettet haben. Ich wendete mich an einen chriſtlichen Juden, und da ich ihm vielleicht einige Aengſtlichkeit und Eile verrathen haben mochte, ſo benutzte er dieſen Wink und gab mir für jeden preußiſchen Thaler eine Mark und vier Schillinge. Vier Thaler hatte ich hier gegen eine geringe Einnahme verausgabt. Am anderen Tage brachte ich in Hamburg, da die Marks aus Harburg nicht reichen wollten, doch den preußiſchen Thaler für eine Mark und acht Schillinge unter. Meine Thaler waren verſchleudert, das glaubte ich gleich und

ärgerte mich darüber, noch größer wurde mein Aerger, als man mir in Moerburg sagte, daß ich ansehnlich betrogen worden sey.

Ueber den Anblick Hamburgs freute ich mich sehr: die weit ausgedehnte Häusermasse, die hohen majestätischen Thürme fesselten meinen Blick so, daß ich ganz die Gefahr, hier leicht verrathen und aufgegriffen zu werden, vergaß. Der magische Nebel, welcher der breiten Elbe entfloß und wie ein leichter Schleier sich vor dem jenseitigen Ufer ausbreitete, erhöhte den ganzen Anblick noch mehr, anstatt ihn zu verhüllen, oder stimmte doch mein Gemüth noch feierlicher. Ich hätte gleich hinüberschiffen mögen, wenn Gelegenheit da gewesen wäre. So lange ich noch sehen konnte, entfernte ich mich von dem Deiche nicht, und ich würde vielleicht bis in die finstere Nacht hinein darauf verweilt haben, wenn mein Gefährte mich nicht aufmerksam gemacht hätte, daß ich von einigen Douaniers beobachtet würde.

Ich trat mit meinem Gefährten in die dicht mit Menschen angefüllte Gaststube. An Schlafen war hier nicht zu denken, und Keiner schien überhaupt des Schlafens wegen sich hier eingefunden zu haben, desto mehr wurde dem Glase zugesprochen, und desto eifriger und lauter geredet und geschrieen. Kaum deckte der junge Morgen die Gegenstände um mich her etwas auf und zeigte mir Menschengestalten auf und unter den Tischen, auf Stühlen, Bänken und auf dem Boden in die Kreuz und Quere hingestreut, so trat ich auch schon aus der Hausthür auf den dicht dabei aufgeführten Deich. Nach und nach versammelten sich hier Männer und Weiber, alle mit großen Milchkübern belastet, bis endlich der

ganze breite Weg auf dem Deiche mit Menſchen und Milchkannen bedeckt war, und hierzu geſellte ſich bald noch Alles, was das Wirthshaus verborg und jetzt von ſich gab.

Eine große Menge größerer und kleinerer Kähne hatte bereits angelegt und immer ruderten noch mehre herbei. Bald erſchienen auch einige Douaniers, welche, wiewohl ich ſie Anfangs gefürchtet hatte, nur ein ſehr wachſames Auge auf Alles richteten, was von Hamburg herüber kam, und allem dem, was dahin abgehen ſollte, kaum einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſchienen. Ein großer Kahn, wahrſcheinlich von Hamburg her, näherte ſich unſerem Ufer. Zwei Douaniers traten in denſelben hinein und unterſuchten alle darin befindlichen Waaren genau, ein anderer ſtand am Ufer und blickte mit Falkenaugen auf Alle, welche aus dem Kahne ans Ufer traten. Manche, beſonders Frauenzimmer, wurden hauptſächlich an ſolchen Stellen, wo ſie etwas aufgedunſen erſchienen, auch betaſtet, und erregten ſie Verdacht, ſo wurden ſie nach einem kleinen Hauſe gewieſen, wo ſie wahrſcheinlich näher unterſucht wurden. Ein Mann mit einer hohen pyramidenförmigen Filzmütze auf dem Kopfe trat etwas ſteif und auffallend grandiätiſch ans Ufer: der Douanier nahm ihn ſcharf aufs Korn, ging einige Schritte hinter ihm her, gab ihm eine derbe Ohrfeige, die Pyramidenmütze flog vom Kopfe und ſtreute ihren Inhalt, ein paar Pfund Kaffeebohnen, auf dem Wege weit umher. Auch dieſer wurde in das kleine Haus gewieſen. Endlich ſetzte ſich die Milchflotte in Bewegung, wir ſtiegen in einen großen Kahn und lande-

ten, ich glaube, nach Verlauf einer Stunde glücklich in Hamburg.

Ich hatte meine Blicke überall umhergesendet, um ein Seeschiff zu erspähen; aber diese Mühe war vergebens, denn auf der ganzen weiten Elbe schwamm damals auch nicht eines. Ich war alle in Hamburg gewesen und hatte kein Seeschiff gesehen, und bis diesen Augenblick, wo ich Vorstehendes schreibe, haben meine Augen noch kein Seeschiff erblickt, so oft ich auch nachmals in Gedanken fast alle einzelnen Theile des weiten Meeres durchsegelt habe. Wir traten, ohne im Geringsten gestört oder aufgehalten worden zu sein, in das erschöne Hamburg. Was wir daselbst beginnen wollten, das hatten wir noch nicht ausgemacht; meine Absicht wenigstens war, da ich mich hier keineswegens für sicher hielt, und ohne Legitimation auf keine Nacht Unterkommen zu finden glaubte, durch die Stadt hindurch zu wandeln und sie dann wieder zu verlassen. Wir gingen zuerst auf einem Walle umher und sahen hier dem Exercitium einiger Stadtsoldaten zu. Meinem Reisegefährten mochte das Soldatenleben in die Augen stechen, und es wandelte ihn die Lust an, sich unter die Stadtsoldaten anwerben zu lassen. Er machte mich mit seinem Entschlusse bekannt und suchte mich ebenfalls dafür zu stimmen; jedoch ich wies seine Rathschläge für meinen Theil von der Hand, suchte ihn aber eher zu- als abzureden, daß er, wenn er ja hier sein Glück machen zu können hoffte, immer hier bleiben und Soldat werden möchte. Verlassen wollte er mich nicht, gab er mir zur Antwort, denn er hätte meiner Mutter sein versprochen,

daß er, es möge kommen was da wolle, gewiß so lange bei mir bleiben wollte, bis ich ein sicheres Unterkommen gefunden haben würde. An das Soldatenwerden wurde nun nicht mehr gedacht, wir schlenderten einige krumme Straßen auf und ab, kehrten bald hier, bald dort ein, und setzten uns endlich bei einer Flasche Wein einige Zeit fest. Diese Zeit benutzte ich zugleich, um meiner bekümmerten Mutter einige Zeilen zu schreiben. Hierauf gingen wir nach dem Hamburger Berge, sahen da manch Schönes und Häßliches, manch Zierliches und Plumpes, manch Anständiges und Irrendes, und traten in einen anderen Herrn Land, in Altona hinein. So weit ich gesehen habe, sind die Straßen in Altona gerade oder doch gerader als in Hamburg, nur Menschen sah ich weniger darauf. Nachmals schien es mir, wenigstens in Hinsicht auf Menschenfülle, daß sich Hamburg zu Altona ziemlich so verhält, wie Berlin zu Potsdam. Die kaufmännischen Geschäfte lagen damals sehr oder fast ganz darnieder; dagegen war der Kleinhandel auf den Straßen desto reger, und zwar für mich, der ich Dergleichen noch nie gesehen und gehört hatte, auf eine höchst auffallende Weise lebhaft: Viertelstunden lang stand ich einigemale still und hörte dem bunten Schreien der Männer und Weiber zu. Spät am Nachmittage verließen wir Hamburg wieder, und traten den Weg nach Berlin an.

Als es endlich finster geworden war, erreichten wir einen kleinen Ort, in dessen Wirthshause es außerordentlich lebhaft und laut herzugehen schien. Wir traten in die Gaststube, welche bereits gedrängt, Kopf an Kopf, vollgestopft war. Lange währte es, bis wir uns in die Nähe etwas hineingearbeitet hatten, und endlich auch

glücklich den Schenktisch erreichten. Hier ließen wir uns ein gutes oder doch theures Abendbrod reichen, tranken fleißig dazu, und erwarben uns dadurch das Verrecht, etwas näher in den Schenkraum und daher aus dem Gedränge und Geſtoße herauszutreten. Von hier konnte ich die bunte Menſchenmaſſe beſſer überblicken: hier freueten ſich Einige über gut gerathene Geſchäfte, dort jammerten Andere über ihr Mißgeſchick, zu ſpät klug geworden zu ſeyn, hier zankte ſich eine Gruppe über Recht und Unrecht, dort ſang eine andere ein luſtiges Kriegslied, im Vordergrunde ſchäferten muntere Burſche mit fernigen Bauerdirnen, und nebenbei am Tiſche lagen einige Angetrunkene ſich in den Haaren, ſchrieen gewaltig und ſchlugen mit derben Fauſten den Tact dazu. Es war in dem Orte Kirmeß geweſen.

Endlich entfernte ich mich langſam aus der Stube. Wie mein Schatten folgte mir mein Begleiter. Er wollte mich überreden, daß ich hier nichts zu befürchten hätte und ohne alle Beſorgniß übernachten könnte; ich ließ mich jedoch nicht bewegen, wieder umzukehren, ſondern ich ſagte ihm vielmehr noch einmal, wenn es ihm ja lieber wäre, an dieſem Orte zu übernachten, als mit mir die Nacht über weiter zu gehn, ſo möge er es thun, und ich würde mich in mein Schickſal zu finden wiſſen. Ohne weiter etwas einzuwenden, folgte er mir. Die ganze Nacht gingen wir, ohne auch nur einmal auszuruhen, mit ſchnellen Schritten weiter. Am Morgen fand ſich bei uns der Hunger ein, ohne daß wir das geringſte Gegenmittel bei uns hatten. Bei dieſer Gelegenheit ſagte ich meinem Begleiter, daß meine Barſchaft bis auf dieſe paar Schillinge verausgabt ſey, und ich

mußte ihn daher bitten, daß für einige Tage er aus seinen Mitteln Lebensbedürfnisse anschaffen möchte. Er sah mich mit sieren Augen an und sagte: „Ich habe auch nicht einen Pfennig bei mir!“ — „Dann müssen wir uns,“ erwiederte ich, „bis Berlin durchbetteln!“ Während dieses noch weiter ausgesponnenen Gespräches hatten wir einen kleinen Ort erreicht, gingen hindurch und am Ende desselben erblickten wir ein Backerhaus. Ich trat hinein und kaufte ein großes Brod, und da nebenbei auch noch ein Wirthshaus war, so ließ ich noch einmal die Flasche füllen, und dann gingen wir weiter.

Bald erreichten wir einen kleinen Wald, wir gingen hinein und lagerten uns. Nachdem unser dürftiges Frühstück, denn so dürftig war es auf dieser Reise noch nicht gewesen, verzehrt worden war, forderte die Natur auch noch anderweitig ihre Rechte, wir streckten und legten uns aller möglichen Bequemlichkeit gemäß und schliefen bald Beide fest ein. Beinah Mittag war es, als ich erwachte, auch mein Reisegefährte öffnete bald aus freien Stücken die Augen. Nachdem wir noch eine Zeit hier mehr denkend als sprechend verweilt hatten, sagte zu meiner nicht geringen Verwunderung mein Gefährte: „Ich weiß in der That nicht, was ich angeben soll? Soll ich wieder umkehren oder soll ich weitergehn? Was ich in Berlin machen soll, das weiß ich nicht: und soll ich für etwas Ungewisses mich noch dazu so weit durchbetteln, so wäre das unsinnig. Ich bin jedoch nicht abgeneigt, Sie noch weiterhin zu begleiten, auch bis nach Berlin, wenn Sie für besseres Essen sorgen wollen.“ — „Was ist das für eine Forderung,“ entgegnete ich, „verlangen Sie denn, daß ich die Leute zwingen soll, Ih-

nen umſonſt gute Bienen verzehren?“ — „Verſtellen Sie ſich nur nicht,“ gab er wieder zur Antwort, „ich meine, Sie ſollen das Eſſen bezahlen! Oder glauben Sie vielleicht, daß ich nicht weiß, welchen reichen Vorrath von Zuckſen Ihre Mutter in Ihren Weſtenkragen eingenäht hat?“ Ich erſtaunte, ich erſchrak, mein Blut fing an zu ſtürmen, zumal mir hier das Barbiren in der Lüneburger Haide lebhaft vor Augen trat. Jedoch ich beruhigte mich wieder und ſagte meinem Begleiter mit ziemlich kaltem Gemüthe, daß es mir ſehr auffällig ſeyn müßte, wie genau er im Scheinſchlafe auf die Handlungen meiner Mutter geachtet hätte: um deſto mehr könnte er ſich jetzt darauf verlaſſen, daß ich für ihn nicht einen Schilling mehr verausgaben und überhaupt meinen vergrabenen oder vernähten Schatz nicht eher heben würde, als bis ich Berlin erblickt hätte. Wolle er nicht weiter mit mir gehn, ſo verdachte ich ihm das nicht, und ich wollte ihn auch keineswegs darum bitten, im Gegentheil müßte ich ihm unumwunden und freimüthig geſtehn, daß er mir einen Gefallen thun würde, wenn er mich ſo bald als möglich, das hieße, hier auf der Stelle verlaſſen wollte. Dieß Geſtändniß ſchien ihn zu beleidigen und zu ärgern, er ſprang auf und wollte ſich entfernen; jedoch blieb er wieder ſtehn und that, als wenn er einen wichtigen Gedanken verfolgte. Er drehte ſich um und ſagte: „Geben Sie mir noch ein Stück Brod auf die Reiſe.“ Ich ſchnitt mir ein Stück ab, gab ihm all das Uebrige, er nahm's, drehte ſich um und ging, ohne ein Wörtchen zum Abſchiede zu ſagen. Ich blieb noch eine Zeitlang auf demſelben Platze ſitzen, ſah ihm nach, bis er mir hinter

Hügeln verſchwand, und dankte meinem Schöpfer, daß er mich glücklich von einem ſo gefährlichen oder doch ſo verdächtigen Menſchen befreit hatte.

Nunmehr ſetzte ich meine Reiſe allein fort, und zwar mit ſo ſchnellen Schritten, daß ich ſicherlich nicht viel weniger als eine Meile in jeder Stunde zurücklegte. Wäre dieß auch nicht mein gewöhnlicher Schritt geweſen, ſo hätte ich aus dem Grunde, weil ich meinen Reiſegefährten zu allem Schlechten fähig hielt, alſo auch Verrätherei von ſeiner Seite befürchten mußte, mich bemühen müſſen, ſchneller allen Nachſtellungen zu entgehen. Bis zum ſpäten Abend eilte ich, mit etwa einer Viertelſtunde Unterbrechung, in gleicher Schnelligkeit weiter. Es war bereits dunkel geworden, als ich ein Dorf erreichte. Ich wagte hier noch nicht, in den Krug einzukehren und da zu übernachten, ſondern ich ging nach einem anderen Hauſe und bat um Nachtquartier, was mir aber verweigert wurde. Am Ende des Dorfes wagte ich noch einmal dieſelbe Bitte, und erhielt dieſelbe abſchlägliche Antwort. Hätte ich im Verlauf des Tages mich nicht zu ſehr angeſtrengt und wäre ich nicht in Folge deſſen ſo ſehr ermüdet worden, ich hätte mich entſchließen können, die ganze Nacht über den Marſch fortzuſetzen; ſo aber verſagten mir dießmal meine Beine ihren Dienſt, und ich war gezwungen, eine Lagerſtätte aufzuſuchen.

Es war empfindlich kühl, und ich blickte daher, ſo weit es ging, überall umher, um irgend ein Obdach für die Nacht auszuſpähen, war auch ſo glücklich, eine kleine Hütte hinter einem Bauerhauſe, ähnlich einem Schweinehalle, zu entdecken. Ich wagte es hinzugehn, um von

meiner

meiner Entdeckung Gebrauch zu machen: da ich die Hütte aber schon anderweitig besetzt fand, so kehrte ich traurig wieder um und legte mich hinter der ersten besten Hecke nieder. Der Tag war bereits angebrochen, als ich, fast starr vor Kälte, erwachte: die ganze Umgegend war vom Reif weiß und ich mit, nur die einzige Stelle, wo und wie ich gelegen hatte, war durch den Mangel an Reif genau markirt. Ich setzte mich schnell in Bewegung, was Anfangs kaum gelingen wollte, ging immer schneller, trabte endlich und so lange fort, bis ich das unangenehme Gefühl der Kälte verlaufen hatte und bis eine wohlthätige gesteigerte Transpiration eingetreten war. Zu meiner Freude erreichte ich bald ein Dorf. Ich ließ mir ein warmes Frühstück bereiten, wodurch ich vollends allen nachtheiligen Folgen der Erkaltung vorzubeugen hoffte, und nachdem ich dieses schnell hineingetrunken und einigen anderen Vorrath beigesteckt hatte, setzte ich meinen Marsch im Schnellschritte weiter fort.

Etwa gegen vier Uhr Nachmittags hatte ich die Freude, den preußischen Adler zu erblicken, kurz nach fünf Uhr erreichte ich die preußische Grenzstadt Lenzen. Das Erste, was ich hier that, war, ich suchte mir einen Paß zu verschaffen. Ich ging zu diesem Ende nach dem Rathhause und fand die Leute, welche ich suchte, gegenwärtig. Sogleich konnte man mir freilich einen Paß nicht einhändigen, da ich auch nicht durch die geringste Legitimation oder sonst schriftliche Beweise mich als westphälischer Deserteur ausweisen konnte. Zu meinem Glücke war einer der Rathsherren in der Hildesheimischen Gegend bekannt, und der Zufall wollte es, daß er

daſelbſt einige Männer kannte, welche mir alle und einige ſelbſt genau bekannt waren. Nachdem ich ihm noch einige andere Nachrichten und Aufſchlüſſe, wonach er fragte, gegeben hatte, fand er der Expedition eines Paſſes für mich nichts entgegen. So legte er mir unter anderen die Frage vor, wie in Hildesheim im Allgemeinen die Wohnungen der Geiſtlichen genannt würden? Ich antwortete ihm: „Curien.“ Nun fragte er weiter, was denn der Name bedeuten ſollte? Dieſe Frage machte mich etwas empfindlich, und ich gab ihm zur Antwort: daß das Wort aus dem Lateiniſchen kame und Sorge, cura, oder ſorgen, curo, bedeutete, und dieſen Namen habe man, da doch die Geiſtlichen für uns die meiſte Sorge trügen oder doch tragen ſollten, deßhalb ihnen beigelegt, und von dem Einwohner ſey die Benennung auf die Wohnung übergegangen. „Na, viele Geiſtlichen, beſonders Eure katholiſchen (ich mußte nämlich meine Religion angeben), verdienten wohl einen Titel, der den Gegenſatz von cura bedeutete.“ — „Mag ſeyn,“ ſagte ich; „aber außer ihnen mag es auch noch manchen Curator oder Procurator geben, der ſeinen Titel de non curando ableiten könnte.“ Er fühlte ſich, wie es ſchien, getroffen, denn vielleicht mochte er ſelbſt ſolchen Titel führen, fragte weiter nicht und ließ mir meinen Paß einhändigen.

Als ich, für den Anfang wenigſtens, wohlberathen von dem Rathhauſe wieder auf die Straße trat, hatte während deſſen ſich die Sonne ſchon tief geſenkt, und ich kam in die Verſuchung, in dem erſten beſten Gaſthofe Quartier zu machen; da ich mich jedoch noch ſtark genug fühlte, und auch auf einem Dorfe ein wohlfeileres

Unterkommen zu finden hoffte, als in der Stadt, so ging ich noch weiter, und traf, als die Sonne bereits untergegangen war, in einem Dorfe ein gutes Wirthshaus an. Ich fühlte, daß die Einwirkungen der vorhergehenden Nacht noch einiges Unbehagen zurückgelassen hatten; ich klagte meinen Zustand den Wirthsleuten, und die Antwort des Wirthes war: „J, das wollen wir schon machen: da legen Sie sich bald zu Bette, ich lasse Ihnen eine Bowle Glühwein machen, die trinken Sie, so heiß Sie können, aus, schwitzen tüchtig, und morgen stehen Sie frisch und gesund und wie neu geboren wieder auf!“ Meinen Paß — den ich wohl schon hundertmal angesehen hatte, denn solch ein Schatz war bis dahin noch nicht in meinem Besitze gewesen, auch fühlte ich die Wohlthat seines Besitzes ganz, weil er mich wirklich frei machte, wie ich es den ganzen Sommer nicht gewesen war, — mußte ich abgeben und erhielt ihn am anderen Morgen visirt zurück. Die Arznei meines Wirthes hatte trefflich gewirkt, ich fühlte mich wieder ganz wohl und neu gestärkt; aber meine Barschaft mußte darunter leiden, und ich war gezwungen, meinen Westenkragen zur Herausgabe zu nöthigen. Endlich hatte ich es nun mit vieler Mühe und Beschwerde so weit gebracht, daß ich jeden Menschen dreist in die Augen sehen konnte, ja ich hatte nicht nur nichts zu befürchten, sondern man war auch verbunden, wie es mein Paß vorschrieb, mir in vorkommenden Fällen Hülfe und Beistand zu leisten. Aber was sollte ich in Berlin ergreifen? was daselbst anfangen, wenn meine geringe Barschaft zerronnen war? an wen sollte ich mich wenden, da ich in Berlin nicht einen Menschen kannte, und

nicht eine Zeile aufzuweisen hatte, der über meinen Wandel, über meine Brauchbarkeit u. ſ. w. einige Anweiſung und Empfehlung hätte bezeugen können?! Geſtern war der langwierige Kummer endlich einmal wieder bekämpft, ich hatte einen Paß, was wollte ich mehr? heute fielen wieder Sorgen centnerſchwer auf meine Seele: ich fühlte, daß ich glücklich war, und fühlte mich doch dabei ſo unglücklich. Meine gewöhnlichen Sprüche: Kommt Zeit, kommt Rath; der alte Gott lebt noch u. dgl. m. vertrieben zwar ihre Wirkung nicht ganz, konnten aber die Sorgen nicht beſchwichtigen, und getroſt zwar, aber doch das Herz von Kummer voll, ging ich weiter und weiter. In Gedanken vertieft, und wahrſcheinlich doch ſo viel wie gar nichts denkend, erreichte ich Perleberg, Bögem, und am dritten Tage Tegel, die einzigen Orte, welche mir von der Tour von Lenzen an in Erinnerung geblieben waren. In Tegel las ich: „Bis Berlin eine und eine halbe Meile!“ Dieſe Schrift an dem Meilenſteine rüttelte meine träumenden Gedanken wach, und in geſpannter Erwartung näherte ich mich Berlin, der zukünftigen Quelle meines Glückes. Auf den Nehbergen erblickte ich zuerſt die langerſehnte Stadt. Ich ſetzte mich auf dieſer Höhe nieder, ſtaunte Berlin an und weidete mich eine lange Zeit an ſeinem Anblicke, denn Eile hatte ich jetzt nicht, mein Ziel lag mir vor Augen, und was ich zunächſt in Berlin beginnen ſollte, das wußte ich noch nicht. Das Einzige, was mir als Zweck, aber noch im Hintergrunde in dem Umfange meiner Erwartung und meiner Wünſche lag, war, ich wollte mich in Berlin zu einem tüchtigen Thierarzt heranbilden. Zunächſt gingen meine Gedanken zwar dahin, auf welche Weiſe ich mich

bei meinem nachmaligen Studium ernähren sollte, aber meine Barschaft war ja noch lange nicht erschöpft, was sollte ich mir da so frühzeitig den Kopf zerbrechen, Berlin soll ja so viele Menschen ernähren, dachte ich, und da wird es für einen mehr auch wohl Brod haben. Ich ließ mich daher in der Freude, welche mir die Ansicht Berlins verschaffte, nicht stören, vorzüglich die beiden Gensdarmen-Thürme gefielen mir außerordentlich, und endlich trat ich in die große Stadt hinein.

Als ich eben das Cranienburger Thor hinter mir hatte, blieb ich unwillkührlich stehn, gerade als wenn ich mich verirrt und nicht den rechten Ort erreicht hätte. Ich fragte wahrscheinlich über den großartigen und mich tief ergreifenden Anblick der Friedrichsstraße! Meine Verwunderung und meine Stellung dabei mochte die wachthabenden Leute am Thore auf mich aufmerksam gemacht haben: denn die Schildwach trat an mich heran und fragte mich, wo ich herkäme? Ich antwortete: „Zunächst von Hamburg." — „Haben Sie einen Paß?" — „Ja freilich!" — „Dann gehen Sie dort in die Stube und zeigen Sie ihn!" Ich that dieß, mein Paß wurde für richtig erkannt, und, da ich nichts Steuerbares bei mir hatte, so konnte ich nunmehr gehn, wohin ich wollte. Ich wunderte mich über die große Aufmerksamkeit und Strenge, womit ich hier behandelt wurde, dachte aber für den Augenblick nicht daran, daß ich selbst die Leute auf mich aufmerksam gemacht hatte, denn bald überzeugte ich mich, daß man in Berlin eben so gut und so leicht ohne Paß eindringen kann, wie in Hamburg. Vom Thore aus verfolgte ich den graden Weg und erreichte bald die Linden. Hier erst gingen mir die Augen

recht auf! die sehr breite Straße, der regelmäßige Wald mitten in der Stadt, nach Westen hin, mit geringer Unterbrechung, bis ins Unabsehbare verlängert, in Osten von kolossalen Feenschlössern begränzt, die prächtigen Häuser endlich und die vielen reich ausgeschmückten Menschen, Alles, Alles dieses fesselte mich so sehr, daß ich in der Fülle der Wunderwerke nicht wußte, was ich zuerst betrachten, zuerst anstaunen sollte. Als mein Geist etwas ruhiger geworden war, wendeten sich meine Gedanken allmählig auf mich selbst zurück: „Hier," sprach ich zu mir, „wirst du dein Glück schon finden! Berlin verläßt du niemals wieder!"

Bald fand sich bei mir ein Gelüstchen ein, ich wünschte nämlich zu versuchen, wie in den Berlin'schen Küchen das Mittagsbrod bereitet würde. In einem großen Gasthof wollte ich nicht einkehren, daher suchte ich eine Garküche auf; aber ich ging Straße auf, Straße ab, las bedächtig alle Schilder, doch nirgends las ich Garküche! Während des vielen und langen Suchens hatte sich die Neugier, Berlin'sche Kost zu versuchen, in dringenden Hunger verwandelt. Ich mußte mich jetzt an Menschen wenden und mich nach einer Garküche erkundigen, aber die Gefragten verstanden mich nicht und ließen mich ohne Bescheid gehen. Der Hunger quälte, ich mußte daher in einen Bäckerladen gehn, um ihn vorerst etwas zu besänftigen. Bei dieser Gelegenheit erst wurde ich belehrt, daß das Wort Garküche in Berlin nicht gebräuchlich sey, und daß dergleichen Anstalten Restaurationen, Tabagien, auch wohl Speiseanstalten genannt würden, in ein Haus, an dem ich ein solches Schild fände, mußte ich eintreten, und überall würde

ich eine groſse Auswahl von Speiſen finden. Zuerſt las ich: Tabagie. Ich ging ungläubig ins Haus, trat in die Gaſtſtube und ſagte: „Guten Tag!“ Ein junger Mann mit einer kurzen grünen Schürze maſs mich vom Kopf bis zu den Füſsen, trat näher und ſagte: „Bon jour!“ ein ältlicher Mann kam ebenfalls auf mich zu, hinter ihm eine Frau, und Beide ſagten freundlich nikkend: „Bon jour!“ Tabagie las ich, nur bon jour hörte ich, ich glaubte alſo, daſs ich in ein Haus gekommen ſey, wo man nur Franzöſiſch ſpräche, ich redete daher die Leute franzöſiſch an und fragte, ob ich hier was zu eſſen erhalten könnte! Die Befragten ſahen mich betroffen an, denn ſie verſtanden nicht ein Wort von dem, was ich geſagt hatte. Ich merkte dieſes und verdeutſchte meine Frage, worauf ich kurz und bündig zur Antwort erhielt: „Bei uns wird nicht gegeſſen!“ Ohne näher unterrichtet zu ſeyn ging ich weiter und las bald: Reſtauration. Ich trat ein und ſagte: „Guten Tag!“ „Bon jour! bon jour!“ erhielt ich wiederum zur Antwort. Abermals wollte ich franzöſiſch meine Anrede halten, aber ich ſagte deutſch: „Ich möchte eſſen, was haben Sie?“ Die Antwort war: „Bei uns wird nur gefrühſtückt, wenn wir übrigens mit kalter Küche dienen können, ſo dürfen Sie nur befehlen!“ Ich commandirte alſo, ein halbes Pfund Haſenbraten, und ein allgemeines Gelächter war die Antwort. Da ich mein Geſicht keineswegs zum Lächeln verziehen mochte, ſo fragte mich der Wirth: „Sie ſind wohl weit von hier zu Hauſe? Bei uns wird das Fleiſch nur portionenweiſe verabreicht.“ — „Nun, ſo geben Sie mir eine Portion Haſenbraten.“ — „Sogleich zu Befehl!“ Ich fragte

den Wirth, ob er franzöſiſch ſpräche? und da er dieß verneinte, warum er denn ſtatt guten Tag bon jour ſagte? „Guten Tag“ hält man hier für Bäueriſch, ein Jeder von ſeinem Ton ſagt nur: „bon jour!“ Das hatte ich alſo bereits gelernt. Noch mehr überraſchte mich das franzöſiſche Zählen bei dem Billardſpiele, zumal die ſchlechte Ausſprache der Zahlennamen, und dachte: es giebt doch überall Narren in der Welt, ſelbſt in Berlin.

Gegen Abend ſah ich in der Friedrichsſtraße in einer erleuchteten Stube viele Menſchen, manche gingen hinein, manche kamen heraus, Reſtauration las ich am Schilde, alſo ich faßte Muth und trat auch in die Stube. Wie jauchzte mein Herz auf, als ich nicht allein dieſe Stube, ſondern noch zwei andere mit eſſenden Menſchen angefüllt ſah. Ich wollte nicht unanſtändig ſeyn, ging daher zu dem Wirthe und bat um Erlaubniß, mich auch ſetzen zu dürfen. „Nehmen Sie Platz, wo Sie wollen,“ wurde mir zur Antwort, und ich that das. Hier iſt's gut ſeyn, dachte ich, hier ſollſt du es dir oft ſchmecken laſſen! Das Eſſen hatte ich ganz vorzüglich gefunden und mich tapfer daran gehalten, nun war die Frage, ob man hier auch gut ſchlafen könnte? In dieſer Abſicht wendete ich mich an den Wirth; er gab mir jedoch zu meinem Leidweſen die Antwort, daß ich bei ihm kein Nachtquartier erhalten könnte, ſondern in dieſer Hinſicht müßte ich mich nach einem Gaſthofe verfügen.

Zuerſt bemühte ich mich nach dem Hôtel de Rome und brachte mein Anliegen an. Der Thürſteher ſah mich eine Weile, wie es ſchien, aufmerkſam und verwundernd an und ſagte: „Bei uns kehren nur hohe Herrſchaften

ein!“ Dazu konnte ich mich nicht rechnen; und da weiter keine Antwort und Auskunft erfolgte, so ging ich kopfschüttelnd meiner Wege, und hielt meine Anrede, vielleicht mit bittendem Tone, an den Thürwart eines anderen Gasthauses, über dessen Thür ich las: **Hôtel de l'etersbourg.** Auch hier wurde ich auf dieselbe Weise betrachtet und mit den Worten zurückgewiesen: „Hier können Sie kein Nachtlager kriegen!“ — „Warum nicht?“ fragte ich. — „Weil hier nur hohe Herrschaften logiren,“ wurde mir zur Antwort. Auch von hier ging ich, ohne weiter beschieden worden zu seyn, fort und suchte in anderen Straßen ein Unterkommen. Mein Umstern führte mich auf den Gensdarmen-Markt, ich fragte einen Vorübergehenden, wo ich zunächst nach einem Gasthofe käme? Mir wurde zur Antwort: „Sie stehen dicht davor!“ Es war das **Hôtel de Brandebourg.** Der Thürhüter sprach, wie es mir schien, mit einem sehr vornehmen Herrn, und ich wartete daher bescheiden vor der Thür, bis das Gespräch wurde beendigt seyn; aber da hätte ich vielleicht lange warten können! Ich trat daher näher, machte meinen Bückling, wünschte dabei freundlich guten Abend und fragte, ob ich hier endlich Nachtquartier erhalten könnte? „Nein,“ sagte der Portier mit sehr vornehmer Miene. Ich fragte: „Warum nicht?“ erhielt jedoch keine Antwort; ich fragte noch einmal, und erhielt endlich den Bescheid: „Hier verkehren nur anständige Leute!“ — „Grober unbedachtsamer Mensch!“ raunte ich ihn an, „wie kann Er mir so eine impertinente Antwort geben! wie kann Er mich für unanständig halten, Ihn soll ja das Donner und Wetter —“ — „Was giebt's denn hier?“ donnerte aus

einer Thür eine Männerſtimme. Ich trat dem Wirth des Hauſes entgegen und klagte ihm die Behandlung ſeines Dieners. „Das war wirklich eine inſolente Antwort von meinem Portier; dergleichen erlauben Sie ſich nicht wieder!“ ſagte er zu ſeinem Diener; „und Sie, mein Freund,“ ſo wurde mir der Beſcheid, „ſind auch recht grob geweſen, beruhigen Sie ſich alſo und gehen Sie Ihrer Wege, bei mir erhalten Sie kein Quartier.“ Was ſollte ich thun? auch dem Herrn mit Grobheiten kommen? Das wollte ich nicht, weil ich auch den Herrn für einen Grobian hielt, und bei zwei groben Leuten fürchtete ich endlich auch eine grobe Behandlung; ich ging daher unwillig abermals weiter, und konnte es noch nicht begreifen und glauben, daß es überall in dem ſchönen Berlin ſo grobe Leute gäbe. Ich ſchob die ganze Schuld auf mein Mißgeſchick, was mich nur zu Grobians geführt hätte, ging daher weiter und ſuchte bei höflicheren und gefälligeren Leuten ein Unterkommen. Die Glocke zeigte bereits elf Uhr an! Ich gerieth nach der Krauſenſtraße, ſah vor einem Hauſe noch viele Leute ſtehen und fragte: „Wo kann ich zunächſt Nachtquartier erhalten?“ — „Hier in dieſem Hauſe (im braunen Roß), belieben Sie nur hereinzutreten.“ Ich trat in die Gaſtſtube und fand hier bereits ein Dutzend Menſchen auf Streh hingeſtreckt. Der Wirth folgte mir, und ich fragte ihn, wo ich ſchlafen würde? Ob ich ein Bett erhalten könnte? „Damit kann ich heute nicht dienen,“ antwortete er, „ich muß Sie bitten, mit Streh vorlieb zu nehmen.“ — „Wenn's nicht anders ſeyn kann, ſo muß ich mich ſchon mit dem Strohlager begnügen, nur bitte ich, laſſen Sie mir hier mein Lager einrichten!“ — „Soll

gleich geſchehn!“ erhielt ich zur Antwort; aber — der Wirth hatte ſein Verſprechen vergeſſen, und ich — legte mich auf eine Bank. Hier hatte ich Gelegenheit über Berlin und die Berliner nachzudenken, und brachte heraus, daß Berlin ſehr hübſch ſey, aber die Berliner hielt ich für dummſtolz, ungefällig, grob und im Allgemeinen für Narren.

Bald wurde mein Urtheil jedoch milder geſtimmt, als ich Gelegenheit nahm und erhielt, mit anderen Leuten, als Dienern zu ſprechen; und wie konnte ich auch von ſolchen Menſchen, Portiers und Bedienten nämlich, auf die Einwohner einer ſchönen Stadt ſchließen! ja ich fand es ſelbſt ungerecht von mir, nach einigen groben Bedienten alle Bedienten einer großen Stadt zu beurtheilen. Mit den Berlinern war ich alſo wieder ausgeſöhnt; aber dennoch konnte ich den Eindruck, welchen die dummſtolze Haltung der Portiers auf mich gemacht hatte, nicht verwinden, ja er iſt bis heut zu Tage noch nicht ganz wieder ausgeglättet. Daß ich durch mein linkiſches Betragen die abſtoßende Behandlung veranlaßt hatte, denn auch der Bediente fordert eine entſprechende Aeußerlichkeit, das hätte ich leicht errathen können; aber noch niemals hatte ich in einem ſtädtiſchen Wirthshauſe übernachtet, wußte alſo nicht, wie ich in ſolchen Häuſern auftreten mußte, und wie ich das dienende Perſonal zu behandeln hatte. Nach vieler Mühe und vielem Aerger hatte ich alſo ein ſchlechtes Nachtquartier gefunden, was ich auch, nachdem ich ein Frühſtück zu mir genommen, verließ, um es ſo bald nicht wieder zu wählen.

Hatte ich auch oberflächlich daran gedacht, was ich heute vornehmen ſollte, ſo kam ich doch zu keinem Ent-

ſchluſſe; das Reſultat meines Sinnens war allenfalls: du ſollſt vorerſt Berlin noch genauer anſehn und kennen lernen. Ich hatte Berlin erſt von einer Seite angeſehn, und jetzt nahm ich mir vor, es von allen Seiten in Augenſchein zu nehmen. Zuerſt ging ich wieder nach der Friedrichsſtraße. Von dieſer ließ ich mich nach dem Halleſchen Thore führen, und ging von hier auf den Tempelhofer Berg. Auch von dieſer Stelle aus gefiel mir der Anblick ſehr, doch ließ er einen minder angenehmen Eindruck zurück. Ich bewegte mich bei dem ſonderbaren „duſteren Keller" vorbei nach der Hafenheide, und kam endlich nach den Kollbergen. Auch von dieſer Seite faßte ich das Bild Berlins auf, ich fand es außerordentlich ſchön, und die ganze Umgegend hier nicht minder. Das Bild Berlins von der Jungfernheide aus geſehn und von den Kollbergen iſt unverwiſcht in meiner Phantaſie geblieben, und noch heut zu Tage habe ich um Berlin keine Gegend, keine Stelle aufgefunden, wo Nähe und Ferne einen angenehmeren Eindruck auf mich gemacht hatte, als auf den Kollbergen.

Sehr unangenehm ſtörend wurde mir die auffallend ſchlechte Dorfſtraße nach Berlin, und wie machte ich erſt die Augen auf, als ich durch das Cottbuſer Thor getreten war, das Köpnicker Feld überblickte, und im Hintergrunde die elenden Hütten ſah! Vor zwei und dreißig Jahren machte hier Berlin auf mich einen ſchlechten Eindruck, auch kein Menſch konnte Gefallen daran finden, wer ſchon von Berlin Mehres geſehn hatte, mußte glauben, er habe ſich hier verirrt: und jetzt — iſt es noch ſo: nichts iſt beſſer, nichts iſt ſchöner! Ja, wenn ich das Jetzt mit dem Damals zuſammenſtelle, ſo hat

die Gegend viel von ihrem Reize verlieren, die Hasenheide wenigstens und die Kolberge sind auf eine jämmerliche Weise verstört. Die Kunst hat hier nichts gethan, warum? Mir unbegreiflich! Fürchtet sie sich vielleicht, aus bunten schlammigen Niederungen zu gesunden lichten Höhen ihren Blick zu erheben? Ich wünschte, daß nur der zehnte Theil von den großen Kosten, welche der Thiergarten verzehrt hat und noch verzehrt, der Hasenheide geschenkt worden wäre, wie dankbar würden viele Tausend Berliner zu dem großen Geber hinaufschaun! Ich will hiermit nicht die Einrichtung des Thiergartens geradehin getadelt haben, denn Reichthum, guter Wille, Fleiß und Ausdauer, Geschmack und Umsicht glänzen überall, bestechen auf allen Wegen und Stegen das Auge; aber man verarge mir das Geständniß nicht, sie bestechen nur, sie fesseln nicht, fast überall sieht man zu wenig und doch überall zu viel, kurz so viele Verbesserungen man dem Thiergarten aufgedrungen hat, so hat er doch nach meinem Sinne dadurch wenig gewonnen, die Natur ist zu sehr verdrängt, die Kunst übermäßig aufgehäuft, fast alle Poesie ist verscheucht und an ihren einsam-feierlichen Plätzen brillirt eine bunte Preis!

Ich mochte durch Weitergehen den übelen Eindruck nicht noch vergrößern, ging daher wieder aus dem Thore zurück, und von hier an der Mauer entlang bis zum Schlesischen Thore. War damals auch die Gegend nichts weniger als schön zu nennen, hatte Jemand, der hier nur Berlin gesehen, so viel wie gar nichts gesehen, weil wirklich innerhalb und außerhalb nichts oder doch nur wenig zu sehen war; so muß ich doch gestehen, daß sie heut zu Tage noch verloren hat: hat auch die Kopnicker-

Straße, vorzüglich durch Fabrikanlagen anſehnlich gewonnen, ſo hat dagegen in der jüngſten Zeit der Weg nach Treptow Alles, und wie es ſcheint, unwiederbringlich verloren. Von hier ging ich nach dem Stralower Thore. Auch hier erblickte ich nichts dem Aehnliches, was ich bereits von Berlin geſehn hatte: vor dem Thore war die Aus- oder Anſicht ſchön, auch die Fläche und Niederung hat ihre Schönheit, innerhalb blieb ſich der öſtliche Charakter gleich, man glaubte ein Dorf zu ſehn und keine Stadt. Iſt es jetzt anders? Weiterhin bis nach dem Frankfurter Thore konnte ich die Gegend genügend überblicken: ich blieb daher innerhalb der Mauer und überſah daſelbſt ein weites Feld mit einigen häuſerähnlichen Hütten. Sieht man hier heute mehr? Ein eigenthümliches Schickſal laſtet auf dem ganzen Oſten Berlins: überall ſonſt verändert man, überall beſſert man, hier bleibt Alles beim Alten, Nichts geht vorwärts! Aber, wer nicht vorwärts geht, der geht zurück! Lehrt das auch nicht der Oſten Berlins? ja! im Ganzen hat er ſehr verloren! Hier beſchließ ich mein heutiges Tagewerk, ging dann durch die Stadt nach der Friedrichsſtraße, um meinen nur wenig bedachten und daher unruhigen Magen wieder zufrieden zu ſtellen.

Da der Abend noch zum Genuſſe einlud, ſo ging ich aus dem Brandenburger Thore in den Thiergarten, und vertiefte mich endlich in demſelben ſo ſehr, daß ich, als es finſter geworden war, mich vollſtändig verirrt hatte, denn ich wußte nicht, ob ich vorwärts oder rückwärts gehend Berlin wieder erreichen würde. Was war nun hier zu thun? Ich war bald entſchloſſen: in einer trockenen Gegend war ich, Laub und Moos fehlte nicht,

ich ſuchte daher ſo viel zuſammen, als ich zu meinem Lager nöthig hatte, legte mich nieder und bedeckte mich mit Laub, ſchlief bald ein, und erwachte erſt am hellen Morgen.

Nach einigen Hin- und Hergängen hatte ich den richtigen Weg bald wieder aufgefunden, ging in die Stadt, ſtärkte mich in der Friedrichsſtraße zur Fortſetzung meines Rundganges, und begab mich dahin, wo ich geſtern meinen Marſch beendigt hatte. Von da bis nach dem Landsberger Thore, weiter um die Mauer bis nach dem Oranienburger Thore ſah ich wenig Neues und Erfreuliches, an dem Charakter der Ländlichkeit nichts Ausgezeichnetes. Dieſe ganze nördliche Seite Berlins hat ſich ſeit 30 Jahren außerhalb der Thore auf mancherlei Weiſe verändert: zwei Chauſſeen ſind angelegt, mehre Begräbnißplätze hierher verlegt worden, das Voigtland hat ſich vervierfacht, vor dem Oranienburger Thore eine Stadt ſich erhoben, und weiterhin bis eine halbe Meile und darüber vor der Stadt ſind noch ſo viele zerſtreut liegende Häuſer aufgerichtet, daß es das Anſehen hat, als wolle Berlin nach der Jungfernheide heranwachſen und ſich daſelbſt einen zweiten Thiergarten ſuchen. Vor 32 Jahren ſah ich von allen Dem nichts, nur eine Windmühle ſah ich da und einige kleine hüttenähnliche Häuſer. In eins dieſer kleinen Gebäude kehrte ich ein und fand daſelbſt ein unerwartet gutes Nachtquartier.

Am anderen Morgen nahm ich meinen Weg innerhalb der Stadtmauer bei der Charité vorbei nach der Spree. Welche merkwürdige Umänderung hat die neueſte Zeit mit dieſer Gegend vorgenommen: auf naſſen mora-

ſigen Wieſen, in tief verſchlammten Moräſten und Teichen hat ſich eine herrliche Stadt erhoben! Wenn Jemand vor 30 Jahren etwa die Frage aufgeſtellt hätte, welche Gegend wohl früher ſtädtiſch angebaut werden möchte, das Köpnicker Feld, oder die Gegend zwiſchen der unteren Spree und der Charité und Thierarzneiſchule, wer hätte es ſich einfallen laſſen, die letztere ſchlammige Gegend als ſolche zu nennen! Und doch iſt es ſo: hier iſt Alles mit den prachtigſten Häuſern bedeckt, hier hat der Menſch alles gethan, was nur Menſchenhände leiſten können, auf dem Köpnicker Felde ſo viel wie gar nichts! Ich ging nunmehr über die Spree und erreichte den Thiergarten. Die Anlagen auf der linken Seite der Charlottenburger Chauſſee gefielen mir ganz vorzüglich, ich ging von einem Wege in den anderen und faſt überall fand ich neue Schönheiten, nur die vielen Warnungstafeln mit ihren, häufig ſehr albernen Aufſchriften wollten mir nicht gefallen.

Die jetzige Bellevue-Straße führte mich nach dem Potsdamer Thore. Ich ſah hinein und ſtaunte die ſchöne und lange Leipziger Straße an. So prächtig dieſe ſich in meine Augen zurückſpiegelte, ſo widerlich war mir das Vorzimmer, das Achteck, zu dieſer Putzſtube Berlins: rechts und links ſtagnirten in weiten Baſſins die flüſſigen Abgänge aus Ställen und Kloaken, und verbreiteten die widerlichſten Düfte! Wie wohlgefällig iſt dagegen der Leipziger Platz jetzt umgebildet: den widerlichen Raum bedeckt ein liebliches und freundliches dichtes Grün, und in ihm erheben ſich mächtige Tempel der Flora und erfüllen die Luft mit Wohlgeruchen! Vor dem Thore ſtanden ſonſt einige Hütten

und

und Häuſer, wo ſich jetzt eine Stadt mit ihren Palläſten ausbreitet und ſtolz lüſtern hinüberſchaut, als möchte ſie, mit Schöneberg im Bunde, der Friedrichsſtraße den Rang abgewinnen. Von hier gelangte ich wieder nach dem Anfange meines Rundganges, erreichte durch das Halleſche Thor die Friedrichsſtraße, und nahm zu fernerer Arbeit Stärkung zu mir.

Nachdem ich gegeſſen, und der Wirth nach und nach weniger beſchäftigt war, trat ich zu dieſem heran und bat ihn in meiner zweifelvollen Lage um guten Rath, wohin ich mich wohl zu wenden hätte, um einſtweilen oder für immer eine Stelle zu erhalten, wo ich durch Schreiben, Rechnen, Unterricht oder auf ähnliche Art mir Unterhalt oder doch einigen Verdienſt verſchaffen könnte. Da war ich nun an den Unrechten gekommen: er wußte mir nicht allein keinen Ausweis zu geben, ſondern ſah mich noch dazu mit eigenthümlichen mißtrauiſchen Blicken an, als er erfuhr, daß ich was verdienen wollte, denn wahrſcheinlich hatte er mich für einen reichen Herrn gehalten. Er ſchien jedoch nachzuſinnen, und ſagte nach einer Weile: „Ich will mich mal erkundigen.“ Ich wartete einige Tage auf den Beſcheid ſeiner Erkundigungen; fragte ich auch, ob er noch keine Nachrichten eingezogen hätte, ſo erhielt ich immer zur Antwort, er habe noch keine Gelegenheit nehmen können, darnach zu fragen. Mißmüthig und zürnend über dieſe Nachläſſigkeit, verfiel ich auf einen anderen Weg: ich ſchrieb auf mehre Zettel, was ich gelernt hätte und leiſten konnte, bat um Beſchäftigung, und forderte die etwa Rückſichtnehmenden auf, ſich in der Friedrichsſtraße da und da näher zu erkundigen. Dieſe Zettel klebte ich

mit Oblaten an Bäume und Straßen, und wartete nun mit Zuverſicht auf erwünſchten Zuſpruch; aber — Keiner kam. Dieſe Hoffnung war entſchwunden, und ich ſann und ſann auf andere Mittel und Wege, aber nichts ſchien mir gelingen zu wollen. Ich wurde mißmuthig und durchaus unentſchluſſig etwas zu beginnen, und zu dieſer übelen Stimmung geſellte ſich noch ein ſehr trüber Blick in die Zukunft, denn als ich zu Mittage gegeſſen hatte, mußte ich meinen letzten Friedrichsd'or zu Hülfe nehmen. Sollte ich ſchon jetzt wieder die Hülfe meiner armen Mutter anflehen? das ſchien ich Anfangs nicht über's Herz bringen zu können: aber Noth und Sorgen wurden immer größer und dringender, ich ſah keinen anderen Ausweg, als meine liebe Mutter um Errettung zu bitten. Das that ich, und fügte, nach genommener Rückſprache, die Adreſſe des Speiſewirthes in der Friedrichsſtraße bei. Hierdurch heiterte ſich die nächſte Zukunft wieder etwas auf; aber da meine Mutter nicht die Mittel hatte, mich bei meinem beabſichtigten Studium zu unterhalten, ſo mußte ich mich doch bemühen, um eine andere Nahrungsquelle aufzuſuchen.

Da meine Zettel gar nichts gefruchtet hatten, ſo beſchloß ich, entweder unterweges Menſchen anzureden und ſie um Hülfe und Rath zu bitten, oder auch auf gutes Glück in große Häuſer zu gehn und daſelbſt mein Heil zu verſuchen. Zuerſt wollte ich mich an den Probſt der katholiſchen Kirche wenden. Mehrmals ging ich zu ihm, traf aber den Herrn nie zu Hauſe. Ich verſuchte nun eine ſchriftliche Bitte, ſetzte dem Probſt meine ganze Lage auseinander, bat um Hülfe, vorzüglich aber um guten Rath. Den Tag darauf ging ich mit klopfendem

Herzen nach der Wohnung des Prieſters, um mündliche Antwort zu erbitten. Wie erſtaunte ich, als der geiſtliche Herr mit grimmigem Blicke an mich herantrat, und eine zornige Predigt über Bettelei, rüſtigen Körper, Trägheit, Bummelei u. dgl. hielt. Ich erwiederte höflich, daß ich den hochwürdigen Herrn um Rath gebeten habe, ich würde gern arbeiten, wenn ich nur Arbeit hätte! „Ich kann Ihnen keine Arbeit geben, noch verſchaffen! Was wenden Sie ſich gerade an mich? da müſſen Sie zu anderen Leuten gehn!“ donnerte er mir entgegen und reichte mir ein Zweigroſchenſtück! Ich gab ihm das Stück zurück und ſagte: „Rath erbat ich von Ew. Hochwürden, kein Geld! Das da behalten Sie für Ihre Bettler!“ Hier war ich alſo abgefunden, und ſo abgeſchreckt, daß ich es vorerſt nicht wagen konnte, einen anderen Menſchen um Rath anzuſprechen; denn, dachte ich, wenn die frommen Leute dich ſchon ſo liebloß zurückſtoßen, was wirſt du erſt von anderen zu erwarten haben!

Schwermüthig wankte ich auf den Straßen umher und bat den lieben Gott, er möchte mir doch einen Menſchenfreund und Erretter entgegenführen! In dieſer trüben Stimmung war ich in dem Thiergarten bis über die Zelte hinaus gekommen und legte mich auf dem Ufer der Spree nieder. Wenn du doch ein Schiffer wäreſt! dachte ich jedesmal, wenn ein Kahn vor mir vorbeiſchwamm. Als ich hier ſo lag, hörte ich zu meinem freudigen Erſtaunen meinen Namen nennen. Ich ſprang auf, und ſah in Geſellſchaft ſeiner Herren und Damen einen mir wohlbekannten jungen reichen Mann aus Hildesheim. „Wie kommſt Du hierher? Was treibſt

Du hier?“ fragte er neugierig. Ich entwickelte die Geſchichte meiner übelen Lage; die Berliner Herren und Damen rümpften die Naſe, drehten ſich um und gingen, und mit „Lebe wohl!“ folgte mein Landsmann ſeiner fremden Geſellſchaft. Das war wieder nichts! ſprach ich, warf mich wieder in's Gras und dachte — an gar nichts! ja ich dachte an Cato: Donec eris felix, multos numerabis amicos; tempora si fuerint nubila, solus eris! Als ich hier lange ſinnend gelegen hatte und in doppeltem Sinne keinen Schritt weiter gekommen war, auch nicht wußte und nicht daran dachte, wohin ich mich jetzt wenden ſollte, ſtand ich auf, beſah die nächſte Umgegend, gelangte auch in den Garten von Bellevue, ſprang über die Planken, drang durch das Gebüſch weiter vor, kam an die Chauſſeehäuſer und, da ich einmal auf dem Wege war, wandelte ich nach Charlottenburg und nahm auch deſſen Merkwürdigkeiten in Augenſchein. Erſt ſpät am Abend ging ich von hier zurück, gelangte auf Irrwegen nach der Faſanerie und, da ich hier den richtigen Weg nicht mit einiger Sicherheit aufſuchen konnte, ſo beſchloß ich, an Ort und Stelle mein Nachtquartier aufzuſchlagen.

Lange drehte ich mich auf meinem ſonſt weichen und bequemen Lager ſchlaflos herum, bis ich endlich dennoch einſchlief. Die Sonne hatte ſich ſchon weit über den Horizont erhoben, als ich durch ein Geräuſch aufgeweckt wurde. Ich ſchrak auf und erblickte eine große Zahl Soldaten um mich her, welche hier manövrirten. Alle riefen, als ich plötzlich unter ihnen ſtand und einen nach dem anderen anblickte: „Guten Morgen!“ In dieſer Verlegenheit, ſo beſchämt ſie mich übrigens machte, tauchte

in mir der Wunsch auf: „Wenn die Soldaten dich arretiren wollten!“ Mein Wunsch blieb aber unerfüllt, sie entfernten sich und setzten ihre Uebung fort. Ich sah in der ganzen Umgegend umher, erblickte viele mir bereits bekannte Punkte, und wußte die Richtung genau, welche ich einzuschlagen hatte, um wieder das hübsche kolossale Brandenburger Thor zu erreichen. Von hier schlug ich die Richtung nach der Friedrichsstraße ein, erhielt wohlschmeckende Speisen und Getränke, aber keine Nachricht. Zu meinem Leidwesen mußte ich meinen dritten Thaler bereits wechseln, nahm mir aber doch vor, diese Nacht nicht wieder unter freiem Himmel zuzubringen. In der neuen Königsstraße wurde ich auf meine Anfrage höflich und freundlich aufgenommen, und erhielt ein nettes, mit allen Bequemlichkeiten versehenes Stübchen. Nach dem Abendessen, welches ich auf mein Zimmer bringen ließ (also weil ich menschenscheu war), machte ich von dem weichen Bette Gebrauch, und wachte am späten Morgen erst wieder auf. Als ich gefrühstückt hatte, fragte ich nach meiner Zeche, und bezahlte — einen Thaler und zehn Groschen. Das war viel zu viel! das war Verschwendung! Diese zu feine und zu kostbare Lebensweise wollte ich wieder an meinem Körper abbüßen, ging daher nach dem Brandenburger Thore, kaufte von einer alten Frau ein Commisbrod und schlenderte, mit meinem Mundvorrath unter dem Arm, bis nach der Fasanerie. Als ich mein mageres Mittagsbrod verzehrt hatte, wurde in mir der Wunsch rege, die Festung Spandau zu sehn. Gleich gab ich mich auf die Beine und wollte den Marsch dahin antreten; zuvor aber, um nicht von unnöthiger Schleppern belästigt zu

werden, verbarg ich mein Brod, das in ein ſehr groſses leinenes Taſchentuch gewickelt war, unter der kleinen Brücke hinter der Faſanerie, denn ich hatte mir vorgenommen, am Abend hierher zurückzukehren und in der Nachbarſchaft wiederum im Freien zu übernachten. Die Wälder, wiewohl mich hier die Nothwendigkeit nicht noch ihnen hindrängte, waren dennoch auch in dieſer Gegend mein Lieblingsaufenthalt: ich ging alſo nach dem Anfange des Grunewaldes, und von hier in einem groſsen Bogen durch den Spandauer Forſt bis dahin, wo ich von einer Höhe hinab die in der Niederung ausgebreitete Feſtung zu meiner Genüge überblicken konnte. Ich fühlte mich an dieſem Orte eigenthümlich wohl, das neue Städtchen gefiel mir, die ganze Umgegend war ſo friedlich, kein Menſch veranlaſste mich, mit ihm zu ſprechen und ſtörte mich in meiner Erinnerung an Hildesheim. Süſs war dieſe Erinnerung, aber ſie machte mich bange. Ich ſprang auf, eilte aus dem Walde und ging auf einem ſehr ſandigen Wege nach Charlottenburg zurück.

Wiewohl der Hunger anfing mir läſtig zu werden, ſo wollte ich hier doch meine Buſse durch Ankauf von Lebensmitteln nicht unterbrechen, ſondern ging hungrig hindurch und hungrig nach der Faſanerie weiter. Ich ſtieg in den Graben hinab, ging unter die Brücke, aber mein Tuch mit dem angeſchnittenen Brode war verſchwunden! ich ſuchte unter der ganzen Brücke, denn ein Schadenfroh konnte meinen Verrath verſteckt haben, aber — mein Tuch war geſtohlen! Nun war die Noth und die Verlegenheit groſs! Sollte ich unter Dach und Fach Unterkommen ſuchen? Recht gern: aber meine ganze Barſchaft konnte darauf gehn, und hatt Buſse zu thun,

beginge ich ja eine neue Sünde. Also ich wollte nicht einkehren, aber auch nicht hungern. Ich verfolgte nun den Weg nach der Potsdamer Chauſſee, und ging in ein Gaſthaus nicht fern von dem Thore. Mittel gegen den ungeſtümen Hunger fanden ſich bald, auch Löſchmittel gegen den Durſt; aber wie ſieht es nun mit dem Nachtquartier? war die Frage. Ich wollte erſt meine Abendmahlzeit bezahlen und dann beſtimmen, was ferner zu thun ſey; da nun meine Zehrungskoſten mehr betrugen, als zwei Commisbrode gekoſtet haben würden, ſo wünſchte ich den Leuten angenehme Ruh, und nahm das Nachtlager im Freien.

Meine traurige Lage nahm jetzt eine bedenkliche Wendung: ich war gezwungen, mich hauptſächlich mit der Gegenwart zu beſchäftigen, und die Sorgen für die Zukunft wurden in den Hintergrund gedrängt. Noch einen Tag, oder noch zwei Tage — und mein Geld war verzehrt! Mit wehmüthigen Blicken ſah ich auf meine Taſchenuhr, ſie war mir ſehr lieb geworden, ich erhielt ſie aus lieben Händen; aber was helfen da alle Klagen und Erinnerungen — ſie mußte fort! Noch immer war ich unentſchloſſen, ob ich mich von einem ſo lieben Kleinode trennen ſollte oder nicht? In dieſem Zweifel ging ich vorerſt noch einmal nach der Friedrichsſtraße, fragte, ob ſchriftliche oder mündliche Nachrichten eingegangen ſeyen; ich erhielt auf beide Fragen verneinende Antworten, und nun war mein Entſchluß gefaßt. Ich ging zu mehren Uhrmachern, weil mir Gebote tief unter Erwartung gethan wurden; da jedoch alle, als hätten ſie ſich unter einander verabredet, mir ziemlich genau dasſelbe geben wollten, ſo gab ich endlich meine Uhr für zwei und einen

halben Thaler aus den Händen. Ich hatte jetzt noch mehr, als drei Thaler in meinem Vermögen, und die, glaubte ich, würden hinreichen, bis ich von meiner Mutter ein Mehres erhielte. Wenn nun auch die kleine Wirklichkeit und die große Hoffnung mich Niedergeschlagenen etwas aufrichteten, so war ich doch nicht im Stande, meine Thätigkeit und meine Bemühung in Bewegung zu setzen, hauptsächlich weil es mir immer unheimlicher in Berlin wurde und meine Sehnsucht nach Hause immer gewaltiger auf mich einwirkte. Jedoch um, nach meinem Sinne, nichts unversucht zu lassen, ging ich unter den Linden auf und ab, redete einige Männer, zu denen ich Vertrauen gefaßt hatte, an, klagte ihnen meine mißliche Lage und bat um guten Rath. Viermal wurde ich hart abgefertigt, weil die Gefragten immer glaubten, ich bettelte um einen Zehrpfennig; nur Einer ließ sich weiter mit mir ins Gespräch ein, und ich hatte schon frischen Muth gefaßt, als dieser mir sagte: „Da sind wir ja Leidensbrüder! Fünf Wochen gehe ich schon in Berlin umher und suche ein Unterkommen, aber alle meine Mühe ist vergebens! Wenn nun nicht bald Hülfe kommt, so werde ich meines elenden Lebens müde, und thun, was ich nicht lassen kann!“ Nein, dachte ich, so weit bist du doch noch nicht gekommen, und so weit soll es auch nicht kommen. Bei diesem Vergleiche fühlte ich mich wirklich erhoben und selbst stolz, und dachte mit Zuversicht: es soll schon werden!

Gegen Abend ging ich von dem Brandenburger Thore zu der Frau, von der ich mein Commisbrod gekauft hatte, nicht in der Absicht, wiederum ein Brod zu kaufen, sondern, da sie auch mehre Lebensmittel zu Kauf

auslegte, von dieſen Einiges an Ort und Stelle zur Stärkung zu mir zu nehmen, und dadurch Zeit und Gelegenheit zu gewinnen, mit ihr über verſchiedene Angelegenheiten zu ſprechen. Die Unterhaltung wendete ich bei der redlichen Alten auf meine Angelegenheit, und ſie wußte den Faden gewandt weiter zu ſpinnen. Wo ich einſtweilen Verdienſt erhalten könnte, darüber wußte ſie mir keine Auskunft zu geben; ſie gab mir jedoch den Rath, ich ſollte mich mit Leuten, mögen ſie ſeyn, welche ſie wollen, in Bekanntſchaft ſetzen, jeder Menſch ſey mit anderen bekannt, dieſe wieder mit anderen und ſo weiter fort, bis die Reihe an den Miniſter käme und ſomit auch an den König. Das möge Alles wahr ſeyn, gab ich zur Antwort, aber ſchwer ſey es auch, den Anfang zu machen. „Nichts iſt leichter als das!“ erwiederte ſie: „da gehen Sie zu Leuten, welche Schlafburſchen halten, und miethen Sie ſich ein, den Meiſten werden Sie willkommen ſeyn.“ Sie gab mir den Rath, ich ſollte zuerſt nach der Siebergaſſe gehn, ich würde da gute gefällige Leute finden. Ich ging hin und fand Alles ſo, wie die Alte geſagt hatte, und Alles über meine Erwartung billig und gut. Für Wohnung und Bett gab ich täglich zwei Münzgroſchen, wenn ich einen Monat bliebe, ſollte ich für dieſe Zeit nur einen Thaler geben. Schon am anderen Tage erzählte ich meinen Wirthsleuten etwas von meiner Geſchichte und entdeckte ihnen auch die Abſicht, weßwegen und auf welche Weiſe ich zu ihnen gekommen wäre. „Für Sie wird ſich ſchon Beſchäftigung finden,“ ſagten die Leute zu verſchiedenen Malen; Sie müſſen nur Geduld haben!“

Meine Barſchaft, ſo ſparſam ich auch lebte, vermin-

derte ſich von Tag zu Tag, und neigte ſich bald zu ihrem Ende. Ich hatte noch einen Thaler und einige Groſchen in der Taſche, als ich einmal wieder nach der Friedrichsſtraße ging, daſelbſt aß und Nachrichten zu erhalten hoffte. Es war noch kein Brief angekommen! ſeit vierzehn Tagen noch kein Brief von Hildesheim! Mißmuthig oder faſt in Verzweiflung ging ich nach dem Thiergarten, zürnte über mein Mißgeſchick, fluchte, weinte, aber Alles blieb beim Alten, nichts verſuchte ich weiter! Ich ging zu meinen Wirthsleuten, ich jammerte, die Leute bedauerten mich, ſie tröſteten mich und ſagten, ich müßte geduldig warten und das Beſte hoffen, und dabei blieb's. Eine ſehr unruhige Nacht folgte auf dieſe Unterhaltung, und zugleich eine ſehr verhängnißvolle Nacht, denn ich faßte den Entſchluß feſt: „Wenn du heute keinen Brief erhältſt, ſo gehſt du wieder nach Hauſe!!“ In Schulden wollte ich mich durchaus nicht ſetzen. Mit dieſem Vorſatze ſtand ich ſpät am Morgen auf, entdeckte meinen Wirthsleuten meinen Entſchluß, und trotz aller Einwendungen und Bedenklichkeiten von ihrer Seite beharrte ich bei meiner kühnen Dummheit. Sagte ich mir auch ſelbſt: nach vielen überſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren haſt du endlich glücklich Berlin erreicht, wohin du wollteſt, und jetzt willſt du es leichtſinnig wieder verlaſſen und dich großen Gefahren von Neuem bloßſtellen oder dich in Unglück und Verderben ſtürzen! Hiergegen kämpfte aber die gewaltige Sehnſucht nach Hauſe, und gegen ſie verloren alle Einwendungen gänzlich ihre Kraft. Zum letzten Male wollte ich mein Heil in der Friedrichsſtraße verſuchen, oder ich wollte vielmehr dahin gehn, um mein Urtheil zu ver-

nehmen. Ich hörte den Ausspruch meines Schicksales, denselben, welchen ich fürchtete, oder vielmehr wünschte! es war noch kein Brief angekommen! Jetzt war unwiderruflich meine Abreise festgestellt; ohne Weiteres begab ich mich nach dem Paßbureau und bat um Rückschrift meines Passes. Die Polizei-Offizianten beipracken, wie es schien, ernstlich meine Angelegenheit, und in Folge dessen trat Einer an mich heran und sagte: „Aber bedenken Sie nicht, junger Mann, was Sie beginnen wollen, in welche Gefahr Sie sich setzen werden?“ — „Was soll ich weiter nachdenken,“ antwortete ich, „mein Geld ist verzehrt, Hoffnung auf Arbeit und Verdienst habe ich nicht, Schulden machen will ich nicht und kann ich nicht, was bleibt mir da weiter übrig, als Berlin zu verlassen! Können Sie mir Beschäftigung und Verdienst verschaffen, ich werde immer dankbar seyn, und Ihnen beweisen, daß Sie sich für keinen Unwürdigen verwendet haben!“ Der Herr entfernte sich, sprach noch eine lange Zeit angelegentlich mit seinen Collegen, und nach langem Hoffen und Harren erhielt ich, ohne die geringste Antwort auf meine Bitte, meinen Paß. Nun war völlig Alles verloren, der verhängnißvolle Würfel war geworfen, ich ging zu meinen Wirtheleuten, nahm freundlichen Abschied, begab mich noch einmal nach der Friedrichsstraße, machte mit dem Speisewirthe das Nöthige ab, im Fall über Kurz oder Lang dennoch ein Brief für mich ankommen sollte, empfahl mich, und ging, in heftigem Kampfe mit mir selbst, nach dem Potsdamer Thore.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Hildesheim und zweijähriger Aufenthalt daselbst und in Umgegend.

Gewaltig muß der Kampf in mir getobt haben, denn wohl hundertmal blieb ich von hier bis Steglitz stehn, sah wieder nach Berlin zurück, weinte fast ununterbrochen, ging dennoch vorwärts, und so waren endlich die Thürme von Berlin verschwunden. Diese Ferne erleichterte mir mein Herz und beschleunigte meine Schritte. Gegen Abend hatte ich bereits das Dorf zunächst von Baumgartenbrück erreicht, und kehrte hier in das Wirthshaus ein. Als ich Berlin verließ, hatte ich nur noch sechszehn Groschen Courant in meiner Tasche und ein Brod, in ein Tuch eingewickelt, unter dem Arm; Grund genug, mein Abendbrod und mein Nachtlager nicht ohne Berathung zu bestellen.

Am frühen Morgen setzte ich, um 9 Groschen leichter, meine Reise fort. Ohne Unfall erreichte ich Brandenburg, Plauen, Genthin, und ließ mir an diesem Orte ein frugales Mittagsbrod reichen. Die Elbe konnte ich von Genthin aus bald erreichen, das hatte ich erfahren; mein Schicksal hatte aber anders über mich verfügt, ich verfehlte den Weg und kam nach Burg. Von hier aus traf ich den nächsten Weg nach der Elbe und schiffte über diesen Gränzstrom zwischen Freiheit und Sklaverei gerade beim Untergange der Sonne. So lange hat dich dein Glück sicher geleitet, es führte dich hin, wohin du wünschtest; jetzt läufst du blindlings deinem Unglücke entgegen! Wer weiß, ob für dich nicht bald die Sonne auf ewig untergeht!? Ich war nahe

daran, wieder umzukehren, und vielleicht würde ich es gethan haben, wenn ich nicht hätte betteln müssen! Jetzt verließ ich wieder den Strom, wonach ich mich noch vor wenigen Wochen so sehr gesehnt hatte; jetzt war ich wieder in dem Lande, wo ich bei jedem Schritte mein Verderben auf der Lauer wähnen mußte, Marter und Tod drohten auf allen Wegen, und als Wegen- und Schutzmittel fochte die Wuth und Rache, Verbrechen schnaubend, in meinem Busen. Hier war ich plötzlich wieder ein anderer Mensch geworden: in Berlin klopfte mein Herz laut, wenn ich nur einen Menschen anreden wollte, ich war der feigste, der schüchternste, der dummste Mensch; hier war ich bereit, vielleicht mit kaltem Blute, einen Menschen zu morden, die ganze Umgegend und ihre Verhältnisse auf mich hatte ich klar vor Augen und ging muthig und sicher allen drohenden Gefahren entgegen.

Ich erreichte bald ein Dorf, in dessen Nähe ich die Nacht zuzubringen beschloß, und wählte zu meinem Nachtquartier auf dem Kirchhofe den Raum zwischen zwei Gräbern. So ermüdet ich war, so konnte ich doch so bald nicht einschlafen, und als kaum der Schlaf meine Augen geschlossen hatte, erweckte mich auch schon wieder der laute Schlag der Mitternachtsstunde. Wenn ich auch weit von aller Furcht entfernt war, so versetzten mich doch Ort und Zeit in eine überaus trübe Stimmung; hier ist ewiger Friede, dachte ich, vielleicht hast du auch bald ausgejammert und ausgeweint! Ich sprang auf, aber, war es nun Ermüdung oder war eine andere Ursache Schuld, ich fiel auf mein Lager zurück und blieb auf derselben Stelle noch über eine Stunde liegen. Dann erst stand ich langsam auf und ging, mehr über meinen

Eigenſinn und Unſinn, als aber ſonſt Etwas in der Welt zürnend, langſam weiter. Eben graute der Morgen, als ich vor Wellmirſtädt vorbeizing. Zuerſt wollte ich die Richtung nach Alt-Haldensleben einſchlagen; da ich aber recht wohl einſah, daß ich durch meinen Beſuch daſelbſt nichts gewinnen, wohl aber meinen Freund M. in große Verlegenheit ſetzen konnte, ſo wählte ich die Richtung nach Schöningen. Welchen Weg ich jedoch zunächſt einſchlagen mußte, das war mir unbekannt, ich hielt mich daher in der Hauptrichtung. Bald hatte ich das Glück, eine Frau anzutreffen, welche mir die Richtung nach Schöningen (Schöning) genauer angab, die Entfernung aber nicht angeben konnte. Von hier an fragte ich faſt keinen Menſchen mehr nach Weg und Richtung, ich wählte wieder den alten Brocken, obgleich er dann und wann mir entſchwand, zu meinem treuen Wegweiſer. Ich war nur zwei kleine Meilen, wie die Leute ſagten, von Schöningen entfernt, als ich es wagte, in einem kleinen Dorfe einzukehren, vorzüglich der Durſt zwang mich dazu. Nachdem ich den Durſt geſtillt und etwas Warmes zu mir genommen hatte, ſetzte ich meine Reiſe fort und ſah Schöningen etwa nach Verlauf von zwei Stunden. Hier war Gefahr zu befürchten, ich ließ daher das Städtchen auf der Linken liegen und ging rechts dem nicht weit entfernten ſicheren Walde zu. Meine Beine ſehnten ſich nach Ruhe, meine Sehnſucht aber zog mich kräftiger nach Helmsheim, und ich ging daher unter dem ſicheren Schutze der Bäume ſo weit in dem Walde fort, bis ich in der Ferne die bekannte Chauſſee deutlich erblicken konnte. An dieſem Orte erſt gönnte ich meinen Beinen einige Ruhe. Mein unru-

biger Geist rüttelte sie aber bald wieder zur Thätigkeit auf.

Ein trocknes Stück Brod that wohl seine Dienste, mein Magen verlangte aber dringend noch einen Sporn, den meine leere Flasche ihm nicht reichen konnte. Ohne die große Anzahl meiner Schritte dadurch vermehren zu müssen, ging ich nach einem benachbarten Dorfe, um mir für den letzten Groschen das dringend Gewünschte zu kaufen. Ich forderte für einen Groschen Schnaps, trank den Vorrath in einigen Zügen aus, bezahlte und ging. „Hören Sie mal," rief mir der Wirth nach, „Ihr Groschen ist ja falsch!" Ich überzeugte mich von dem Gesagten, gestand aber oder mußte vielmehr gestehen, daß ich weiter keinen Pfennig in meinem Vermögen hätte. Um kein Gezänk zu veranlassen, sagte ich dem Wirthe, wer ich sey und wohin ich wollte. „Nun, so geleite Sie der liebe Gott!" sagte er, indem er sich nach seinem Schappe umdrehte und den Humpen von Neuem füllte, „Gott geleite Sie!" trank mit einem tüchtigen Zuge mir zu, und ich wies sein freundliches Anerbieten nicht zurück. Beim Weggehen sagte er mir noch: „Nehmen Sie sich aber ja in Acht! die Schinderknechte sind heute nach Hessen und noch nicht wieder zurück, nehmen Sie sich ja in Acht!" Mit äußerster Vorsicht näherte ich mich der Chaussee, ging schnell darüber weg und in möglichster Eile weiter nach dem Kloster Dorstadt zu.

Es war sechs Uhr Nachmittags, als ich in Dorstadt bei meinem Freunde ankam. Wiewohl er mich freundlich aufnahm, aber dießmal nicht in seinem Zimmer, so merkte ich doch wohl, daß ich ihm ein unangenehmer Gast sey, und wollte mich gleich wieder entfernen.

„Haſt Du denn Lebensmittel bei Dir?“ Ich reichte ihm den Reſt von meinem Brode. Er entfernte ſich, kam ſchnell mit einer anſehnlichen Wurſt zurück, ſchlug meine Kleider und ſagte: „Da haſt Du! nun mach, daß Du fortkommſt, Gott behüte Dich!“ So müde, ja ſo ermattet ich war, eilte ich dennoch, was meine Beine leiſten konnten, und erreichte bald die bekannte Wohnung. Auf die Ermüdung meiner Beine achtete ich gar nicht, denn die Füße waren noch friſch und geſund. Es war bereits ſpätere Nacht, als ich Salzgitter vorbei eilte, und der Morgen war noch nicht angebrochen, als ich der Nachbarſchaft von Egenſtedt, eine Meile von Hildesheim, erreichte. Hier endlich machte ich Halt! Vielleicht nicht eine Minute mochte ich geſchlafen und nachgedacht haben, wohin ich mich nun zunächſt wenden ſollte, als ich gänzlich ermattet und einer Ohnmacht nahe zu Boden ſank. Leben und Tod ſtritten in mir um die Oberherrſchaft zu kämpfen, mein Herz war fieberhaft in Thätigkeit. Sausen, Klingen, Klopfen betäubten meinen Kopf, in Ueberhitze und Angſt quälte ich mich, wieder auf die Beine zu kommen, aber ich bei beſinnungslos zuſammen.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als ich aus meiner Ohnmacht, oder aus dem Schlafe erwachte: denn ob Ohnmacht oder Schlaf mich in beſinnungsloſen Zuſtand geſetzt hatte, davon war mir nichts bewußt. Die Anſtrengung an dieſem Tage war in der That für Menſchenkräfte zu groß, zumal da ich beim Antritte der Tagereiſe die Anſtrengung des vorhergehenden Tages noch lebhaft und ſchmerzlich fühlte. Ich war an dieſem Tage aus der Nachbarſchaft der Elbe bis nach Hildes-

heim

heim gegangen, und hatte mithin an einem Tage reichlich ſechzehn Meilen zu Fuße zurückgelegt. In zwei Tagen und neun Stunden hatte ich den Raum zwiſchen Berlin und Hildesheim durchſchritten.

Zunächſt hoffte ich in Egenſtädt bei einem Bruder meiner Mutter, wenigſtens doch auf einige Tage, ein ſicheres Unterkommen zu finden; da hatte ich mich aber ſehr betrogen: denn als ich in die Stube trat, ſchrie mir der, ſonſt freundliche Onkel beſtürzt und zürnend entgegen: „Bengel, biſt Du toll! willſt Du mich unglücklich machen!“ Zum Glück war er allein in der Stube, und Keiner hatte mich ſonſt weiter geſehen. Er brachte mich ſchnell in eine Kammer, ſchaffte in der Eile ſo viel Speiſe und Trank herbei, als er für einen Tag hinreichend gefunden hatte, und ſchloß mich ein, als wenn ich nun mit allen Bedürfniſſen und Nothwendigkeiten verſehen worden ſey. Hier hatte ich Gelegenheit und Muße genug, mein Schickſal zu beklagen und meine Ungeſchicklichkeit, Unvorſichtigkeit und meine unſinnige Entfernung von Berlin zu bereuen. Es war ſchon etwas dunkel geworden, als mein Onkel zum erſten Male wieder in meine Kammer trat, und in mich drang, daß ich mich ſo ſchnell und vorſichtig als möglich entfernen ſollte. Beim Abſchiede erfuhr ich noch von meinem überaus ängſtlichen Onkel, daß meine Mutter vor einigen Tagen für mich vier Piſtolen nach Berlin abgeſendet habe, und bereits benachrichtigt worden ſey, daß ich wieder hier wäre.

Die erſtere Nachricht erſchütterte mich ſehr. Hätte ich doch nur noch einen oder vielleicht zwei Tage in Berlin gewartet! ſo jammerte ich. Auf der Stelle hätte

ich wieder umkehren mögen; und ſtolz würde ich noch heute darauf ſeyn, wenn ich damals mehr Geiſtesſtärke aufgeboten, mich bekämpft und mich nach Berlin zurückgezwungen hätte! Aber da half und da hilft kein Jammern und Wehklagen, die Sehnſucht nach der Mutter überwand alle Winke und Rathſchläge der Vernunft, ich war, zu welcher Größe und Stärke ich körperlich auch herangereift ſeyn mochte, dennoch weiter nichts als ein Kind. Die Liebe zog mich nach Himmelsthür, und doch hielt mich die Scham zurück. Um dieſes Hinderniß zu bekämpfen, oder vielleicht auch aus einem anderen Grunde, ging ich nicht auf dem nächſten Wege nach Himmelsthür, ſondern ich folgte der Chauſſee und ging mitten durch Hildesheim. Ich hatte über die vielen bekannten Straßen und Häuſer eine herzliche und kindiſche Freude. Auf wohl bekannten und ſicheren Wegen ging ich nun langſam nach der Wohnung meiner Mutter. Auf dieſem Wege berührte ich die Kapelle, bei der ich meinen Dolch vergraben hatte, und zog ihn wohlbehalten aus ſeinem Grabe hervor. Es war bald Mitternacht, als auf ein leiſes Zeichen meine Mutter mir die Hausthür öffnete.

Die Freude war auf beiden Seiten groß, und dennoch weinte Mutter und Sohn. Vorwürfe erhielt ich von meiner Mutter nicht: aber noch mehr, als alle wörtlichen Vorwürfe gewirkt haben würden, verwundeten mich Gram und Sorgen auf dem Geſichte meiner Mutter, ſie drohten, mir das Herz abzuſchneiden. Nachdem ich den Grund meines ſo frühen Wiedererſcheinens auseinander geſetzt hatte, wurde die Frage aufgeſtellt, was nun weiter zu thun ſey? Die Antwort war bald gefunden:

bei Nuſt würde ich wohl weder willige und gute Aufnahme finden! Ich bat meine Mutter, ſie möchte gleich am frühen Morgen nach der Stadt gehn und mich anmelden, und, wenn keine abſchlägliche Antwort erfolgte, den guten Leuten ſagen, daß ich gegen Mitternacht eintreffen würde. Nachdem ich alle meine Geſchwiſter in ihren Betten mit herzlicher Bruderliebe angriffen und Alle berührt hatte, verließ ich, mit dem Nöthigen für einen Tag in der Taſche, ſchon wieder das mütterliche Haus. Mit erleichtertem Herzen und ſo froh, als wenn jede Hoffnung erreicht und nichts Uebeles mehr zu befürchten wäre, ging ich dem nächſten Walde zu. Alle bekannten und lieben Orte in der Nähe und Ferne beſuchte oder betrachtete ich mit innigem Wohlgefallen, auch unterließ ich nicht, vom Oſterberge hin den alten Brokken, der aus blauer Ferne über die niederen Höhen ſo ehrwürdig herüberblickte, freundlich zu begrüßen. Hatte ich nun ſo viel Angenehmes und Liebes beſucht und angeſchaut, ſo mochte ich auch etwas Uebeles und Gehäſſiges einmal wieder erblicken, wahrſcheinlich, um meine Freude über das Wiederſehn ſo vieler lieben Gegenſtände etwas herabzuſtimmen. Ich näherte mich aus dieſem Grunde, nachdem ich meine Waffen ſorgſam unterſucht und verſucht und tadellos gefunden hatte, in einem Walde der Chauſſee, lagerte mich in einem ſicheren Verſtecke, und legte mich auf die Lauer. Einige Stunden hatte ich hier gelegen und war ſchon im Begriff, weiter in den Wald mich zurückzuziehn, als ich endlich dennoch Gensdarmen, und zwar drei auf einmal, erblickte: zwei begleiteten einen mit Gefangenen gefüllten Wagen, der dritte führte zwei, wie es mir ſchien, geſchloſſene Leiter-

teurs. Ich ballte unwillkührlich die Faust, als wenn ich hätte dareinschlagen mögen, stand auf und ging weiter in den Wald, denn ich hatte an diesem einzigen Anblicke genug.

Als die Sonne untergegangen war, näherte ich mich Himmelsthur mehr und mehr, und gegen zehn Uhr holte ich von meiner Mutter die erwünschte Nachricht, daß ich in Hildesheim mit offenen Armen empfangen werden würde. Zufällig erblickte ich bei meiner Mutter einen Trocar, welchen ich als eine geringe Waffe auch noch beisteckte. Ich hielt mich nun gegen einen Angriff hinlänglich bewaffnet: meine beiden Terzerole waren sehr gut, mein Dolch äußerst scharf und spitz, der Trocar nicht zu verachten, mein Taschenmesser sehr groß und immer in gutem Stande, selbst mein Stock war mit einer starken Stahlspitze versehen. Elf Uhr kündigte die Thurmuhr an, als ich meine Mutter verließ. Nun eilte ich, um die Leute in Hildesheim nicht unnöthig warten zu lassen, auf sicheren Wegen meinem freiwilligen Gefängnisse zu, und mit dem Schlage zwölf Uhr schlüpfte ich in die Hausthür hinein. Aeußerst freundlich und liebevoll empfing mich Jung und Alt, als wenn sie mich seit Jahren nicht gesehn hätten. Da war ich nun wieder in meinem einsamen Stübchen, in meiner stillen Kammer, und konnte mit Muße und in ziemlicher Sicherheit meiner Erlösung entgegenharren. Am Ende der schönen Jahreszeit war ich nach vieler Mühe und Anstrengung und nach vielen überstandenen Gefahren gerade da, wo ich am Anfange derselben war. Hatte ich auch Vieles gesehn und Vieles erfahren, so hatte mich doch das Jahr 1809 fast um keinen Schritt weiter ge-

bracht. Im April rief mich das Loos unter die Fahnen des weſtphäliſchen Königs. Ich ging freiwillig, alſo weiter ohne allen Zwang, nach Braunſchweig. Hier erhielt ich ſtatt bei einem Bürger, wie ich geglaubt hatte, in dem gewöhnlichen Gefängniſſe bei einem Diebe und Vatermörder Nachtquartier. Dieſe Behandlung kränkte mich tief, empörte mich und brachte bei mir den Entſchluß zur Reife, nicht lange den Franzoſen zu dienen. Von Braunſchweig wurde ich nach Magdeburg transportirt und daſelbſt dem ſechsten weſtphäliſchen Regimente einverleibt. Drei Wochen fungirte ich hier als Feldwebel, deſertirte dann und ging nach Hildesheim. Hier konnte ich mich nicht lange in der Verborgenheit aufhalten; ich ſuchte jenſeits der Weſer bei Verwandten oder Bekannten ein ſicheres Unterkommen. Jedoch meine Hoffnung ſchlug fehl und ich war genöthigt, nach Hildesheim zurück zu wandern. Nur wenige Tage hatte ich mich in der Stadt verborgen gehalten, als in Folge von Verrath meine Mutter gezwungen wurde, durch Angabe meines Aufenthaltes mich in die Gewalt der Gensdarmen zu liefern. Von hier ſollte ich zu meiner Beſtrafung zu meinem Regimente transportirt werden, was aber ein merkwürdiger Zufall verhinderte: denn während ich von Braunſchweig von Gefängniß zu Gefängniß über Halberſtadt nach Magdeburg gebracht wurde, war das ſechste Regiment von Magdeburg über Helmſtadt nach Braunſchweig marſchirt, und als ich von Magdeburg wieder nach Braunſchweig zurückgeführt wurde, erhielt mein Regiment die Ordre, ſich Kaſſel zu nähern. Vierzehn Tage wurde ich unter Furcht und Hoffnung in Braunſchweig zurückgehalten, aber endlich doch dem Regimente

nachgebracht. Bei Lutter am Barenberge benutzte ich die Gelegenheit, allerdings mit Lebensgefahr, in Gesellschaft vier Anderer zu entspringen. Ich kam auf meiner Flucht durch den Harz, durch das Anhältische in der Nähe von Wittenberg glücklich an die Elbe. Das Erscheinen des Herzogs von Braunschweig-Oels in Leipzig bewog mich, wieder umzukehren, und ich marschirte in Gesellschaft seiner schwarzen Schaar bis in die Nähe von Braunschweig, trennte mich dann von dieser und wendete mich seitwärts nach Hildesheim. Nach wenigen Tagen fanden sich die entflohenen Gensdarmen wieder ein, und ich mußte daher, um ihren emsigen Nachstellungen zu entgehn, mich in Hildesheim verbergen. Nach kurzer Zeit fand sich eine günstige Gelegenheit, in Gesellschaft nach Berlin zu entfliehen. Mein Gesellschafter war sicher ein Bösewicht. Im Meklenburgischen trennte ich mich von ihm, ging allein und ruhiger weiter, und erreichte glücklich Berlin. Ich glaubte nun am Ziele aller meiner Wünsche zu seyn; aber mein weniges Geld war bald verthan, zu diesem Uebel gesellte sich der gänzliche Mangel an mündlichen und schriftlichen Empfehlungen, und um die Verlegenheit voll zu machen, war ich menschenscheu und mit dem Umgange fremder Menschen gänzlich unbekannt. Um hier in fremdem Lande nicht unterzugehn, ging ich wieder in meine Sklaverei, nach Hildesheim zurück.

Nun war ich wieder unter Schutz und Schirm meines braven Wirthes Rust. Verrath und überhaupt Entdeckung fürchtete ich ganz und gar nicht; aber was half mir diese traurige Sicherheit? Ein Tag nach dem anderen ging mir von meiner Lebenszeit verloren, ohne

daß die Stütze meiner Hoffnung auch nur einen Schein von Festigkeit mehr erhielt. Napoleon mußte besiegt werden, mußte untergehen, oder doch wenigstens in die Gränzen Frankreichs zurückgedrängt werden, ehe ich meinen Hals aus dem Joche der Sklaverei in meinem engeren Vaterlande selbst zurückziehen durfte. Wie fern war damals noch der Unstern dem Horoscope des Weltbeherrschers, oder wer dachte auch nur damals an dessen wirkliche Annäherung, wenn nicht die lebhaften heißen Wünsche so vieler Tausende die Katastrophe des Kaisers als ein Traumgebilde vorspiegelten; und doch hatte ich mit wachenden Augen mir diesen Traum geschaffen, begierig las ich die Zeitungsartikel, ich lernte sie auswendig, welche nur den geringsten Nachtheil für Napoleon meldeten, und geduldig harrte ich der Zeit seines Unterganges entgegen.

Das erste Geschäft, was ich in meiner stillen abgelegenen Wohnung vornahm, war eine genaue Revision meiner Ausgänge, vorzüglich desjenigen, welcher auf der Mauer unter dem Dache durchführte. Zu noch mehrer Sicherheit hatte ich den Verschluß auf eine Weise wandelbar gemacht, daß ich die Oeffnung von außen und von innen schließen konnte; ferner hatte ich auf der Mauer dicht bei dem Hause des Nachts durch Wegräumung von Steinen und Mörtel eine so tiefe und lange Grube gemacht, daß ich, wenn ich mich der Länge nach hineinlegte, jedem Blicke vollkommen verborgen war. So lebte ich nun hier mehre Wochen in Sicherheit, war mit meinem Zustande zufrieden, vertrieb meine Zeit mit Lucretischen Versen, und konnte also ohne Langeweile der Zukunft hoffnungsvoll entgegensehn. Ein Umstand hätte bald

unangenehme Folgen herbeiführen können. Mein Wirth überraſchte mich einmal bei der Anlage und bei dem Ordnen meiner Waffen, als ich ſpät am Abend ausgehen und den folgenden Tag im Freien zubringen wollte. Er erſtaunte über die Vielheit meiner Waffen, gerieth darüber in Furcht und Angſt, und ſagte nach kurzem Bedenken: „Ich wage, das wiſſen Sie, viel, und Sie haben die Abſicht, mich unglücklich zu machen! Führet Verrath oder ſonſt Unglück einen Gensdarm hierher, ſo erſchießen oder erſtechen Sie ihn lieber, als daß Sie ſich verſtecken oder ihm entfliehen, und ich bin mit meiner Familie verloren. Ich bitte Sie daher ſo dringend als ernſtlich, ſchaffen Sie mir die Waffen aus dem Hauſe, und wagen Sie es nicht, bewaffnet mein Haus wieder zu betreten! Kommen Sie zurück und bringen die geringſten Waffen mit, ſo ſchwöre ich Ihnen zu, daß mein erſter Gang nachher ſeyn ſoll, ſelbſt Gensdarmen zu holen und Sie denſelben zu überliefern!“ Während dieſes etwas langen Ausbruches von Ueberraſchung und Zorn wurde mein Wirth nach und nach etwas beſänftigter, und ſagte dann, indem er meine Hand ergriff und freundſchaftlich drückte: „Nehmen Sie mir dieſe Härte nicht übel, ich ſehe in Ihren Piſtolen und Dolchen nur Schrecken und Verderben, laſſen Sie ſie weg, geben Sie ſie mir, ich will ſie Ihnen verkaufen, und ohne Waffen ſollen Sie mir immer lieb und angenehm ſeyn, wenn Sie auch mehre Jahre ſich bei mir verbergen halten müßten!“ Ich erwiederte, daß ich dieſe Waffen nur zur Gegenwehr und keineswegs zum Angriffe mir verſchafft hätte. Da ich hier zu Hauſe keinen Angriff zu befürchten hätte, oder im Unglücksfall einer Nachbei-

lung entweichen konnte, so waren mir auch hier die Waffen nicht von Nutzen; wenn ich dagegen einen Tag oder noch länger mich dann und wann draußen im Freien umhertriebe, so glaubte ich ohne Schutzmittel mich nicht gehörig gesichert; ich würde also, da er es einmal wünschte, einen Mittelweg einschlagen, meine Waffen irgendwo verbergen, im Freien sie anlegen und nach Hause sie dann nur wiederbringen, wenn er nichts dagegen einzuwenden hätte. Er war mit meiner Zusicherung zufrieden, und ich nahm Abschied und ging ins Freie.

So gern ich meinem Wirthe Wort gehalten hätte, und so unlieb es mir war, diesen braven lieben Mann täuschen und belügen zu müssen, so wollte ich mich doch nicht von meinen Waffen trennen: denn das Verbergen derselben schien mir eines Theils unsicher zu sein, und dann konnte ich die Waffen an einem Orte nöthig haben, der zu weit von ihrem Verstecke entfernt sein konnte. Ich schlug daher auch hier wieder einen Mittelweg ein, der es aber in der That beim Alten bewenden ließ. Als ich nämlich bei einer sehr dunklen Nacht nach Hause ging, rutschte ich zuerst auf der Mauer die bedeutende Strecke von [illegible] Fuß bis zu meinem Hause, legte alle Mordgewehre ab, verfügte mich mit Lebensgefahr wieder rückwärts nach dem Stadtwalle, und dann erst ging ich nach Hause. Dieser gefährliche Rückgang hätte leicht vermieden werden können, denn ich konnte ja unter dem Dache durch ein paar Sprünge und Schwenkungen auf den Boden und von hier leichter in meine Kammer gelangen. Diese schlecht angebrachte und unnöthige Vorsicht hatte ich, einige Augenblicke wenigstens, sehr zu be-

reum. Ich war auf dem Walle auf einem Seitenwege, nicht fern von ſeinem Ausgange in eine Straße, als mir eine Patrouille entgegentrat, wo ich durchaus nicht ausweichen konnte. Sie hielt mich an und verlangte Auskunft über Wer? woher? wohin? Ich that ſehr eilig und ängſtlich, denn, gab ich vor, ich ſuchte einen kleinen Jungen, welcher ſchon über eine Stunde vermißt wurde; beim Eingange auf dieſem Wege ſollte er geſehn worden ſeyn, ich wäre bereits bis nach dem Rondeel gelaufen, hätte ihn nicht gefunden, wollte jezt noch auf einigen Straßen ſuchen; ich fragte ferner, ob ſie in der Nachbarſchaft des Thores vielleicht einen Jungen von vier Jahren geſehen hätten? Auf ihre Erwiederung: „Nein!“ ſagte ich „gute Nacht!“ und eilte ſchnell davon. So hatte ich einmal wieder ganz unnöthiger Weiſe eine Stunde länger im Freien zugebracht, die mir auf doppelte Weiſe ſehr nachtheilig werden konnte.

Ungefähr alle vierzehn Tage beſuchte ich einmal die Mutter, ſelten dagegen beſuchte ſie mich. Den Winter hindurch war meine Lebensweiſe nicht allein ſehr langweilig, ſondern auch ſonſt noch ſehr unangenehm: bei Tage nämlich ſaß ich in der Regel in meiner Kammer; war es nun ſehr kalt, ſo konnte ich die Zeit nicht mit Schreiben hinbringen, ſondern ich ſaß dicht in einem alten Mantel eingewickelt; wollte ich ja die Hände eine Zeitlang gebrauchen, ſo erwärmte ich ſie, ſo oft es Noth that, an einem Kohlentopfe, bis ich doch bald wieder genöthigt war, ſie einzuhüllen. Des Abends, wenn Thüren und Fenſter verſchloſſen und dicht behangen waren, hielt ich mich bei meinen Wirthsleuten in der warmen Stube auf, und in der Regel ſpielte ich dann mit

meinem Wirthe Sechsundsechzig. Selten konnte ich wagen, bei Tage in der warmen Stube zu verweilen, und wenn auch die Umstände diesen Aufenthalt zuließen, so konnte ich doch keine ernste Beschäftigung vornehmen, sondern ich mußte immer auf der Lauer seyn.

Bei dieser trübseligen Lebensart, die auch noch mit einigen anderen Unannehmlichkeiten verknüpft war, kam mir das neue Jahr und, ohne daß etwas Besseres oder noch Schlechteres als Abwechselung eingetreten wäre, auch endlich Ostern heran. So wie die mildere Witterung die ersten Frühlingsblumen aus der Erde hervorlockte, zog auch mich das verjüngte Leben der Natur wieder mehr ins Freie, und obgleich ich damals nur auf wenigen Seiten ihres großen Buches zu lesen vermochte, so pflückte ich dennoch von allen Blumen, die Flora in jener üppigen Gegend in so reicher Fülle ausgestreut hatte, so viele Arten ich auffinden konnte, und freute mich über sie. Daß aber diese Freude nicht in einem bloßen flüchtigen Ansehen nur bestand, davon zeugt das Bild dieser Gegend mit ihren Blumen, das noch heute treu vor meinen Augen prangt; auch könnte ich jetzt nicht allein die Namen aller Blumen, welche ich zu einem Bouquet vereinte, nennen, sondern auch noch genau die Orte und Stellen angeben, wo ich sie pflückte. Aber diese Freude war doch nur eine vorübergehende; denn ich nahm das Bild nur in meine Seele als abgeschlossenes Ganzes auf, ohne die Unendlichkeit, die Unbegreiflichkeit seiner Theile auch nur zu ahnen. Wäre damals ein leitender, ein belehrender Freund mir zur Seite gewesen, oder hätte ich auch nur ein Buch in meinem Besitze gehabt, das mir als Leiter auch nur in den Vorhof

der großen Natur dienen konnte, ich würde die lange Zeit, die mir faſt ganz ungenützt verſtrich, angenehm und zu meinem, vielleicht auch zu dem Nutzen Anderer verwendet haben. So aber waren die einzelnen Naturwunder bald alle angeſehn, wieder angeſehn, und Langeweile trat an die Stelle des freudigen Genuſſes der Zeit, ich war in der Fülle der mich umgebenden Freuden freudenlos. Welche angenehme und welche unterhaltende Beſchäftigung wäre es für mich geweſen, wenn ich alle die Schätze, welche Flora jener Gegend in überſchwenglicher Fülle ausgetheilt hat, geſammelt und wiſſenſchaftlich geordnet hätte! Faſt alle Orte und Räume, Berge und Thäler, Quellen und Bäche in der Nähe und in der Ferne kannte ich ganz genau, hatte alle in den verſchiedenen Zeiten des Sommers oftmals beſucht, und der ganze bunte Wechſel ihres Sommerkleides lag mir vor Augen. Die Gegend um Hildesheim iſt in der That außerordentlich pflanzenreich: fehlen ihr auch alle oder faſt alle Torf- und Sandgewächſe, deſto reicher ſind ihre Wieſen, Thäler und Berge, auch ernährt ſie viele Sappflanzen, und ihre Höhen ſchmücken manche ſeltene Prachtgewächſe des benachbarten Harzes.

Da ich weder in meiner Behauſung, noch auf meinen vielen Ausflügen ins Freie von Widerwärtigkeit geſtört oder auch nur, wie ich glaubte, im Geringſten bedroht wurde, ſo nahm meine Dreiſtigkeit und Keckheit immer mehr zu, ich ging auf Wegen und wagte Schritte, die mich leicht hätten ins Verderben führen können. So wandelte mich einmal ein Gelüſtchen an, nach ſo langer Entbehrung den Anblick der Straßen und Häuſer Hildesheims bei hellem Tage zu genießen. Ich ging durch

mehre Straßen, begegnete auch gleich Anfangs einem Gensdarm, ohne erkannt zu werden; doch der Verräther ſchläft nicht! als ich eben auf den Stadtwall treten wollte, kamen mir drei Bekannte entgegen, die auch mich bei dem erſten Anblicke ſchon von fern erkannt hatten. Sie wunderten ſich über meine tollkühne Dreiſtigkeit, hielten mich ſchon für verloren, indem ſie nicht glaubten, daß ich unerkannt und unangetaſtet wieder ans Hildesheim kommen würde, und bedauerten und bejammerten ſchon im Voraus meine harte Behandlung. Jedoch auf der Stelle des Stadtwalles, wo ich mich damals befand, fürchtete ich mich gar nicht, denn ich kannte von früherer Zeit die Oertlichkeit daſelbſt ganz genau, ich ſagte dieſes meinen Bekannten, und, mich ihrer Freundſchaft empfehlend, rutſchte ich den ſteilen hohen Stadtwall hinab, erreichte den Stadtgraben, kletterte ſchnell und gewandt über eine ſehr verfallene, quer durch den Graben gezogene Mauer und befand mich wohl erhalten am jenſeitigen Ufer außerhalb der Stadt. Einer von dieſen drei Jugendfreunden war mir gefolgt, fürchtete jedoch das Ueberklettern der Mauer und ging nach dem Thore. Er bat mich, daß ich da oder dort warten möchte, denn er hätte mir etwas zu ſagen; nicht lange nachher holte er mich auch wirklich ein. Was ich durch ſeinen Mund erfuhr, konnte mir nichts nützen oder war mir ſchon zur Genüge bekannt; denn daß ich mich auf die beiden Anderen nicht verlaſſen konnte und daß noch an demſelben Tage mein Erſcheinen Vielen bekannt werden würde, war mir gewiß genug. Ich ſagte daher meinem beſorgten Freunde, daß ich mich auf Keinen verließe, auch auf ihn ſelber nicht, daher ich auch keinem Menſchen meinen

Aufenthaltsort entdecken, und mithin auch von Keinem verrathen werden könnte. „Deine Mutter weiß aber doch, wo Du Dich aufhältſt?“ fragte er. — „Die am allerwenigſten darf erfahren, wo ich bin und wo ich mich aufhalte,“ entgegnete ich; „denn wüßte ſie meinen jetzigen Aufenthaltsort, wie leicht könnte ſie abermals bei einem etwaigen Beſuche der Gensdarmen gezwungen werden, mich zu verrathen. Jetzt weiß ſie von meinem Aufenthalte ſo viel, als wovon wir in dem jetzigen Augenblicke ſprechen, ſie iſt an meinem Entweichen ſo wenig Schuld, als an meinem Hierſeyn, ſie iſt alſo völlig unſchuldig an Allem, was ich jetzt thue. Ich glaube übrigens nicht, daß die Gensdarmen ſo dumm ſeyn und mir zutrauen werden, daß ich meine Mutter in das Geheimniß meiner Verhältniſſe eingeweiht haben könnte. Mein Hierbleiben wird übrigens nicht mehr von langer Dauer ſeyn; ich habe hier in der Stadt noch etwas Wichtiges abzumachen, und ſobald dieſes ſich zu meiner Zufriedenheit gefügt haben wird, eile ich wieder nach Berlin. Du weißt nun ſo viel von mir, als ich Dir entdecken kann und darf.“ — „Du ſagſt wieder nach Berlin,“ fuhr er fort, „biſt Du denn ſchon da geweſen?“ Ich bejahte ſeine Frage und ſagte, daß ich erſt einige Zeit wieder zurück wäre und hoffte, in noch kürzerer Zeit wieder in Preußens Hauptſtadt einzutreffen. Was ich vermuthet hatte, geſchah: nach wenigen Tagen war mein Erſcheinen in der Stadt bekannt, und die Hauptſache auch von meinem Geſpräche. Der geringe Unfall auf meiner Tagpromenade hatte doch einiges Gute, denn ich wurde wieder ſcheuer und nahm mich mehr in Acht, und was für Folgen hätten daraus her-

vergehen können, wenn ich durch den glücklichen Ausgang dieſes kecken Beſuches verleitet worden wäre, mich in größere und größere Wageſtücke einzulaſſen!

Muthwillen hätte mich hier leicht ins Verderben ſtürzen können, Unvorſichtigkeit drohte bald darauf mit neuen Gefahren, und was noch mehr war, mit dem Verluſte meines ſicheren und lieben Aufenthaltsortes. Am frühen Morgen war in der Regel kein fremder Beſuch zu befürchten, und daher trank ich denn auch gewöhnlich in der Stube meiner Wirthsleute in Geſellſchaft meinen Kaffee. Als ich eines Morgens geſehn und gehorcht hatte, ob die Umgegend und Luft geheuer ſey, trat ich ſingend aus meiner Kammer auf die kleine Treppe, welche der Sicherheit wegen nach der Hausthür hin ganz mit Tuch behangen war, und ging hinab. Kaum hatte ich die oberen Stufen betreten, ſo flog mir ein Topf voll Waſſer entgegen. Ich kümmerte mich um dieſen unzeitigen Spaß, wofür ich das Benehmen meiner Wirthin hielt, durchaus nicht, ſondern hüpfte trillernd die Stufen hinab und ſprang in einem Satze mitten auf den Hausflur. Vor Schreck ſtand ich hier einen Augenblick wie betäubt, als ich neben meiner Wirthin ein wohlbekanntes Mädchen aus dem Nachbarhauſe erblickte. Ich lief jetzt ſchnell in die Stube, warf mich wie unſinnig auf einen Stuhl, die beiden Töchter meines Wirthes ſchrieen laut auf, weil ſie mich in Lebensgefahr glaubten, und vergrößerten dadurch noch das Gefährliche meiner Lage. Als das Mädchen ſich entfernt hatte, machte mir meine beſorgte Wirthin die bitterſten Vorwürfe. Ich bedauerte allerdings meine geringe Vorſicht, meine Unachtſamkeit, aber was halfen da Ver-

wärfe, guter Rath war von Nöthen und ſchneller Entſchluß. Meine Wirthin hatte es verſucht, dem Mädchen auszureden, daß ſie mich geſehn hätte; es wäre ihr Schwager aus Hannover, der für ein paar Tage zum Beſuche hier ſey, und der möge in ihren Augen vielleicht viele Aehnlichkeit mit mir haben u. ſ. w. Das Mädchen wird zwar zweifelhaft, ſchüttelt aber doch ungläubig den Kopf und entfernt ſich. Sollte ich mich auf die gute Wirkung der Ueberredungskunſt meiner Wirthin verlaſſen, oder im entgegengeſetzten Falle von der Plauderhaftigkeit oder Beſtechlichkeit des Mädchens das Aergſte befürchten? Ich zog das Sicherſte vor und machte zu ſchneller Flucht die nöthigſten Vorbereitungen, d. h. ich zog meinen Rock an, ſteckte ein Stück Brod und meine mit verdünntem und verſüßten Rum gefüllte Flaſche bei, und ſchwang mich auf die Mauer, da ich es nicht wagen wollte, am hellen Tage abermals durch die Stadt zu gehn. Ich öffnete meinen Ausgang, rüſtete mich mit meinen Waffen und trat die lange Strecke über die Mauer an.

Bei Tage hatte ich den Weg über die Mauer nur mit den Augen, ſo weit ſie reichen konnten, unterſucht, jetzt ſollten meine Füße den gefährlichen Gang machen. Einige Stellen mußte ich überſchreiten, die von dem Zahne der Zeit ſehr angegriffen und ſo locker gemacht worden waren, daß bei jeder Berührung größere und kleinere Steine aus ihren Fugen wichen und polternd in die Tiefe hinabrollten, ja ein paarmal kam ich, da ich den Uebergang beſchleunigen mußte, ſelbſt in große Gefahr, mit ihnen hinabzuſtürzen. Ich konnte mein Glück nicht hoch genug preiſen, das mich bei ſtockfinſterer Nacht

über

über diesen unsicheren, wandelbaren und gefährlichen Gang so ohne allen Unfall geleitet hatte. Bald war die Gefahr überstanden, und der hohe Stadtwall erreicht, sein steiler Abhang hinter mir, eine Mauer überklettert, der fast trockene Stadtgraben durchsprungen, die entgegengesetzte Mauer erstiegen und ich befand mich in der Nachbarschaft einer großen Wiese, wo ich vor jeder Gefahr sicher war oder doch keinen Angriff mehr befürchtete. Hier erst machte ich Halt und erholte mich von meiner großen Anstrengung.

Kaum war ich hier angekommen, so erblickte ich schon auf dem Rondeel die Töchter meines Wirthes, welche dahin geeilt waren, um den Ausgang meiner Fahrt abzusehen. Sie winkten mir mit ihren weißen Tüchern von der Höhe herab „Glück auf!" zu. Unzählige Male bin ich auf meinen Zügen, Märschen und Reisen von dem Glücke wunderbar beschützt worden, so auch dießmal: wiewohl ich auf der hohen Mauer fast rings herum den Blicken aller Menschen bloßgestellt war, so hatte mich doch Keiner daselbst gesehn, oder es hat doch wenigstens nichts davon verlautet. Dem zu befürchtenden Verrathe des Mädchens war ich jetzt entzogen, dem Bruder meines Wirthes in Hannover wurde die Sache berichtet und für den möglichen Fall seine Rolle vorgeschrieben, ich war also für dießmal wieder außer Gefahr und meine Wirthsleute auch.

Nun blieb doch noch eine wichtige Frage zu beantworten: wo sollte ich jetzt wieder unter Dach und Fach einen sicheren Aufenthalt suchen? denn Rust's Wohnung durfte ich nicht wieder betreten, oder gewiß doch vorerst nicht. Einige Tage trieb ich mich in Wäldern umher,

während meine liebe Mutter ſich bemühte, für mich in der Stadt, denn da war ich doch immer am beſten aufbewahrt, eine ſichere Wohnung aufzufinden. Nach vielen vergeblichen Gängen, wovon manche nicht wenig gefahrdrohend mögen geweſen ſeyn, war es meiner Mutter gelungen, mir eine ſolche Wohnung zu verſchaffen, worin wohl ſo leicht kein männliches Weſen vermuthet wurde. Eine ehrwürdige fromme Matrone bewohnte mit ihren beiden, ebenfalls ſehr frommen Töchtern, die bereits eine merkliche Strecke über die erſten heirathsfähigen Jahre hinaus waren, in aller Sittſamkeit und Gottesfurcht ein kleines Haus in einer der Hauptſtraßen Hildesheims. Von wahrhaft ächter Menſchenliebe bewogen, hatten alle drei Damen den dringenden und herzlichen Bitten meiner Mutter nicht lange widerſtehen können, zumal da meine älteſte, ebenfalls ächt katholiſche Schweſter mit einer der Töchter befreundet war, mir in ihrem kloſterlichen Hauſe ein ſicheres Obdach auf eine unbeſtimmte Zeit zu bewilligen. An einem beſtimmten Abende ſpät, als bereits die meiſten Muden in dem erſten Schlafe lagen und alſo die Straßen menſchenleer waren, ging ich leiſe und vorſichtig meiner neuen Wohnung näher, ſchlüpfte ſchnell in die offenſtehende Hausthür hinein und wurde von den beiden jüngeren Damen äußerſt menſchenfreundlich, ja wahrhaft herzlich und innig empfangen. Das Haus war nur klein, enthielt, außer der Küche und einigen kleinen Räumlichkeiten auf dem Hofe, nur eine geräumige Stube im Erdgeſchoſſe und eine große Kammer von drei Fenſtern im zweiten Stockwerke, und konnte mithin auch nicht mehr als eine kleine Familie aufnehmen. Dieſe meine neue Wohnung ſchien allen

meinen beſcheidenen Wünſchen zu entſprechen, auch die Wirthsleute ſelbſt mißfielen mir keineswegs; nur ein Uebelſtand wollte ſich mit meiner Sicherheit nicht vertragen, der mir auch gleich am erſten Abende auffiel, nämlich die Fenſter der Stube wie der Kammer waren ſo gelegen und eingerichtet, daß Alles, was im Vordergrunde dieſer Zimmer vorging, von dem gegenüberſtehenden Hauſe ſicher bemerkt werden konnte. Jedoch hiergegen war bald Rath geſchafft: noch in derſelben Nacht wurden dunkele Verhänge zuſammengeſtückt, zweckmäßig angebracht, und nun war der innere Raum neugierigen und gefährlichen Blicken gänzlich verborgen. Hier ſchien ich alſo ein zweckmäßigeres, ſichreres und beſſeres Quartier gefunden zu haben, als ich es Anfangs nicht vermuthet hatte.

Der Aufenthalt zeigte jedoch bald auch ſeine Schattenſeite: Bei Tage hatte ich die Kammer inne, welche großentheils über der Stube gelegen war, ich konnte auf keine Weiſe vernehmen, ob fremde Beſchwerſtern vielleicht einen kurzen Beſuch in der Stube machten oder nicht, und ich mußte mich daher äußerſt ruhig verhalten, da der leiſeſte Tritt in der Kammer in der Stube hörbar war; des Nachts nahmen meine drei weiblichen Wirthsleute die Kammer ein, und ich bewohnte die Stube, wo mir auf einem alten Großvaterſtuhle mein Lager eingerichtet wurde. Zu dieſem unbequemen Wechſel geſellten ſich noch manche kleinere Uebelſtände, wovon ich die meiſten nicht einmal gern ſagen mag, ſondern nur erwähnen will, daß ich, da die Leute außer einem großen Nachtiſche nur noch einen einzigen Tiſch beſaßen, in meiner Kammer auf dem ziemlich gewölbten Deckel eines gro-

ſten Koffers meine Schreibbeſchäftigungen machen mußte. Nach Verlauf von acht höchſt einſamen Tagen wurde mein Aufenthalt erträglicher und viel angenehmer; denn die alte Mutter verreiſte auf vierzehn Tage, die Töchter bezogen die Kammer, und wir Drei bewohnten nun in ſtiller und frommer Eintracht daſſelbe Zimmer. Die Hausthür war den ganzen Tag verſchloſſen, wurde nur dann geöffnet, wenn ja einmal ein Bekannter um Einlaß anklopfte, und ich durfte mich freier bewegen und nicht bei jedem unvorſichtigen Auftreten befürchten, daß ich Argwohn oder Verrath dadurch veranlaſſen könnte. Daß mein Nachtlager des Abends in der Stube eingerichtet und des Morgens wieder auf die Kammer getragen werden mußte, war den Mädchen läſtig geworden, und ſie waren deßhalb unter einander dahin übereingekommen, daß ich in ihrem Bette ſchlafen ſollte, während ſie das Bett ihrer Mutter benuzen wollten. Dieß geſchah, und hierdurch gewannen wir an Gemächlichkeit alle Drei. Wir durchlebten die vierzehn Tage als Bruder und Schweſtern in Eintracht, Heiterkeit und Freude, bis endlich nach der Ankunft der Mutter durch einen unangenehmen und faſt unglücklich zu nennenden Vorfall das gute Vernehmen geſtört wurde.

Eines Abends war ich auf den Stadtwall gegangen, um, ſo zu ſagen, etwas friſche Luft zu ſchnappen. Ich ſchlenderte ſorglos einige Zeit hin und her, als ich plözlich einige verdächtige Leute erblickte. Unbewaffnet, wie ich war, glaubte ich das Zuſammentreffen mit ihnen vermeiden zu müſſen, trat ſeitwärts an den ſteilen Abhang des Walles und rollte in die Tiefe hinab, bis der Stadtgraben meiner Rollfahrt ein Ende machte. Zer-

riſſen, zerfloſſen, durchnäßt und mit Schlamm bedeckt, begab ich mich auf den Rückweg. Um doch wenigſtens den letzten Uebelſtand zu entfernen, ging ich in die benachbarte Innerſie, wuſch und frülte mich, ſo weit ich ſehen konnte, rein ab, und ging nun vor wie nach triefend nach Hauſe. Meine drei Wirthsdamen erſtaunten über meinen Zuſtand, bedauerten mein Unglück in beredten frommen Klagen und thaten alles Mögliche, um mir in dieſer hülfsbedürftigen Lage beizuſtehen. Nachdem ich durch die Fürſorge Aller bald in eine trockene, theils weibliche, theils männliche Hülle gethan worden war, dankten die frommen Weiber mit inbrünſtigen Seufzern Jeſus, Maria und allen Heiligen, daß ſie mich gnädiglich aus dieſer dreifachen Lebensgefahr errettet hatten. Sie hatten hierin recht, ich konnte auf dreierlei Weiſe mein Leben verlieren: wurde ich arretirt, ſo war mein Tod gewiß, bei dem Hinabrollen konnte ich Hals und Beine brechen, und noch iſt es mir wunderbar, daß ich nicht in dem Stadtgraben meinen Tod fand, da ich durch mindeſtens vier bis ſechs Fuß tiefes Waſſer hindurch in tiefen Schlamm ſtürzte. Die Mutter fragte mich, wie es ſchien, zufällig, wann ich das letzte Mal gebeichtet hätte? Ich antwortete: „Vor anderthalb Jahren. Warum?“ — „Ach, du mein Gott! Da wären Sie ja körperlich und geiſtig ewig verloren geweſen! Wie können Sie auch nur ein ganzes Jahr hingehen laſſen, ohne zu beichten, ohne einem Prieſter reuig Ihre Sünden zu offenbaren und durch die heilige Abſolution ſich des Himmels würdig zu machen?“ Ich war ſchon im Begriff, mit meiner Denkungsart herauszuplatzen, lenkte aber, um die frömmelnde erzkatholiſche Mutter nicht zu ſehr

zu beleidigen, wieder ein und entſchuldigte mich mit der Unmöglichkeit „Wie darf ich es wagen,“ ſagte ich, „nach der Kirche zu gehen und in dem Beichtſtuhle, den Blicken aller Augen bloßgeſtellt, dem Prieſter meine Sünden zu entdecken!“ — „Das iſt kein Grund,“ entgegnete ſie, „Ihr Seelenheil iſt der Wohlfahrt Ihres Körpers weit vorzuziehen! Möge Ihr Körper zu Grunde gehen, wenn nur Ihre Seele rein iſt! Alle Monat wenigſtens müſſen Sie beichten, dann können Sie allen Körperleiden mit ruhigem Gemüthe entgegen ſehn. Sie müſſen morgenden Tages zur Beichte gehn! Ich will mit dem Früheſten zu Pater P. gehn, mit ihm ſprechen und ihn bitten, daß er auf ſeiner Stube Ihre Beichte hört. Vielleicht erhört auch der würdige Pater meine Bitte und nimmt hier im Hauſe Ihnen die Beichte ab! Gott, ach Gott! wenn doch die Nacht erſt vorbei wäre! wenn Sie nur vor Schreck und Erkältung nicht krank werden! Wenn's nur nicht ſchon zu ſpät wäre, ich liefe noch zum Pater! Gott, welche Angſt ſtehe ich aus, mit einem ſolchen ſündigen Menſchen eine Nacht unter einem Dache zu wohnen!“ ꝛc. ꝛc. Endlich verließ mich die Geduld, dergleichen frömmelndes Geplauder länger anzuhören, und erklärte, da ich die Alte doch nicht nach meiner Ueberzeugung ſtimmen zu können glaubte, daß ich auf keine Art und Weiſe einem Prieſter beichten würde; auch die Nothwendigkeit nicht einſähe, mich einer ſo großen Gefahr bloßzuſtellen; ich lebte mit meinem Gott in Frieden, und hätte ich etwas Sündhaftes begangen, ſo bäte ich dieſem großen Vater mein Vergehen kindlich-innig ab u. ſ. w. Als ich aber nach Rede und Gegenrede etwas heftig gemacht wurde und unter

Anderen ſagte, daß kein Menſch, auch der Pabſt nicht, einem Anderen Vergehungen und Sünden vergeben, daß kein Heiliger in irgend einer Art uns beſchützen oder erretten könne, daß all' dieſer heilloſe Unſinn nur ein Hirngeſpinſt der Pfaffen wäre, um den Gläubigen und Andächtigen über ihr kleines Gehirn eine Nebelkappe zu ziehen: ſo kreuzigte und ſegnete ſich das fromme Kleeblatt, die Mutter zitterte vor Angſt und Aerger am ganzen Leibe, vielleicht fürchtend, daß das große Heer der Heiligen herbeifliegen und mich vernichten würde; die Töchter ſtanden wie verſteinert neben einander, hefteten ihre Blicke unverwandt auf den Boden, nicht im Stande, ihre Augen aufzurichten und einen ſo läſterlichen Menſchen anzuſehen. Dieſer ganze Auftritt überzeugte mich bald, daß meines Bleibens hier nicht lange mehr ſeyn würde, und ich ſagte daher: ich bäte ſehr um Verzeihung, daß ich ſie durch meine geäußerten Anſichten beleidigt hatte, das wäre gar meine Abſicht nicht geweſen, beſonders da ich ihnen für ihre Liebe und Aufopferung ſo vielen Dank ſchuldig ſey. Da jedoch die Mutter geäußert hatte, daß ſie nicht eine Nacht mit einem ſo ſündhaften Menſchen unter einem Dache wohnen möchte, ſo glaubte ich ihre Verzeihung nicht erhalten zu können und ich ſähe mich daher genöthigt, das liebe Verhältniß mit ihnen aufgeben zu müſſen, in ſo große Verlegenheiten und vielleicht auch in ſo große Gefahren ich mich durch dieſen unglücklichen Entſchluß ſtürzen möchte.

Eine lange Weile ſtanden und ſaßen wir hierauf ſprachlos neben einander, bis endlich die Mutter das Stillſchweigen brach und den Verſuch machte, mich zu bekehren und wieder in den Schooß der heiligen katho-

liſchen Kirche zurückzuführen. Ich erwiederte auf ihre herzlich gut gemeinte Ermahnung, daß ich mich nicht ändern könne, oder ich müßte mich denn verſtellen und zu einem ſchändlichen Lügner machen wollen, was ich auf keine Weiſe und niemals thun würde; ich betete nur einen einzigen und wahren, über alle Menſchen und menſchliche Satzungen unendlich erhabenen Gott an, hielte eine Fürbitte bei dieſem allwiſſenden Gotte durch die Mutter Maria oder durch die Heiligen für eine ſchändliche Gotteslaſterei, für den abſcheulichſten Aberglauben, ſo wie auch das ganze Gewebe des Katholicismus für nichts als Aberglauben! Nun war das gute Vernehmen für immer aufgehoben, und die Mutter ſagte: „Da machen Sie, daß Sie aus meinem Hauſe kommen!“ Gleich am frühen Morgen wollte ich mich entfernen; aber da meine Kleider noch alle naß waren, ſo bat ich meine Wirthsleute, mir noch bis zum Abend in ihrem Hauſe Schutz und Obdach zu bewilligen. Meine Bitte wurde nicht abgeſchlagen, jedoch, wie ich deutlich merkte, nur mit Widerwillen von Seiten der Alten ſtillſchweigend bewilligt. Die beiden Töchter ſchienen Mitleiden mit mir zu haben, und wenn die Beſtimmung meines Hierbleibens von ihnen abgehangen hätte, ſo möchte meine geringe Achtung gegen die Heiligen mir wohl verziehen worden ſeyn: die Mutter aber war in die papiſtiſchen Umtriebe ſo rettungslos verſunken, daß die Mutter Maria und der Troß der Heiligen und die Pfaffen ihr über Alles hervorragten, und der allmächtige Gott ihr nur als eine beſchränkte, willensſchwache irdiſche Majeſtät erſchien. In der Geſellſchaft einer ſolchen Frau konnte und mochte ich nicht leben, eben ſo wenig wie ſie mit einem ſolchen

Ketzer, d. h. rechtgläubigen Gottesverehrer irgend eine Gemeinschaft zu haben Luſt hatte. Meine Kleider waren gegen Abend wieder in brauchbaren Zuſtand gerathen, ich kleidete mich an, ſteckte alle meine übrigen Mobilien in die Taſche, dankte herzlich für die Güte und Liebe, welche die Leute mir angethan hatten, und entfernte mich nicht ohne naſſe Augen.

Was ſollte ich nun beginnen? Die ganze Nacht wandelte ich auf Wieſen, Fluren und in Wäldern, gleichviel wo? umher, und hatte alſo Zeit genug, über Vieles nachzudenken. Mein erſter Gedanke war, ich wollte es einmal wieder wagen, nach Berlin zu gehn und dort mein Glück aufzuſuchen. Zwei und einen halben Friedrichsd'or hatte ich noch in meinem Vermögen, denn bald nach meiner Rückkunft hatte ich das, nach Berlin geſchickte Geld wieder zurückſenden laſſen. Dieſer Einfall gefiel mir Anfangs, und ich dachte ſchon, welchen freudigen Schreck meine Mutter haben würde, wenn ich ihr nach einigen Tagen einen Brief aus dem Preußiſchen von mir würde geſendet haben. Als ich jedoch in die Nachbarſchaft von Himmelsthür kam, konnte ich es nicht über mich gewinnen, mich aus dem Hildesheimiſchen zu entfernen, ohne von meiner Mutter Abſchied genommen zu haben. Nach einigen Reden und Gegenreden wurde endlich beſchloſſen — den Beweggrund habe ich vergeſſen, — daß ich noch einige Zeit warten und dieſe Tage oder Wochen in Ruſt's Hauſe zubringen ſollte oder wollte. Gedacht, gethan; ich wurde von Ruſt und den Seinen freundlichſt auf- und angenommen.

Bei dem Verſuch, mir in meiner alten Wohnung einen ſicheren Aufenthalt wieder zu erbitten, hätte ich

leicht der größten Gefahr in die Arme laufen können. Ruß hatte nämlich in der Zwischenzeit seine Wohnung verlassen und das zweite Nachbarhaus bezogen, von diesem Wechsel war mir nichts bekannt geworden. Ich war eben im Begriff, in die Sackstraße einzubiegen, als ich einen Mann erblickte, stutzte, aber in demselben Augenblicke auch in ihm Ruß erkannte, der vor dem Schlafengehn noch einmal vor die Hausthür getreten war. Wir gingen gleich nach unserer gegenseitigen leisen Begrüßung in das mir wohl äußerlich bekannte, aber von Innen gänzlich unbekannte Haus. Alle stiegen noch einmal aus dem Bette heraus, um den lange Abwesenden zu begrüßen und zu bewillkommnen. Nun erfuhr ich, in welche große Verlegenheit ich mich gesetzt haben würde, wenn nicht ein sehr glückliches Ungefähr sie abgewendet hätte: denn die alte Wohnung war von einem mir sehr wohl bekannten Polizei-Offizianten bezogen. In Gefahr wäre ich zwar nicht gekommen, auch wenn das Haus damals von einem Gensdarmen selbst bewohnt gewesen wäre, denn nichts hätte mich hindern können, über die Mauer sicher zu entweichen; aber jedenfalls hätte ich für immer darauf Verzicht thun müssen, in Ruß's Behausung Unterkommen zu suchen und zu finden, denn nicht vier und zwanzig Stunden würde den Gensdarmen mein Besuch unbekannt geblieben seyn, und diese würden sich eifrig bemüht haben, über mich Erkundigungen einzuziehen. Meine neue Wohnung war weit weniger zweckmäßig, denn war das Haus auch ebenfalls an die Mauer gelehnt, so konnte ich von hier aus doch auf keine Weise über dieselbe hin entweichen, mir blieb daher nur ein einziger Ein- und Ausgang. Etwa vierzehn Tage mochte

ich wieder in Ruſt's und der Seinigen lieben Geſellſchaft hingebracht haben, als wir nach vielen Rath- und Anſchlägen, Hoffnungen und Bedenklichkeiten doch dabei ſtehen blieben, daß eine abermalige Reiſe nach Berlin allen übrigen angeführten Verſuchen wohl vorzuziehen ſeyn möchte. Es wurde alſo beſchloſſen, nachdem meine Mutter zu dieſem Behufe noch zwei Piſtolen und einige Thaler für mich angeſchafft hatte, daß ich übermorgen in aller Frühe die Reiſe nach dem Preußiſchen antreten ſollte. Nach Angabe aller Richtungen, Wege und Stege, deren ich auf meinen Kreuz- und Querfahrten eine große Menge kennen gelernt hatte, ſchien meinem Wirthe die gerade Richtung nach dem Harze und die Fortſetzung der Reiſe über denſelben die ſicherſte und auch die liebſte zu ſeyn, denn er wollte mich begleiten.

An dem beſtimmten Tage reiſ'ten wir, noch ehe der Morgen graute, von den herzlichſten Segenswünſchen begleitet, in der angegebenen Richtung ab. Ohne die geringſte Störung kamen wir, als ſchon die Sonne untergegangen war, in der Nachbarſchaft von Sandersheim, glaube ich, an. Hier erhob ſich unter uns ein kleiner Zwiſt: ich wollte in dem benachbarten Walde einige Stunden der Nacht verſchlafen, mein Begleiter wollte dagegen in dem Städtchen Nachtquartier ſuchen. Da Ruſt ſich auf keine Weiſe bewegen laſſen wollte, im Freien die Nacht zuzubringen, und eine Trennung für mich nicht wünſchenswerth war, ſo entſchloß ich mich, ihm in das Städtchen zu folgen. Vor dem Thore erreichten wir ein Haus, vor dem eine große Menge Menſchen verſammelt war. Wir erfuhren, daß wir vor einem Wirthshauſe ſtanden, gingen hinein und hörten, daß man uns noch Nacht-

quartier einräumen könnte, wir müßten jedoch dießmal vorlieb nehmen mit dem, was man uns geben könne. Die Gaſtſtube fanden wir mit Menſchen überfüllt, was mir eben nicht unlieb war. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, unſeren müden Beinen eine Ruheſtelle zu verſchaffen, hatten wir endlich das Glück, hinter einem Tiſche ein zweckmäßiges Unterkommen zu erobern.

Nicht lange hatten wir hier der Ruhe gepflegt, als zu meinem, Anfangs großen Schrecken zwei Gensdarmen in die Stube traten. Sie ſprachen einige Worte mit dem Gaſtwirthe, ließen ſich einige Erfriſchungen geben, und ſahen, während ſie aßen und tranken, aufmerkſam in der Stube umher, auch wir waren ihren Blicken nicht entgangen. Ich hielt es für das Beſte, aufzuſtehen, ging dicht vor den Gensdarmen, ohne auf ſie zu achten, vorbei und nach der Stubenthür, ſtellte mich auf dem Flure unter die vielen daſelbſt verſammelten Menſchen vor die geöffnete Hausthür und erwartete die Waffenmänner. Nicht lange hatte ich hier geſtanden, ſo erſchienen auch ſchon die Gensdarmen, gingen ſo dicht neben mir vorbei, daß ich dem einen Platz machen mußte, und wünſchten freundlich „gute Nacht!“

Das Herzklopfen und die Angſt war einmal wieder glücklich überſtanden! Unvorbereitet hätten mich die Gensdarmen nicht gefunden, denn meine Terzerole wie mein Dolch waren auf den Griff bereit gehalten, damit ich im Nothfalle, wenn ich mich nicht durch Flucht retten konnte, davon Gebrauch machen konnte. Die Sache war hier alſo zum Vortheile oder doch nicht zum Nachtheile Aller glücklich abgelaufen. Als ich wieder in die Stube getreten war und mich neben meinem Begleiter

hingeſetzt hatte, mochte dieſer vielleicht durch auffallende Freudensbezeugungen, durch Mienen, Geberden und Worte bei dem Wirthe einigen Verdacht erregt haben, denn er trat gleich nach meinem Wiedererſcheinen zu uns heran und fragte, woher wir wären und ob wir Paſſe bei uns hätten? Ich that, als hätte ich ſeine Fragen überhört, und mein Begleiter beantwortete für uns Beide, was zu beantworten war, zeigte ſtatt eines Paſſes ſeinen Bürgerbrief vor, und alle dieſe Auskunft war nicht allein für ihn ſelbſt, ſondern auch für mich dem Wirthe genügend. Wir aßen unſer frugales Abendbrod in aller Seelenruhe und legten uns dann auf ein, für uns in einer Kammer neben der Gaſtſtube beſonders zubereitetes Streulager.

Nicht lange hatte ich, ſtets in geſpannter Aufmerkſamkeit horchend, auf meinem Lager gelegen, als mich ein ziemlich lautes und deutliches Sabelgeklirre aufſchreckte. Die Angſt ſtieg bei mir aufs höchſte! Schnell war ich entſchloſſen: ich weckte Ruſt auf, lispelte ihm, meinen Mund dicht auf ſein Ohr gelegt, zu, es ſeyen Gensdarmen in der Stube, ich wollte durch das Fenſter entweichen, er ſolle ſehr ruhig ſeyn u. ſ. w. Mittlerweile hatte ich ihn ſchon ans Fenſter gezogen, es geöffnet und war mit einem Satze in den Garten geſprungen. Jetzt war ich in Sicherheit oder ich glaubte es doch. Die Sache nahm eine gute Wendung: denn noch war Keiner in die Kammer getreten, ich hatte noch Zeit, meinem Begleiter zu ſagen: „Sie kennen mich weiter nicht; morgen früh bei Sonnenaufgang ſehen Sie mich," indem ich rückwärts zeigte, „im Walde dort wieder!" Dieß geſchehen und geſagt, eilte ich davon, erreichte bald

und glücklich den Wald, und war mithin wiederum der drohenden Gefahr glücklich entgangen. Als ich in dem ſicheren Walde angekommen war, fiel ich auf die Knie und dankte mit kindlichem Gemüthe meinem himmliſchen Vater für meine faſt wundervolle Errettung.

Für Ruſt war mir nicht bange, ich vertraute ſeiner Geiſtesgegenwart. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich meinen Begleiter ſchon in der Ferne vom Saume des Waldes aus erblickte. Ich trat, nachdem ich in der Umgegend umhergeſpäht hatte, aus dem Walde, winkte, und bald waren wir wieder vereint. „Wohl eine Viertelſtunde nach Ihrer Entfernung," erzählte Ruſt, „trat ein Gensdarm, zwei Polizeidiener — wie er ſagte — und der Wirth in die Kammer, weckten mich mit Rufen und Rütteln auf, denn ich heuchelte einen geſunden Schlaf, und forderten mir einen Paß ab. Ich zeigte, wie geſtern Abend in der Stube, meinen Bürgerbrief vor, womit ſie befriedigt zu ſeyn ſchienen. Die Fremden waren ſchon im Begriff, ſich aus der Kammer zu entfernen, als der Wirth fragte, wo denn mein Reiſegefährte geblieben ſey? Ich ſtellte mich, als wenn ich ihn auch vermißte, und ſagte auf weiteres Befragen, daß wir faſt von Bodenburg an zuſammen geweſen, hier eingekehrt wären und mit einander gegeſſen hätten. Wir hätten die Zeche gemeinſchaftlich bezahlt, weiter wußte ich von dem Fremden nichts. Daß er in dieſer Kammer bei mir ſchlafen würde, das hatte ich eben ſo gut, wie der Wirth geglaubt. Er wäre kurz vor dem Niederlegen hinausgegangen, ich hätte mich ſehr ermüdet aufs Lager geworfen und wäre gleich eingeſchlafen. Ich griff nach meinem Päckchen, unter-

ſuchte es oberflächlich, ſtellte mich beruhigt und zufrieden. Einige dieſer Leute ſchüttelten den Kopf, ſagten mir „gute Nacht!“ und entfernten ſich. Sie blieben noch lange, wie mir ſchien, in der Gaſtſtube; was weiter im Hauſe verging, weiß ich nicht denn ich ſchlief bald ein.“

So glücklich dieſes kleine Abenteuer abgelaufen war, ſo hatte es doch auf uns Beide einen tiefen Eindruck gemacht. Wir waren eine Zeitlang unentſchlüſſig, was weiter zu beginnen ſey? Denſelben Weg noch weiter zu verfolgen und in dieſer Richtung den Harz zu erreichen, dazu ſchien mein Begleiter allen Muth und alle Luſt verloren zu haben, ſo gern er auch einmal auf dem Harze geweſen wäre. Er verſuchte es daher, mich zu bereden, daß ich mit ihm wieder umkehren ſollte, ein Verſuch, wozu er eben nicht viele Gründe und Beweiſe aufzubieten hatte, um mich nach ſeinen Wünſchen zu ſtimmen. Das Herz lachte mir ſchon vor Freude, als ich nur hörte, wohin ſein Seufzen hinauswollte; denn in der That hatte ich ſelbſt bei und nach dem Auftritte alle Luſt verloren, dieſe Richtung weiter zu verfolgen, ich willigte daher recht gern in ſeine Wünſche ein, und wir kehrten um. Eine lange Zeit ſchritten wir ſtillſchweigend neben einander weiter, denn Jeder hatte mit ſeinen eigenen Betrachtungen genug zu thun, bis wir endlich heiterer und aufgeweckter wurden, und auf einmal, wie aus einem Munde, laut auflachten. Der frühere Ernſt wich gänzlich der munteren Laune, die ausgeſtandene Angſt diente uns jetzt als Erheiterungsmittel, viele Nebenſachen, die ſich zutrugen oder ſich hätten zutragen können, gaben uns Stoff zur Unterhaltung die

Wege, und ſo wanderten wir froh und guter Dinge weiter und weiter dem lieben Hildesheim zu. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als wir in dem ſogenannten Hildesheimiſchen Wald (Hilmiſche Wueld) ankamen. Wir warteten hier das Heranrücken der Nacht ab und gingen dann über Marienrode bis in die Gärten der Stadt. Hier trennte ſich mein Begleiter von mir, um Quartier zu machen, damit ich unbemerkt in das Haus ſchlüpfen konnte. Ich folgte bald nach, kam glücklich in mein Verſteck an, und wurde von allen weiblichen Hausgenoſſen wahrhaft herzlich empfangen. Noch lange Zeit gab unſere zweitägige Reiſe Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen.

Die erſten Wochen nach unſerer Zurückkunft wurde über die Begebenheiten der Gegenwart die Zukunft vergeſſen. Endlich jedoch ſtellten ſich die Sorgen wieder ein, und zwar dringender als je: denn es trat nach und nach auch Geldmangel ein, meine arme Mutter konnte ſo viel Mittel nicht herbeiſchaffen, als ich nöthig hatte, ich mußte alſo zu etwas greifen. Wozu aber? Eine gewichtige Frage, wofür ich keine Antwort auffinden konnte. Jetzt, da der Herbſt ſchon, ſo zu ſagen, dicht vor der Thür war, abermals den Verſuch zu machen, auf einem anderen Wege Berlin zu erreichen, ſchien nicht gerathen zu ſeyn: den ganzen langen Winter aber größeſten Theils auf der kalten Kammer oder auf dem noch kälteren Boden hinzubringen, vor dieſem Gedanken ſchauerte ich vollends zurück, und doch wußte ich keinen anderen Ausweg, der zum Glücke führen konnte, aufzufinden. Eine peinliche, höchſt unangenehme Lage! Wenn ich vom Boden aus in der Ferne, unter Trommeln und

Pfeifen,

Preisen Soldaten vorüberziehen sah, so drang sich mir immer der Vergleich zwischen mir und ihnen auf, und der Ausschlag war, daß die Schale ihres Glückes die meinige hoch aufwog! Tief seufzend trat ich stets von meiner Schaustelle zurück, und mehr als einmal tauchte der Wunsch in mir auf, es möchte doch wohl viel besser seyn, wenn ich wieder Soldat würde! Betrachte ich den Stand der Dinge, auf dessen Aenderung ich immer gehofft hatte und zwar auch noch hoffte; so war doch die Erfüllung meiner Wünsche so weit in die Zukunft gerückt, daß ich oft an meinem endlichen Glücke verzweifelte. Diese und ähnliche Betrachtungen machten mir nach und nach das Verborgenseyn unerträglich, und das Soldatenleben dagegen wurde mir von Tag zu Tage lieber und erwünschter; ich entschloß mich daher, auf irgend eine Weise um Verzeihung und Vergebung, und wieder um baldige Aufnahme in die Reihen der Soldaten zu bitten. Eine unmittelbare Bittschrift an den General von Lüh schien mir Anfangs der geeignetste und beste Weg, zu desto schnellerer und sicherer Erreichung meines Wunsches zu seyn, und ich wollte zu diesem Ende durch Vermittelung des Spezereywerthes in der Friedrichsstraße von Berlin aus an ihn schreiben, und die Antwort ebenfalls nach Berlin mir erbitten. Ich weiß nicht mehr gewiß, woher es kam, daß ich diesen ersten und scheinbar guten Gedanken aufgab; späterhin, als schon die Franzosen über den Rhein zurückgejagt worden waren, wurde ich in Hildesheim gewahr, daß man mich in jener Umgegend, wie in der Stadt selbst, für einen frechen Mörder und überhaupt für einen höchst gefährlichen Menschen gehalten hatte: wurden nun diese vermeinten

Verbrechen den Berliner Behörden berichtet, wie leicht konnte der Speisewirth meinen Aufenthaltsort verrathen?! Und wäre ich wirklich in Berlin gewesen, hätten die preußischen Behörden sich nicht bewogen finden können, mich den Westphalen auszuliefern? Kurz der genannte Weg wurde vermieden; und vielleicht mag Mißtrauen von meiner Seite gegen den Speisewirth der Beweggrund dazu gewesen seyn. Durch einen Umweg zu meinem Ziele zu gelangen schien mir weniger gefahrdrohend oder gänzlich gefahrlos zu seyn. Ich wollte meine Bitte in öffentliche Blätter einrücken lassen und den Bescheid darauf in denselben Blättern erwarten. Zu diesem Ende wendete ich mich an die Gerstenbergische Zeitungsredaction, schickte meine Bitte und hinreichende Insertionsgebühren ein und bat um möglichst schnelle Einrückung in die Hildesheimische Zeitung. Bereits in der ersten Nummer, welche nach der Eingabe meines Gesuches erschien, war eine Antwort abgedruckt, dahin lautend, daß meine Bitte um Begnadigung zum Abdruck in die Zeitung nicht für geeignet gefunden worden wäre; daß man aber schon Schritte gethan hätte, um für mich zu einem günstigen Ausgange zu gelangen; zu seiner Zeit sollte ich in denselben Blättern nähere Auskunft erhalten. Mit beruhigtem, ja, frohem Gemüthe sah ich einer erwünschten Antwort entgegen: aber ich wartete einen, zwei, drei Monate, keine Antwort erschien, bis endlich der Bescheid einging, daß auf meine Bittschrift keine Rücksicht genommen werden konnte. Hiermit war also auch diese Hoffnung endlich wieder abgethan, und ich konnte meine Zeit anwenden, um andere Luftschlösser aufzubauen.

Lange wurde hin- und hergerückt und überlegt, aber

kein Bau kam zu Stande. Jetzt wurde das Ziel abermals nach Berlin hin gerichtet. Berlin sollte und mußte es seyn, Berlin konnte es nur seyn, wo ich Freiheit und mein Glück suchen und finden wollte. Während des Winters konnte ich die Reise nicht antreten, wenigstens den Frühling mußte ich abwarten. Bin ich auch nur selten, wenn ich allein war, von Langerweile geplagt worden, so ging in diesem langen leeren Winter fast kein Tag vorbei, über dessen langsamen Stundengang ich nicht bittere Klage zu führen hatte. Manchen Tag verbrachte ich im Bette, um nicht an Händen und Füßen Schaden zu nehmen. War die Kälte nicht zu heftig, so verließ ich das Bett immer und suchte mit Ueberlegen, Versemachen und Lesen die Zeit hinzubringen. In dem verbergehenden Sommer hatte ich mir einige Paar Strümpfe gestrickt und mehre andere Strickarbeiten und Spielereien angefertigt; in dem laufenden Winter diente mir ebenfalls das Stricken dann und wann als Zeitvertreib. Das Gelingen kleinerer und leichter Arbeiten führte zu dem Versuche an größeren und schwierigeren, bis ich endlich von diesen Spielereien zu nützlichen und nothwendigen Dingen überging. Nachdem ich mich hinlänglich mit Strümpfen versehen hatte, von denen die meisten mit sehr schwierigen Mustern geziert waren, begann ich an eine größere Arbeit Hand anzulegen, nämlich ich strickte mir ein Paar Beinkleider. Zuerst wurden die Beinlinge angefertigt, dann der Obertheil, mit doppeltem Bunde aus einem Stücke, und diese drei Theile wurden nicht mit der Nähnadel, sondern ebenfalls durch Strickarbeit so zusammengefügt, daß Keiner an der Verbindungsstelle die Vereinigung bemerken konnte. Diese

Werk war vollkommen gelungen, und es hat mir zwei Jahre hindurch treffliche Dienste geleistet. Schwieriger, als diese Arbeit, wurde mir die Anfertigung von Westen. Zuerst wollte ich sie mit dem Kragen und dem Rückenstücke als ununterbrochene Arbeit zu Stande bringen, das wollte mir jedoch auf keine Weise gerathen, und ich mußte der Nähnadel meiner Wirthin, einer geschickten Näherin, die Zusammenfügung anvertrauen. Zwei Westen, die eine dunkelviolet mit grünen Längs- und Querstreifen durchzogen, die andere aus cochenillrothen und schwarzen kleinen Vierecken zusammengesetzt, waren für meinen Putz genügend. Die gewürfelte Weste hatte mir viele Mühe und Zeit gekostet, oft mußte ich den Anfang wieder trennen, bis ich endlich durch die gespannteste Aufmerksamkeit und Vorsicht dahin kam, daß die Felderchen alle plan neben einander lagen, und doch keine Unterbrechung zwischen ihnen zu bemerken war. So hatte ich nun vielen nützlichen Zeitvertreib im Winter, wenn die Kälte keine Störung in meine Ordnung brachte: zwei Stunden übersetzte ich, zwei Stunden las ich, zwei Stunden wurden mit Stricken hingebracht, zwei Stunden machte ich Gedichte oder doch Verse, wovon jedoch die meisten in den folgenden Tagen wieder zerrissen wurden, weil eine so tiefe Schwermuth darin athmete, daß ich oft vor meinen eigenen Gedanken schaudernd zurücktrat.

Endlich erlöste mich der Frühling aus meinem einsamen stillen Kerker, ich athmete oft im Freien die erquickende Frühlingsluft, sammelte für mich und die lieben Meinen in Wäldern und Thälern hübsche und wohlriechende Blumensträuße, und war oft dabei so wohl

und ſo ſelig, als wenn ich auf Gottes Erde nichts weiter zu wünſchen gehabt hätte. Lange Zeit unterbielt mich freilich dieſes Wonnegefühl nicht, und eine edlere, ewig dauernde Beſchäftigung in der lieben Natur war mir damals noch unbekannt. Um mir außer Berge erklettern, Thäler durchwandern und Blumen pflücken noch eine andere Beſchäftigung zu verſchaffen — denn das Fiſchen vertrug ſich häufig nicht mit meiner Sicherheit, theils auch hatte ich alle Luſt dazu verloren, — kam ich auf den ſonderbaren Einfall, Vogelbauer zu verfertigen. Kaum hatte ich dieſen Gedanken ausgeheckt, ſo wurde auch ſchon Hand ans Werk gelegt. Zuerſt verfertigte ich ganz einfache Dinger, die entweder kurz nach ihrer Verfertigung wieder zerſtört oder hier und da in Büſchen, auf und an Bäumen, Brücken und an anderen Orten ganz zwecklos aufgehängt wurden. Dieſes Aufhängen gab endlich den Einfall zur Verfertigung zuſammengeſetzter und künſtlicherer Käfige oder Werkzeuge, um Vögel zu fangen. Jeder dieſer Käfige hatte einen anderen Mechanismus, mit oder ohne Baſtbänder, wovon einige ſehr zweckmäßig waren und mich in Beſitz manches Vögelchens ſetzten. Hatte ich eine Anzahl befiederter Weſen zu Gefangenen gemacht, ſo wurden ſie aus mehren Depotkäfigen, deren ich einige angelegt hatte, in ein gemeinſames hölzernes Gefängniß gebracht und nach der Stadt getragen. Selten wurde ein Vogel zurückbehalten, ſondern ſie erhielten am erſten Tage ihres Beſuches in der Stadt ihre Freiheit wieder.

Einmal hätte leicht dieſer Vögeltransport mir gefährlich werden können, jedoch diente er gleichzeitig auch dazu, die Gefahr von mir abzuwenden. Ich kam des

Abends ſpät nach der Stadt zurück, ging meine heimlichen verborgenen Wege, und erreichte bald und ſicher die Höhe des Stadtwalles. Unbeſorgt ging ich weiter, als ich auf einmal Menſchen ſprechen hörte und auch bald erblickte. Um Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten zu vermeiden, wich ich von dem Hauptwege ab und ging auf einem tiefer gelegenen Seitenwege weiter. Ich ſelbſt würde wahrſcheinlich unbemerkt vor der Patrouille vorbeigekommen ſeyn, wenn nicht die vielen und mannigfach verſchiedenen Klagelieder, welche meine Gefangenen zwitſcherten, Aufmerkſamkeit erregt hatten. Man bemerkte mich alſo; ich mußte auf dem größeren Wege vortreten und wurde gefragt, wer ich wäre? was ich triebe? Ich hob den Käfig auf, hielt ihn gegen Norden und, da die fortwährende Dämmerung bereits eingetreten und der Abend heiter war, ſo erkannten die Soldaten leicht an dem Reſultate mein Treiben, ich war ein Vogelſteller, der ſich heute verſpätet hatte, und als ſolcher konnte ich nun, von ihnen weiter ungehindert, den Weg nach Hauſe fortſetzen. Dieſes und ähnliches Getreibe, z. B. die Jungen aus den Neſtern der Saatkrähe nehmen, Eichen erklettern und Habichtsneſter zerſtören, gefiel bald auch nicht mehr, und anderer Zeitvertreib, bisweilen alberne Kinderei, trat an ſeine Stelle.

Schon beim Anfange der ſchönen Jahreszeit ſollte abermals eine Reiſe nach Berlin angetreten werden; aber da fanden ſich kleinere und größere, wirkliche und eingebildete Hinderniſſe ſo mancherlei, daß die Abreiſe immer weiter und weiter hinausgeſchoben wurde. Mein Wirth wollte mich auch dießmal begleiten, wenigſtens bis dahin, wo er ſehen würde, daß ich wirklich meine

Freiheit wieder errungen hatte. Einmal waren wir bereits auf dem Marſche. Als wir ſüdlich von Ottbergen noch das Vorholz nicht ganz erreicht hatten, ſahen wir hinter uns in der Ferne drei Reiter. Wir verdoppelten unſere Schritte, erreichten glücklich den Wald und arbeiteten uns ſeitwärts in das Dickicht hinein. Noch nicht eine Viertelſtunde hatten wir in unſerem Verſtecke zugebracht, als wir in den drei Reitern drei Gensdarmen erblicken konnten. Sie ritten in ſcharfem Schritte vor uns vorbei, mein Herz wurde wieder ruhiger, ich konnte wieder frei aufathmen, und ſchon waren wir im Begriff, aus unſerem Hinterhalte vorzuſchreiten, als lauter Hufſchlag uns Stillſtand gebot. Zwei Gensdarmen ſprengten eiligſt auf demſelben Wege wieder zurück bis zu einem Seitenwege, einem Holzwege, wo wir ſie bald nicht mehr hörten und ſahen. In der Eile, womit ſie ſich fortbewegten, mochten ſie bald das Ende des, ihnen unbekannten Weges erreicht haben, und ſie ſprengten daher in geſtrecktem Trabe zurück, abermals vor uns vorbei und eilten ihrem Kameraden nach. Nur eine geringe Strecke weit konnten wir meine Feinde mit den Augen verfolgen, wir wußten alſo nicht, in welcher Nähe oder Ferne Gefahr drohete, und Keiner, weder ich noch mein Begleiter, hatte daher den Muth, einmal aufzuſtehen, geſchweige denn, irgend eine Höhe zu erſteigen oder zu erklettern. Mehre Stunden harrten wir hier in Hoffnung und in Furcht und Angſt, denn wir glaubten, mit Sicherheit die Abſicht der Gensdarmen errathen zu haben: ſie hatten uns nämlich, und zwar gewiß in den Wald gehen ſehn, da ſie uns jedoch nicht einholten und nirgends erblickten, ſo erregten wir bei ihnen Verdacht:

um ſich näher zu überzeugen, ritten zwei Gensdarmen zurück, verfolgten einen anderen Weg, hatten uns auch hier nicht angetroffen; ſie eilten dem dritten Gensdarm wiederum nach, erzählten ihm, was ſie geſehen und nicht geſehen hatten, und nun durchſuchten ſie alle drei die ihnen zugänglichen Stellen, um uns aufzufinden. So dachten wir uns die Mühe und Anſtrengung der Gensdarmen. Ob unſere Vermuthung ganz oder theilweiſe gegründet, oder gänzlich falſch war, das wußten wir freilich nicht; jedenfalls thaten wir aber wohl, die größte Vorſicht zu beobachten und bei jedem Schritte und Tritte auf unſerer Hut zu ſeyn. Mein Begleiter hatte alle Luſt zum Weitergehen verloren, und mein heißes Streben und Verlangen nach der preußiſchen Gränze war ebenfalls durch dieſe plötzliche, gleich beim Antritte unſerer langen Tour uns ereilende Gefahr ſehr abgekühlt. Wir gingen durch ſteten dichten Wald anſtatt ſüdöſtwärts immer weiter nach Weſten, erreichten erſt oberhalb Izum den Galgenberg, warteten hier die Nacht ab, und — gingen wieder nach Hauſe. Dieſe Tour oder dieſer Verſuch wurde kurz vor Johannis 1811 gemacht.

Anfangs lachten wir wohl dann und wann über dieſe mißlungene Reiſe; aber bald führte ſie uns doch zu ernſten Betrachtungen zurück, denn über Kurz oder Lang ſollte und mußte ſie wieder verſucht werden. Wir waren immer zur Abreiſe bereit, und doch wurde ſie von einem Tage auf den anderen weiter und weiter hingeſchoben. Eines Tages machten wir uns wirklich auf den Weg. Noch hatte ſich die Dämmerung wenig nach Oſten hingezogen, noch lag Alles in tiefem Schlafe und nicht einmal der Schall eines Trittes lenkte meine Auf-

merkſamkeit auf ſich, als wir, noch nicht fünfhundert Schritte von unſerer Wohnung entfernt, uns um die Ecke in eine andere Straße wendeten, und eine alte Frau, als wäre ſie plötzlich aus dem Boden hervorgeſchoſſen, uns entgegentrat. Wir erſchraken Beide, der Eine aus Vorurtheil, der Andere aus Furcht, ſo ſehr, daß wir nicht im Stande waren oder es nicht für rathſam hielten, ihren Morgengruß zu erwiedern. Als wir von der eminöſen Erſcheinung nichts mehr ſahen und hörten, wurde berathſchlagt, was nun zu thun ſey? Mein Wirth war bald entſchloſſen, er hielt die Erſcheinung der Alten für eine übele Vorbedeutung, und ſeine Gründe waren im Stande, ihn zu bewegen, die eben begonnene Reiſe fortzuſetzen. In manchen Körperleiden und ſo auch in vielen Seelenleiden hat Einbildung und Vorurtheil eine faſt nie ganz zu beſiegende Macht und Stärke: mochte ich auch frei von Glauben an Vorbedeutungen ſeyn, ſo hatte doch dieſe Erſcheinung ſo eigenthümlich ſtörend und hemmend auf meinen Willen eingewirkt, daß ich endlich gern dem Rathe meines Begleiters folgte und — mit ihm wieder nach Hauſe ging. Vielleicht mochte auch eine Begebenheit, welche ſich vor vielen Jahren in demſelben Eckhauſe zugetragen hatte, und welche damals noch häufig zur Sprache kam, das Ihrige gethan haben, unſere Einbildung zu ſteigern: es ſollte nämlich, wenn mein Gedächtniß ganz treu geblieben iſt, in dem Hauſe ein Jude und vor demſelben auf der Straße ſein Mörder ſpuken. Wir traten eben aus der ſchmalen Gaſſe zwiſchen der Häuſerreihe und dem hochgelegenen Michaeliskirchhofe, wo der beſagte Mörder vorzüglich ſein Weſen treiben ſollte, hinaus, als dicht an der Ecke die Alte

ver uns ſtand. Dieſer Mordſcene möge hier ein Plätzchen gegönnt werden: Vor mehren, vielleicht nur vor wenigen Jahren, hatte in dieſem Hauſe ein Jude durch die ruchloſe Hand eines Böſewichts ſein Leben verloren. Dieſer Jude ging in der Stadt hauſiren, ſelten in dem Striche, welchen er als Tagewerk ſich vorgeſchrieben hatte, ein Haus vorbei, und war deßhalb in der ganzen Stadt faſt allgemein bekannt. Durch die Güte und die große Auswahl ſeiner Waaren, durch ſein einnehmendes Weſen und ſeine allgemein bekannte Billigkeit und Rechtlichkeit war er nicht allein Jedem willkommen, ſondern er hatte auch die Aufmerkſamkeit Aller in dem Maaße auf ſich gezogen, daß ſein Nichterſcheinen zu irgend einer Zeit auch allgemein bemerkt wurde. Eines Tages war er auch, ganz wider ſeine Gewohnheit, in das graue große Eckhaus gegangen. Bereits wenige Wochen nach dieſem Beſuche wurde der Jude von Vielen vermißt: man erkundigt ſich, nirgends laufen ſichere Nachrichten ein, er iſt verſchwunden. Nach vielem vergeblichen Sinnen und Suchen gelangte man endlich doch dahin, daß der Jude in das Eckhaus gegangen, aber Keiner hatte bemerkt, daß er wieder aus demſelben zurückgekehrt ſey. Argwohn mochte bei Vielen wohl entſtanden ſeyn, aber wer konnte auf dieſen ſchwachen Grund hin als Kläger auftreten? Nach einigen Monaten, als der Jude beinah ganz vergeſſen war, mußte in dem berüchtigten Hauſe die tiefe und große Kloake gereinigt werden, und wie erſtaunte man, als man einen menſchlichen Cadaver herauszog, der nach kurzer Beſichtigung für die Leiche des Juden erkannt wurde! Jetzt wurde nicht nur der

Argwohn allgemein, ſondern man zeigte ſelbſt mit Fingern auf den Mörder und nannte ſeinen Namen auf öffentlicher Straße. Der Verdacht fiel auf einen Mann, der, glaube ich, die Stelle eines Aufſehers in dem Hauſe bekleidete und mehre Wochen während des Verſchwindens des Juden allein im Hauſe geweſen war. Von Seiten der weltlichen Gerichte war der Verdacht als ganz gegründet aufgenommen, aber wie ſollte man des vermeintlichen Mörders habhaft werden! In den meiſten katholiſchen Städten war in der Nachbarſchaft der Kirchen und vorzüglich der Klöſter ein größeres oder kleineres Gebiet, welches man „auf der Freiheit“ nannte, und wo ein jeder Verbrecher von dem weltlichen Arm nicht erreicht werden durfte. Das beſagte Haus lag auf der Freiheit des Michaelisklöſters. Dem Mörder wurde bald hinterbracht, daß er für den Urheber des begangenen Mordes angeſehen würde und daß er ſich ja hüten müßte, der Polizei in die Hände zu fallen. Der Mann verließ alſo „die Freiheit“ nicht, wiewohl er keineswegs ſich verborgen hielt, ſondern keck genug war, auf der Straße ſpazieren zu gehn, da die „Freiheit“ bis zur Mitte der Straßenbreite, bis zum Rinnſteine, ſich hinzog. So viele Mühe und Liſte einige abgeſchickte Leute anwendeten, den Mörder über die „Freiheit“ zu locken; ſo war er doch ſchlau genug, die Abſichten ſeiner Verführer zu errathen, und ſchritt daher niemals weiter vor, als er für gut fand. Endlich, nach Verlauf von einigen Monaten, wurde er doch überliſtet. Einer ſeiner Bekannten, früher ſein Freund, hatte es oft vergeblich verſucht, ihn bis an die Gränze zu leiten. Eines Ta-

gs hatte er ſich mit dem Mörder lange unterhalten, war mit ihm auf der Straße hin- und hergehend dem Rinnſteine näher und näher gekommen, und bald hatte er ihn bis dahin gebracht, wohin er ihn haben wollte. Jetzt ſchreitet er über den Rinnſtein, zieht ſeine Tabaksdoſe, bietet dem Mörder eine Priſe an, dieſer ſtreckt die Hand nach der Doſe aus, und in demſelben Momente wird er über die Gränze geriſſen. Schnell ſpringen von allen Seiten Leute herbei, der Mörder wird gebunden und dem Arm der Gerechtigkeit überliefert. Bald hatte er die That eingeſtanden. Was nachher mit ihm geſchehen iſt, weiß ich nicht.

Nach dieſem, ſo bald geſtörten Verſuche weilte ich noch einige Wochen in meiner ſtillen Kammer, aber trieb mich in der Umgegend meiner Vaterſtadt umher, bis endlich abermals in mir der Entſchluß zur Reiſe kam, Hildesheim zu verlaſſen. Dießmal ſollte der Weg, der mich glücklich von der Elbe zu meiner Mutter geführt hatte, wieder zum Rückgange gewählt werden. In zwei oder doch in drei Nächten glaubte ich die weite Strecke von achtzehn Meilen durcheilen zu können, während ich die lange Tageszeit, wenn nicht ſichere Wälder das Weiterwandern bei Tage zuließen, in irgend einem Verſtecke zubringen wollte. Gegen dieſes Unternehmen ließ ſich nichts einwenden, und die Reiſe ſollte angetreten werden. Mein lieber Wirth und Vater wollte jedoch durchaus nicht zugeben, daß ich ohne ihn die Reiſe antreten ſollte, er wollte mich begleiten, ſagte er, auch wenn es in den Tod ginge, eher ſollte ich ſeinen Augen nicht entſchwinden, als bis ich die Elbe wieder hinter

mir und das Preußiſche erreicht hätte. Was ſollte ich da machen? davoneilen und den guten Mann täuſchen, belügen und kränken? Das wollte ich nicht, das konnte ich nicht. So ſannen wir Beide auf Mittel und Wege, wie am bequemſten, ſchnellſten und ſicherſten die Elbe erreicht werden könnte.

Dritter Abſchnitt.

Reiſe nach Berlin und Aufenthalt daſelbſt.

Erſtes Kapitel.

Ankunft in Berlin.

Meine Mutter hatte noch eine Reihe von Thalern und einige Piſtolen für mich angeſchafft, von allen meinen Lieben in Himmelsthür hatte ich unter vielen Thränen Abſchied genommen, meine Reiſebedürfniſſe in ein Taſchentuch gebunden, auch Ruſt hatte ſein dürftiges Bündelchen zuſammengeſchnürt, ich dankte Mutter und Töchtern für ihre viele Liebe und Aufopferung, herzte und küßte ſie, und von den wahrhaft gutgemeinten Segenswünſchen Aller, Aller begleitet traten wir, Ruſt und ich, die Reiſe nach Berlin an. Anfangs wollten wir den allernächſten Weg einſchlagen, nämlich über Braunſchweig, Helmſtädt, Erxleben, Wollmirſtädt; aber die Gefahr ſchien doch faſt auf dieſer ganzen Tour allzugroß zu ſeyn, und wir wählten daher einen kleinen Umweg über Salzgitter nach Dorſtadt, beſonders da mir dieſer Weg von allen der bekannteſte war. Ohne den geringſten Unfall kamen wir bei hellem Tage vor Salzgitter vorbei und erreichten wohlbehalten kurz nach Sonnen-

untergang das Kloſter Derſtadt. Auch dießmal wurden wir von meinem Freunde liebevoll empfangen, und er bewilligte uns gern ein Nachtquartier.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als wir bereits die Chauſſee von Braunſchweig nach Halberſtadt erreicht hatten. Wir überſchritten ſie und verfolgten den Weg nach Schöningen. Da bisher Alles glücklich abgelaufen war, ſo wurden wir immer dreiſter und kecker, gingen ſelbſt durch Schöningen, ließen uns daſelbſt das Mittagbrod gut ſchmecken, und ſetzten dann auf der breiten Heerſtraße, unſerem Glücke wohl zu viel vertrauend, aber doch ganz glücklich und erwünſcht unſeren Marſch weiter fort. Wäre ich allein geweſen, ſo würde ich noch an dieſem Tage die Elbe erreicht haben; aber mein Reiſegefährte ermüdete mehr und mehr, und konnte endlich, wie er ſagte, nicht mehr von der Stelle kommen. Wir erreichten, noch etwa zwei Meilen von Wollmirſtädt entfernt, ein kleines Dorf, wo wir übernachteten. Am frühen Morgen waren wir ſchon wieder in ſchneller Bewegung, erreichten nach einigen Stunden Wollmirſtädt, kamen glücklich vorbei, und erblickten etwa gegen Mittag die erſehnte Elbe.

Das Ziel war erreicht, aber alle Gefahr noch keineswegs vorüber: denn auf dem Ufer der Elbe mußten wir lange warten, und kein Tag verging, ſagte uns ein alter Bauer, an dem nicht ein, auch wohl zwei und drei Strickreiter in dieſer Gegend umherſpionirten. Endlich ſtieß vom jenſeitigen Ufer ein Kahn ab, und lankete an derſelben Stelle, wo wir auf Ueberfahrt gehofft und gewartet hatten. Ich ſprang, ohne weiter irgend etwas gefragt zu haben, in den Kahn und bat um ſchnelle

Rückkehr, denn ich müßte, gab ich vor, heute noch nach Genthin und morgen bei guter Zeit wieder in Wollmirſtädt ſeyn. Nachdem noch ein Bauer, der ſich mittlerweile unſerer Ueberfahrtsſtelle mit einem Schweine am Stricke genähert hatte, ſammt Geſellſchaft an Bord aufgenommen worden war, ſpannte der Schiffer ein kleines Segel auf, der Wind blies heftig darein, und wir Vier hatten ſomit bald das jenſeitige Ufer erreicht. Hier ſtand ich nun freudetrunken auf dem rechten Ufer der Elbe, Ruſſ hatte das linke noch nicht verlaſſen, tauſend Handkuſſe wurden hinübergeworfen und endlich die letzten Abſchiedswünſche zugewinkt. Jetzt hatte ich einmal wieder das erreicht, was ich erreichen wollte: ich war wieder im Preußiſchen, war wieder frei, was wollte ich mehr!!

Langſam wanderte ich weiter und ſendete jetzt im Geiſte Blicke nach Berlin, woran ich bisher nur als an eine Nebenſache flüchtig gedacht hatte. Was wirſt du nun in Berlin beginnen, keinen Menſchen kennſt du! an keinen kannſt du dich empfehlen! Dieſe Gedanken ſtimmten mein Wonnegefühl ſehr herab, ich wurde traurig, und mißmuthiger, als ich es ſeit langer Zeit geweſen war. In dieſer Stimmung erreichte ich Burg, meldete mich daſelbſt als weſtphäliſcher Deſerteur und bat um einen Paß nach Berlin, der mir auch nach leicht beſeitigten Schwierigkeiten bald eingehändigt wurde. Als ich vor zwei Jahren in Lenzen einen Paß erhielt, war mir ein ſolches Papier ein Kleinod, ich hatte darüber eine kindiſche Freude, ich konnte meine Augen nicht davon wenden; jetzt ſah ich ihn mit finſterem Blicke an, legte ihn gleichgiltig zuſammen und ſteckte ihn in die Taſche.

In Genthin übernachtete ich. Mit dem Frühesten, ſo hatte ich mir vorgenommen, wollte ich meine Wanderung weiter fortſetzen: aber meinen Paß, der mir abgenommen worden war, könnte ich, ſo wurde mir der Beſcheid, erſt um 8 Uhr viſirt zurückerhalten. Aergerlich ging ich ſelbſt nach der Polizei und forderte meinen Paß, denn ich müßte heute noch nach Berlin, ſagte ich, und hätte ſchon über eine Stunde gewartet. „Sie können Ihren Paß noch nicht erhalten, ich darf ihn nicht viſiren und der Herr ſchläft noch," erhielt ich zur Antwort. — „So wecken Sie den Herrn doch, die Sonne iſt ja ſchon lange aufgegangen!" rief ich dem Sekretär entgegen. — „Das darf ich nicht," ſagte der Geheimſchreiber, „und thät' ich's, ſo würden uns Beiden alle Donnerwetter und der Teufel ſelbſt über den Kopf fahren!" — „Na, über meinen gewiß nicht," ſagte ich, „und Sie ſind zum Teufelholen noch zu jung, wecken Sie ihn nur." — „Ich darf nicht, ich thu es nicht," und damit ſetzte ſich der Schreiber an den Schreibtiſch, ſchrieb weiter fort und kümmerte ſich um mich nicht. Schon hatte ich mich auf den Weg begeben und wollte ohne Paß weiter gehn: aber da machten meine Füße Bedenklichkeiten, zur Reiſe ſchlecht eingerichtete Schuhe hatten hier und da wunde Stellen verurſacht. Müßte ich unterweges übernachten, dachte ich, ſo würde man mich ohne Paß vielleicht nicht aufnehmen; ich wartete daher, bis der Polizeirath, oder was er ſonſt für einen Titel hatte, ſich aus ſeiner Gemächlichkeit erhoben. Kurz nach 8 Uhr war der Herr aufgeſtanden, und bald nachher, als ich mein viſirtes Papier eingeſteckt hatte, ſchlug es neun! Nunmehr endlich wanderte ich weiter.

In dem Walde von hier nach Plaue holte ich eine Geſellſchaft ein, beſtehend aus drei Männern und einem Mädchen. Ich hörte von ihnen, daß ſie ſämmtlich nach Berlin zu reiſen in Thätigkeit waren, ich nahm daher wohlgefällig die Aufforderung auf, mich ihnen anzuſchließen, und wir waren alſo jetzt unſeret Fünf. Gegen Mittag etwa erreichten wir Plaue. Wir kehrten nicht fern von der Havel in ein Wirthshaus ein und forderten Mittageſſen. Auf die Frage, was es gäbe? hörte ich, daß die Leute uns mit Fiſchen aufwarten konnten, und ich beſtellte daher Fiſche, ein Gericht, was ich ſeit mehr als zwei Jahren nicht gegeſſen hatte. Wie erſtaunte ich, als mir meine Lieblingsſpeiſe vorgeſetzt wurde: kleine Plötzen, Rothaugen, Braſſen ſchwammen oder lagen in einer braunen Brühe, worin noch eine Maſſe kugeliger Körner, welche ich bald für Nelkenpfeffer (engliſches Gewürz) erkannte, noch ganz gebliebene oder aufgelöſte Zwiebelſcheiben und kleine Stücken Brod Aufnahme gefunden hatten. So ein Gericht war mir noch nicht vorgekommen! oft, ſehr oft zwar hatte ich Fiſche gegeſſen, aber von gekochten Fiſchen hatten noch nicht einmal meine Ohren etwas vernommen! Anfangs wollte ich nicht daran; da ich aber ſah, daß Andere ſich die ſonderbare Braunbierſuppe mit Fiſchen wohlſchmecken ließen, ſo wagte ich es und legte Hand ans Werk, und fand, daß das Gericht viel beſſer ſchmeckte, als es ausſah. Nach eingenommenem Diné bezahlten wir unſere Zeche, promenirten, d. h. etwas ſchnell, weiter, erreichten Brandenburg, das Städtchen Werder, ſchifften hier glücklich über die Havel, gingen bei dem Entenfange vorbei, durch den anmuthigen Wald und hatten bald die wahr-

haft großartigen Anlagen des alten Fritzen zur Linken, erreichten das fromme ſtille Potsdam, gingen hindurch und ſoupirten nach Untergang der Sonne vor dem Berliner Thore in dem „Schwarzen Bären.“ Ob das Diniren und Soupiren wohl beſſer bekommt und beſſer ſchmeckt, als Mittag- und Abendbrod zu ſich nehmen? Du armes Bon jour! dich haben ſie weggelacht und weggebiſſen, deine maltraitirten Verwandten: öng oder auch ün, döe, troä, katter, auch kater, zenk u. ſ. w. ſpielen noch die Feinen bei dem Billardſpiele, und jeder feine Handwerksgeſell, Handlungsdiener, Geheim-Sekretär, geheimer und nicht geheimer Hofrath, Schulmeiſter und wie die tauſend anders Titulirten immerhin bekomplimentirt werden, Alle, Alle ſchämen ſich, die deutſchen Zahlwörter auszuſprechen, die Zahlwörter ihrer kräftigen Mutterſprache, ſie maltraitiren deine Vettern, und dich haben ſie weggebiſſen! du biſt fort! du armes Bon jour! Ungebildeten Schuhknechten, dickfäuſtigen Schmiedeknechten, klobigen Stellmachern und Zimmerleuten und Volk ähnlichen Gelichters verzeiht man wohl das Deutſchzählen (d. h. das Vernünftigſeyn), man ſieht ja den Meiſten gleich an, zu welchem Schlage von Menſchheit ſie gehören; aber Männer, die eine höhere Bildung genoſſen haben, d. h. die leſen und ſchreiben können, die Regeldetri durchgemacht und ſchon mehr als einmal davon gehört haben, daß es einen Magister matheseos in der Welt giebt, ſolche Männer dürfen ſich nichts vergeben, die dürfen ſich nicht gegen den feinen Ton verſündigen, die ſollen nicht allein gelehrt und anſtändig ſeyn, ſondern auch gelehrt und anſtändig ſcheinen! Du lieber Gott! bewahre doch deine Menſchenköpfe, daß ſie nicht

ganz hirnlos werden! Wenn doch in den höheren deutschen Kreisen der menschlichen Gesellschaft — wenn nicht etwa darin die französische Sprache zur Umgangssprache gewählt worden ist, — bei den überaus vielen Spielen die deutsche Sprache auf- und angenommen werden möchte, wie bald würden das französische Zählen, die französischen Kunstausdrücke: kater a mehn ꝛc. aus den niederen Gesellschaften verschwinden! Das Beispiel höherer Personen hat eine gewaltige Rückwirkung im Bösen wie im Guten! Sonderbar aber, daß das Dinren und Soupiren sich nicht ausdehnt, zurückwächst, sich veräsielt und seine Zweige über die mittlere Kasse der Menschheit ausbreitet, es weilt nur in den höchsten Räumen: noch habe ich niemals gelesen, wenigstens weiß ich's nicht, daß jemals ein König, ein Herzog, ein Fürst gegessen hätte!

Als wir gegessen und unsere Zeche bezahlt hatten, verfügten wir uns, da uns die Wahl freigestellt worden war, nach dem Heuboden. Das war nun Alles wohl recht gut; aber der Tag war zum Ersticken heiß gewesen, hatte die Ziegelsteine fast glühend gemacht, und den Heuboden so eingeheizt, daß wir glauben konnten, als wir in der etwas abgekühlten Luft aufwärts gestiegen waren, wir kröchen in einen großen Backofen. Manche von uns schliefen ein, so wie sie sich oben hingestreckt hatten, ich konnte theils vor Hitze nicht einschlafen, theils hinderten mich die Schmerzen an meinem Fuße daran. Endlich machte ich mir dicht vor der Luke ein Heulager zurecht, das Mädchen folgte meinem Beispiele, und wir Beide lagen nun halb auf dem Boden, halb im Freien.

Endlich kam der Morgen des 11. Augusts 1811

heran, und wir begaben uns auf die Reise nach Berlin. Nur langsam konnte ich weiter schreiten, die Schmerzen an meinem rechten Hacken machten beinah das Gehen unmöglich; meine Begleiter hatten eben keine Eile, sie gingen langsam, wie ich, und wir blieben also beisammen. Auf diesem Wege erst kam es zur Sprache, wo Jeder sein Absteigequartier nehmen wollte. Ich meines Theils hatte die Absicht, mir wieder bei den guten Leuten in der Siebergasse Unterkommen zu erbitten; doch dieser Entschluß wurde dadurch geändert, daß ein Mann von meiner Begleitung zu mir sagte: „Kommen Sie mit mir! Alle Jahr reise ich wenigstens einmal von Jerichow nach Berlin, und da logire ich denn immer in der Fischerstraße bei der Wittwe Mohr, es ist eine gute Alte, Sie werden es gut bei ihr haben“ Ich folgte dieser Aufforderung, wurde freundlich aufgenommen, und fand, daß es gut war.

Zwei Schneidergesellen fand ich bereits vorräthig bei der Mohr, wir waren also nun unser vier Schlafburschen beisammen. Unsere Wohnung zeugte eben von Reichthum und Wohlhabenheit nicht, sie bestand aus einer Stube und einer kleinen Kammer: gerade der grauen oder schwarzen Stubenthür gegenüber — genau ist mir die Farbe nicht in der Erinnerung geblieben, — stand ein großes hoch aufgeschwollenes Bett zur Aufnahme für die Mohr und für ihre majorenne Tochter, zwischen den beiden Fenstern war einem viereckigen Tische, dem an Sonn- und Feiertagen eine runde Gestalt gegeben wurde, unter einem kleinen Spiegel hart an der weißgrauen Wand sein Platz angewiesen, zu desto größerer Bequemlichkeit standen hier und da noch: ein

Rohrſtuhl für die Wirthin, zwei Bretſtühle, eine kleine Holzbank und ein langer, oben flacher Koffer, worin die unreine Wäſche Aufnahme fand. Die kleine länglich-viereckige Kammer hatte ein kleines, über Mannshöhe hinaufgerücktes Fenſter, die Stubenthür nahm die Mitte der einen Wand ein, gegenüber hatte ein zweiſchläfriges Bette, dicht unter dem Fenſter, die ganze Breite des Schlafgemaches eingenommen, von deſſen Kopf- und Fußende ſtreckte ſich beiderſeits ein ſchmäleres Bett bis dicht an die Wand neben der Kammerthür, kurz die drei Betten nahmen vollkommen den Raum ein, kein Daumenbreit war übrig. Vor dem größeren Bette ſtand ein Bretſtuhl, in der Mitte noch ein anderer, welcher der freien Paſſage nicht wenig hinderlich war. So war meine neue Wohnung; man wird ſich nach der Beſchreibung wohl ſo halbwege ein treues Bild davon verſchaffen können. In dieſem Raume und unter dieſen Menſchen lebte ich eine Zeitlang ziemlich froh und in Ruhe und Frieden.

Dreizehn Tage hindurch hatte ich mich auf den Straßen Berlin's ganz zwecklos umhergetrieben, als der hohe Feſttag, der Stralauer Fiſchzug wiederkehrte. „Da müſſen Sie hin, da werden Sie ſtaunen und ſich freuen, ſo was giebt's in der Welt nicht mehr!“ ſagten meine Hausgenoſſen, und ich begab mich auf den Weg nach Stralau. Ich ging nach dem Frankfurter Thore, und da es ein warmer heiterer Tag und zumal ſchon etwas ſpät am Nachmittage war, ſo hatte ſich eine Menſchenmaſſe zuſammengefunden, wie ich ſie bis dahin noch nicht geſehn hatte. Hingeſtreckt auf die grüne Matte lagen Tauſende von Männern, von Frauen und von Kindern,

bunt und verworren durcheinander, Kreiſchen, Schreien, Lachen und Schimpfen gab ein ſo durchdringendes Geſchwirre, welches faſt betäubend war und über eine Viertelmeile von dem Schauplatze durch die Lüfte drang. Hüpfen, Gehen, Laufen, Rennen, Wanken, Taumeln, Herzen, Drücken, Küſſen, Prügeln, Balgen, Walzen gaben zuſammen ein ſehr eigenthümliches bewegliches Bild zurück, das mich beinah ſchwindlich machte. Hierzu kam noch das mannigfach modulirte Ausrufen und Ausſchreien von Wurſt und Birnen, das Qualmen der Fleiſch-, Wurſt-, Kaffee- und Kartoffel-Töpfe, die ungeheuren Haufen aufgeſchütteten Obſtes u. dgl. m., daß mir vor all' dieſem Geſchwirr, Geklirr und Wirrwarr angſt und bange wurde; ich kaufte mir daher, um doch etwas zu dem allgemeinen Jubel beigetragen zu haben, einige Paar Bratwürſtchen oder, um verſtändlicher zu ſeyn, Saucißchen, eine Semmel dazu, verzehrte Beides mit geſegnetem Appetite und — ging wieder nach Hauſe. Heut zu Tage ſieht man am Fiſchzugstage wohl noch viele Menſchen; aber ſo eine Menſchenmenge, wie ich damals beiſammen ſah, habe ich niemals vor dem Frankfurter Thore, kaum in Stralau ſelbſt und in Treptow wieder geſehn! Warum? „Ah, es wird doch immer gemeiner, zu gemein, man muß ſich ſchämen, wenn honette Leute erfahren, daß man dort geweſen iſt! man trifft auch nur Bürgers- und Bauersleute, Soldaten, Geſellen und Dienſtmädchen an!" O! Gemach! Ihr feinen Leutchen, thut doch nicht gar zu groß! Leſ't den Donquixot und laßt Euch von Sancho Pillen geben! Wenn Ihr ſie noch nicht kennt, ſo will ich Euch eine davon eingeben: Sancho war, hinter Donquixot auf

einem hölzernen Eſel reitend hoch in die Lüfte bis zur Feuerregion empor geſtiegen, und kam endlich ſo ziemlich mit einem blauen Auge davon und wieder zur Erde zurück. Auf Befragen der Herzogin, wie groß ihm die Erde geſchienen, antwortet er: „Klein, klein, nur wie ein Hirſekorn groß!“ und die Menſchen? „und die Menſchen darauf wie Haſelnüſſe!“

Meine Kaſſe gab täglich aus, nichts nahm ſie ein, kein Wunder alſo, daß ihr Inhalt immer geringer wurde und mir nicht wenige Beſorgniß machte. Vielen hatte ich bereits den Auftrag gegeben, mir, möge er beſtehn, worin er immer wolle, aber doch für mich geeigneten Verdienſt zu verſchaffen. Mehre Wochen vergingen, ohne daß meine Ausſichten ſich im Geringſten günſtiger geſtellt hatten. Endlich gelang es einem Schneidergeſellen, mich bei ſeinem Meiſter unterzubringen. Freudig eilte ich zu dem Schneider und machte mit ihm den mündlichen Contract ab, daß ich ſeine nette zwölfjährige Tochter zweimal zwei Stunden wöchentlich unterrichten, und ſie im Leſen, Rechnen, Schreiben, in der Geographie und Geſchichte und hauptſächlich im Franzöſiſchen vervollkommnen ſollte, dieß waren alſo meine übernommenen Pflichten; dagegen übernahm der Schneidermeiſter die Verpflichtung, mir, wenn ich zu ſeiner Zufriedenheit ſeine Tochter weiter brächte, an jedem Sonnabend 6 Münzgroſchen auszuzahlen, darauf könnte ich mich verlaſſen. Der Anfang war alſo gemacht; das Mädchen lernte leicht und gut, und ich erhielt regelmäßig am Sonnabend 6 Münzgroſchen. Wie könnte ich auch mehr verlangen, als 1½ Groſchen für die Stunde; erhielt doch ein Schneidergeſell, wenn er eine Stunde über

ſein Tagewerk, und in dringlichen Fällen zwei, drei Stunden mehr arbeitete, für jede Stunde nur 1½ Groſchen mehr!

Zweites Kapitel.

Das Studentenleben vergeht nicht Jedem in Luſt und Freude.

Es begab ſich in dieſer mageren Zeit, daß unſere Wirthin ihre Wohnung verlaſſen und eine andere aufſuchen mußte. Sie hatte bald eine, unſeren beſcheidenen Wünſchen und Zwecken entſprechende Räumlichkeit aufgefunden. Am 3. October bezogen wir unſere neue Wohnung in der alten Roßſtraße Nr. 8 auf dem Hofe in der Bel-Etage; jedoch nicht die ganze Etage nahmen wir ein, ſondern nur die etwas größere Hälfte. Dieſe beſtand aus einem finſteren, ſehr kleinen Entrée, in welchem auch der Feuerheerd hatte Platz nehmen müſſen, aus dieſem Raume gelangte man durch Vermittelung eines geringen Druckes auf eine Klinke in die geräumige Stube, und hieraus ſeitwärts mit derſelben Leichtigkeit in die Kammer. Hätte unſere neue Wohnung nicht um den angegebenen Entrée an Größe zugenommen, ich hätte in die Verſuchung kommen können, zu glauben, daß unſere alte Wohnung mit uns zugleich aus der Fiſcherſtraße ausgezogen wäre, ſo täuſchend ähnlich waren Stube und Kammer, und hierzu kam noch, daß dem geſammten Ameublement genau wieder dieſelbe Stelle angewieſen werden war. Wer von den mir bekannten oder befreundeten Leſern vielleicht auf den Einfall kommen ſollte, meine damalige Wohnung einmal in Augenſchein zu nehmen, dem ſage

ich, er unterdrücke nur diese Wünsche, ich kann sie ihm nicht zeigen, diese Wohnung, sie ist nicht mehr! Nur die Brandmauer zeigt noch die Spuren, woran das Gebäude sich in seinem hohen Alter lehnte.

Die kleinere Hälfte unserer Etage bewohnte eine sehr alte Matrone mit ihrer alten Tochter, und eine Prediger-Wittwe, die bei ersterer in Schlafstelle lag. Auch diese Dame war dem Ende der ersten Hälfte eines Jahrhunderts schon nahe, aber sie hatte noch eine Lebenslust und eine Regsamkeit, wie ein junges munteres Mädchen. Es währte nicht lange, so hatte ich mit dieser Bekanntschaft gemacht, und ihr meine dürftige Lage offenbart. Sie ernährte sich mit Nähen und übte diese Kunst unter Anderen auch in der Br. Straße bei einem Polizei-Commissarius aus. In der Mitte des Octobers bereits fügte es sich, daß dieser Herr eines Schreibers benöthigt war; die Wittwe H. schlug mich zu diesem Posten vor, und — ich wurde als geheimer Privat-Secretair auf- und angenommen. Wie viel Lohn ich hier für mein vieles Schreiben erhielt, weiß ich nicht mehr; so viel ist mir aber in der Erinnerung geblieben, daß mein Salar für eine Stunde Schreibens noch geringer war, als mein Honorar bei dem Schneider.

War der Verdienst auch noch so gering, so machte er doch weniger Ausgabe aus meiner Kasse nöthig, und ich lebte so dürftig, als es irgend mit der Gesundheit verträglich war. Bloß um kümmerlich mein Leben weiter zu bringen, war ich aber nicht nach Berlin gekommen, sondern ich wollte allerdings meinen Unterhalt verdienen und hierdurch in den Stand gesetzt werden, mich zu einem tüchtigen Thierarzt ausbilden zu können. Zu

dieſem Ende ging ich nach der Thierarzneiſchule und bat den Direktor Naumann und den Profeſſor Reckleben um freie Collegia, und dieſe Herren waren ſo gütig, ohne Weiteres meine Bitte zu erfüllen. In die Zahl der Königlichen Eleven konnte ich, ich weiß nicht mehr [illegible], nicht aufgenommen werden, ich blieb alſo, wie ich war, ein Fremder in Berlin, und mußte vor wie nach eine Aufenthaltskarte bezahlen. Zu dieſer Zeit hatte ich das Glück, zu erfahren, daß an die neu gegründete Univerſität auch ein Hildesheimer berufen war. Noch heute wirkt dieſer hochgeachtete Mann in voller Rüſtigkeit auf Katheder und Kanzel. Zu dieſem meinen Landsmanne begab ich mich, bat, daß er mir durch ſeine Vermittelung gratis eine Matrikel verſchaffen möchte, und noch an demſelben Morgen gelobte ich unter dem Rektorate Fichte's in die Hand des ſtellvertretenden Rektors Schmalz, daß ich den Geſetzen und meinem gewählten Berufe getreu mich zu einem tüchtigen Arzte heranbilden wollte. Bereits den folgenden Tag erhielt ich gratis meine Matrikel, meine Karte, und ich war nunmehr ein Studiosus medicinae. Das war eine Freude! ich ſtand nun nicht mehr allein, ſondern ich hielt mich für ein Mitglied einer groſſen Geſellſchaft. Wohl hundertmal las ich in den erſten Wochen meine Matrikel durch, wiewohl ich nach einigem Durchleſen ſie ſchon auswendig wußte, ich konnte mich nicht ſatt daran ſehn! Gleich nach dem Empfange des geliebten Papiers wurde dieſes wichtige Ereigniß, dieſer wichtige Schritt auf meiner Lebensbahn meiner über Alles geliebten Mutter mit den beredteſten Worten berichtet.

Nun war eine wichtige Frage zu beantworten: wel-

chen Namen und Inbegriff wirſt du dir zuerſt erklären laſſen? Ich las am ſchwarzen Brette ſo viele Namen, die mir unbekannt waren, ja wovon meine Augen bisher noch nichts geſehn, meine Ohren noch nichts gehört hatten, wie ſollte ich da wählen können? Fragen mochte ich nicht, denn ich glaubte, daß Alle, welche am ſchwarzen Brette Auskunft ſuchten, in der Hauptſache ſchon damit bekannt wären, was ſie ſuchten, ich mochte alſo meine Unkunde nicht verrathen, das ließ mein Stolz, meine falſche Scham nicht zu. Fragte ich auch den und den Studenten mit einer Miene, die ſo gelehrt als möglich zurecht gerückt war, hier und da nach, ſo wurde ich doch durch keine Antwort ſicherer gemacht, ja einige Muſenſohne ſahen mich ſo verächtlich an, daß ich aus ihrem Geſichte die Antwort leſen konnte: Du gehörſt zu unſerer Gilde nicht! Wie ſollten auch dieſe unerfahrnen Söhne in meiner Hülle einen Studenten vermuthen: denn ich trug eine graue Mütze mit dicker blauer Verbrämung, einen grünen, durch ſein Alter ehrwürdigen Ueberrock, eine geſtrickte carirte Weſte, ebenfalls geſtrickte braune Hoſen, deren Beinlinge unten mit Bändern zugebunden waren, und meine Füße nahmen ein Paar, wie für die Ewigkeit gearbeitete Schuhe in ſicheren Schutz: wie konnten ſo die unerfahrnen Muſenkinder in mir einen Studenten vermuthen? Die Straßenjungen, die in manchen Stücken vielen Tact und viele Erfahrung haben, erkannten mich ſchon bei meinem Einzuge in Berlin, denn ein paarmal ſagten ſie laut: „des is en Student!“ In der That haben die meiſten Gymnaſiaſten, wenn ſie nach der Univerſität abgehen, einen großen Mangel an Kenntniß von dem Getriebe

der Mitwelt, Praktiſch-Nützliches haben ſie wenig oder gar nichts davon in ihrem Kopfe! Wie ſoll das auch anders ſeyn: ſie kennen und können nur Griechiſch und Lateiniſch, ſie bewegten ſich im Geiſte 6, 8, 10 Jahre in einer Zeit, die vor zwei oder drei Jahrtauſenden Gegenwart war, wie ſoll ihnen die Mitwelt anders, als etwas Trivialiſches erſcheinen! Was das Auffallendſte einem und jedem Beobachter ſeyn muß, das iſt der übermächtige Stolz, den dieſe angehend-praktiſchen jungen Leute mit nach der Univerſität bringen! Kein Wunder! ſie haben ihre Lexica ſo ziemlich im Kopfe, verſtehen das, was ſie in den Autoren leſen, leicht und nach ihrer Meinung vollkommen, ſie erblicken ſich alſo auf der höchſten Stufe menſchlicher Bildung, denn ſie haben das, was als Ausweis dafür gilt, vollkommen inne, ſie betrachten dieſe Sprachen nur als abgeſchloſſenes Ganzes, damit ſind ſie vertraut, von dem Geiſte, der in einer Sprache weht, der einer unendlichen Auffaſſung und Anſchauung fähig iſt, haben ſie noch keine rechte Ahnung, wie ſollen ſie da nicht ſtolz ſeyn!? Nach der Univerſität gehen ſie nur, um zu vernehmen, wie man ſein Brod verdient.

Ich kann eine Obſervanz, oder wie ich ſonſt dieſen Gebrauch nennen ſoll, in dem Getriebe unſerer Schulen hier nicht unerwähnt laſſen: Hat ein Jüngelchen im Gebiete der Gelehrſamkeit ſich ſo weit forſchend umgeſehn, daß er für fähig erklärt wird, nun auf eine höhere Stufe, Tertia genannt, treten und ſeine Blicke darauf weiterhin ſenden zu können: ſo unterdrückt jetzt der väterliche Lehrer ſein vertrauliches Du, er nennt nun den Jungen „Sie!“ Wer mag dieſe Unregel — ich will nicht ſagen Unſinn, wenn ich auch keinen vernünf-

tigen Sinn darin entdecken oder auch nur errathen kann, — wohl erſchaffen und eingeführt haben? Der Lehrer ſoll, nach meiner Meinung, in der kurzen Zeit, die ihm in der Schule zur Thätigkeit angewieſen iſt, nebenbei auch Vater, auch Erzieher ſeyn, und nicht bloß Dreſſeur! Und wenn dieſe Meinung, ich ſollte es denken, die richtige iſt, wer wird da noch das „Sie" vertheidigen können? Jedoch — ich ſchreibe hier ja meine Lebensbeſchreibung, — auf lange Erörterungen habe ich mich niemals, oder doch niemals gern, einzulaſſen, und ich ſage daher nur, wenn ich Kaiſer wäre, ſo dürfte in meiner Monarchie, die Univerſität abgerechnet, kein Lehrer ſeinen Schüler mit „Sie" anrufen oder auffordern. Schreiber dieſes ſind in ſeiner langen Schul-Praxis zwei ſonderbare Fälle ziemlich gleicher Art vorgekommen. Ich beſuchte dann und wann einen Meiſter, der mehre Geſellen hatte, und unter mehren anderen Lehrlingen auch einen ehemaligen langjährigen Schüler von mir: der Meiſter nannte mich „Sie," ich den Meiſter „Du;" der Meiſter und die Geſellen, wie gebräuchlich und natürlich, nannten den Lehrjungen „Du," ich ihn „Sie!"

Nach vielem Denken und Ueberlegen kam ich doch endlich zu dem ganz richtigen Gedanken: wer was lernen will, muß von vorn anfangen, und ſo nahm ich mir denn vor, in dem laufenden Winter die innere Struktur des Menſchen- und Pferde-Körpers kennen zu lernen. Zu dieſem Ende ſtudirte ich die Knochenlehre bei Knape und Reckleben, hörte die Anatomie bei Rudolphi und übte mich praktiſch auf der Thierarzneiſchule im Anatomiren.

Mit dieſer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung wollte

der große Zeitaufwand, den das Secretariat bei Sp. forderte, nicht convenirten und harmonirten: ich zog daher vor, diesen, doch nur interimistischen, Posten aufzugeben. Der Wittwe H. gelang es, mir anderweitig Verdienst zu verschaffen, und besseren und einträglicheren, als mir der verlassene Posten spendete. Auf dem Cölnischen Fischmarkte wurde für zwei Mädchen ein Lehrer für das Französische verlangt; die H. schlug mich vor, und ich erhielt diesen Unterricht: 4 Stunden wöchentlich, und jede Stunde wurde mit 2 Groschen Courant honorirt. Durch dieses glückliche Ereigniß stolz gemacht, bat ich den Schneider um Erhöhung meines Lohnes; aber der Meister wollte durchaus nicht über das Honorar eines Schneidergesellen hinausgehn, und ich kündigte ihm daher meinen Posten auf. Mutter und Tochter baten den Vater und mich, daß wir uns vergleichen möchten; jedoch der Vater wollte nun einmal nicht zulegen, und ich unter 2 gute Groschen keine Stunde geben, und so kam es, daß ich den Unterricht, obgleich die Mutter versprach, daß sie, wenn sie konnte, das Fehlende zulegen wollte, dennoch aufgab. Nach Neujahr erhielt ich, ebenfalls wieder durch Vermittelung der Prediger-Wittwe, noch zwei einträglichere Stunden auf der Schloßfreiheit bei einem Weinhändler, nämlich für jede à Groschen Cour. Hier hielt ich mich schon für vorzüglich honorirt und dachte, wenn das so fortgeht, so kannst du bei deinem Studiren selbst noch reich werden; aber es ging nicht so fort, was ich hatte, behielt ich, es kam nichts dazu, und mit einem Gulden wöchentlich mußte ich mein Leben durchfüttern. Eine trübselige Zeit für mich! Anfangs aß ich alle Mittage etwas Warmes: das konnte ich aber

nicht ausführen, ich wechſelte daher ab, aß alſo in zwei Wochen ſiebenmal zu Mittage; da jedoch auch dieſer Aufwand für meine Einnahme ſich zu groß auswies, ſo wurde mein Magen wöchentlich nur zweimal mit etwas Warmen erfreut. Oft, ſehr oft habe ich gehungert! wie manchen Morgen ſtand ich hungrig auf und legte mich Abends hungrig wieder zu Bette! Um Brod bitten konnte ich nicht, und wie ſüß ſchmeckte doch oft ein Stück hartes trocknes Brod!

So ſtark und rüſtig auch mein Körper war, ſo konnte er endlich doch den Einwirkungen dieſer Lebensart nicht ganz widerſtehn: nach und nach fand ſich ein Drücken in der Herzgrube ein, welches immer mehr und mehr zunahm, und endlich ſo auf mich einwirkte, daß ich alle Tage zu ſterben wähnte; kurz, ich war total hypochondriſch geworden.

In dieſer Lage und in dieſem Zuſtande war ich, als der Frühling des Jahres 1812 eintrat. In den Oſterferien erbat ich mir unentgeldliche Collegia: Phyſiologie bei Rudolphi, Zoologie bei Lichtenſtein und Botanik bei Wildenow, und that nirgends eine Fehlbitte. Die Naturgeſchichte griff ich mit wahrem Feuereifer an, vorzüglich die Botanik. Da ich von Ein- oder Auflegen der Pflanzen noch nichts wußte, d. h. noch nichts davon gehört hatte, ſo ſammelte ich doch auf Excurſionen Pflanzen, freute mich außerordentlich darüber, daß der Profeſſor für jedes Gewächs einen lateiniſchen Namen gleich bereit hatte, ſchrieb ſorgfältig und eifrig die Namen auf Zettel, befeſtigte dieſe an die Pflanzen und kam ſo mit einem ganzen Armvoll belaſtet fröhlich nach Hauſe. Das Bild der Pflanzen war bald eingeprägt und noch leichter die

die Namen gefaßt. Um mich noch mehr zu üben, ging ich allein denselben Weg, wo ich auf der Excurſion meinen Vorrath eingeſammelt hatte, und begrüßte eine jede mir bekannte Pflanze laut mit ihrem lateiniſchen Namen. Wildenow äußerte einmal auf der Excurſion: „Jeder Botaniker muß auf jeder Stelle, wo er ſich etwa hinlegt, alle Pflanzen und Pflanzentheile, klein oder groß, auf den Blick erkennen und benennen können.“ Das ſollſt du auch lernen, dachte ich, und — ich hatte es in zwei Jahren, mit weniger Ausnahme, auch dahin gebracht.

Ein trauriges Ereigniß, was mich tief ergriff, drohte meinen Lerneifer gänzlich zu unterdrücken: Wildenow ſtarb! Jetzt hatte ich Keinen, den ich um Rath fragen konnte! Meine Geſundheit, die immer mehr und mehr abnahm, erhielt durch dieſe Trauerkunde noch einen gefährlichen Schlag; ebenfalls ſehr niederdrückend war es für mich, daß meine Bekleidung endlich in einen ſolchen Zuſtand gerieth, daß man mich eher für einen Bettler als für einen Studenten halten mußte, nur meine gewaltig langen Haare, die mehr als eine Handbreite über die Schultern hinabwallten, ſprachen noch einigermaßen für letzteren. Ein, in der Hauptſache geringfügiger, aber in ſeiner Nachwirkung wichtiger Umſtand war dieſer: An dem Begräbnißtage Wildenow's gab ich früh Morgens franzöſiſchen Unterricht. Der Weinhändler fragte mich, ob ich denn nicht den großen Botaniker mit zur Ruhe begleiten wollte? Auf meine Bejahung ſagte er: „Da brechen Sie den Unterricht ab, es iſt ſchon ſpät, eilen Sie nach Hauſe und kleiden Sie ſich um!“ Bei dieſen Worten ſtürzten mir die Thränen aus den Augen,

ich ging ins Freie und weinte bitterlich! Länger als ein halbes Jahr hindurch iſt mir hierauf kein Tag vergangen, an dem ich nicht Thränen vergoſſen hätte! Gegen dieſe eherne Zeit war der verborgene Aufenthalt in Hildesheim gelben!

Das Studium in der Botanik konnte bald wieder fortgeſetzt werden, Rudolphi übernahm einſtweilen den Unterricht, und ich ſetzte mit allem Eifer das Begonnene fort. Hier fand ſich Gelegenheit für mich, näher mit Rudolphi in Verbindung zu treten, was auch geſchah, indeß nur ſcheinbar zu meinem Vortheile, in der That aber, wie es ſich nachher auswies, zu meinem Nachtheile. Ich klagte ihm auf Excurſionen einigemal mein Seitendrücken. Anfangs ſchien er mich nur zu bedauern; jedoch er erkannte die Urſache meines Leidens und ſuchte, ſey es nun aus Mitleiden dazu bewogen, oder weil ich bei meinen raſchen Fortſchritten ihm was Ausgezeichnetes zu werden verſprach, nach Möglichkeit zur Linderung deſſelben beizutragen. Einmal nahm er mich mit auf ſeine Stube, ließ ſich mit mir über verſchiedene Gegenſtände in ein Geſpräch ein, wobei er ſich großen Theils, um mich auch von dieſer Seite zu prüfen, der lateiniſchen Sprache bediente. Ich hatte in früherer Zeit faſt täglich die lateiniſche Sprache redend üben und über ein Jahr hindurch allen Unterricht in dieſer Sprache anhören müſſen, er fand mich daher, wie es ſchien, zu ſeiner Freude, gewandt genug, wiewohl ich keineswegs ſo überaus fertig ſprach, wie er ſelbſt. Als ich weggehen wollte, überreichte er mir fünf Thaler, welche ich nicht annehmen zu dürfen glaubte; jedoch als er ſagte, ich ſollte das Geſchenk annehmen, als wenn es aus den Händen

eines Vaters käme, so weigerte ich mich weiter nicht mehr, und nahm unter dankenden Worten mit dankbarem Herzen das Geschenk in Empfang. Einige Wochen nachher besah ich die Gegenstände auf dem anatomischen Museum, Rudolphi erschien ebenfalls daselbst, erblickte mich bald, erklärte mir mehre Präparate, darauf gingen wir Beide in den weiten Räumen auf und ab, er schlug seinen Arm über meine Schultern und das Gespräch nahm eine sehr vertrauliche Wendung, bis er endlich mir das Versprechen gab, er wollte sich meiner annehmen und zu meiner Unterstützung mir monatlich sechs Thaler geben. Zweimal nur erhielt ich von ihm dies väterliche Geschenk, dann zog er sich von mir eine Zeitlang fast ganz zurück und bot mir seine Unterstützung mehr an. Der Beweggrund zu dieser Sinnesänderung lag offenbar in dem Umstande, daß ich den Hülfswissenschaften der Medizin viel mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmete, als meinem Brodstudium selbst.

Verlor ich durch die Weise, wie ich mein gesammtes Studium trieb, auf der einen Seite, so gewann ich wieder auf einer anderen dadurch: ich wurde mit dem Professor L. bekannt. Ich klagte diesem Herrn einmal meine Leiden — die Hypochondristen sprechen von Nichts lieber, als von ihren Leiden, — und fragte zugleich, ob ich wohl an einem Anfange von Nervenfieber litte, worauf ich zur Antwort erhielt: daß ich hypochondrisch sey, daß ich mir viele Geschäfte und Bewegung in freier Luft machen müsse. Das that ich ohnehin schon, mehr als ich vielleicht hätte thun sollen: aber dennoch folgte ich diesem Rathe und lief fast jeden Nachmittag nach Steglitz, auch bis Zehlendorf, nach dem Grunewald, nach

Spandau, nach Köpnick u. ſ. w. in verhältnißmäßig kurzer Zeit hin und zurück: ich weiß, daß ich einmal von der Neuſtraße nach Köpnick und zurück noch nicht volle drei Stunden zugebracht hatte. Mochte dieſe ſtarke Bewegung gegen meine Kränklichkeit immerhin ein wirkſames Mittel ſeyn, ſo linderte ſie doch meinen Zuſtand keineswegs, ſondern ſie ſchwächte mich noch mehr, da der Hauptgrund zu meiner Hypochondrie und Melancholie in meiner äußerſt dürftigen Nahrung lag.

Einmal ſagte mir der Profeſſor L., ich möchte am Nachmittage doch zu ihm kommen, was ich natürlich gern that. Das Geſpräch wendete ſich bald auf meine kümmerliche Lage, und ich erhielt das Verſprechen, daß der Herr ſein Mögliches thun wollte, um mir beſſeren Verdienſt zu verſchaffen. Bei meiner Entfernung händigte er mir ein großes Packet ein, mit den Worten: „Sie werden davon Gebrauch machen können.“ Neugierig und freudig eilte ich nach Hauſe, öffnete das Packet, — es enthielt einen Ueberrock, der mir ſo genau paßte, als hätte ihn der Schneider für mich gemacht. Sie verzeihen mir, innig verehrter Herr Geheime-Rath, daß ich hier Ihre damalige Güte gegen mich erwähne, ich konnte ſie nicht gut verſchweigen. Auch glaubte ich, daß es Ihnen nicht unangenehm ſeyn werde, wenn ich dem Drange meines Herzens folgte und Ihnen nach 29 Jahren für ein Geſchenk, was in Wahrheit dringend Noth that, noch einmal meinen herzlichen Dank ausſpreche und wenn ich öffentlich betheure, daß ich für dieſe und noch für viele andere Thaten Ihrer Wohlgewogenheit und Liebe gegen mich bis ans Ende meiner Tage dankbar ſeyn werde! Ich kann es hier

ebenfalls nicht unterlaſſen — vielleicht trete ich auch Ihrer Beſcheidenheit etwas zu nahe, jedoch die Sache und Lage war doch nun einmal nicht anders, — auch Ihnen, Herr Inſpector N. für die unzähligen Beweiſe Ihrer Liebe und Freundſchaft gegen mich herzlich zu danken! Sie kannten mein trübſeliges Leben von Allen am beſten, Sie wußten, in welcher Dürftigkeit und unter welchem Drucke der Verhältniſſe ich meine Studien verfolgte! Wohl hat Berlin wenige Studenten gehabt, denen es ſo kümmerlich gegangen iſt, als mir, vielleicht keinen! Wiſſen Sie noch, mit welcher Zartheit Ihre verſtorbene Frau mir zwei neue Hemden überreichte? Ich weiß es noch, als wäre es heute geſchehen, mein Dank dafür ſtirbt nur mit mir!

Durch Empfehlung des Profeſſor L. erhielt ich in der Breiten Straße wöchentlich ein- auch zweimal freien Mittagstiſch, wofür ich an denſelben Tagen einen kleinen lieben Jungen, Hans, in den Anfangsgründen zu unterrichten hatte. Jedesmal ging ich, an Leib und Seele geſtärkt, faſt heiter nach Hauſe. Ich ſehnte mich recht nach dieſem Tage und nach der Geſellſchaft dieſer braven Leute. Hätte ich bitten können — aber das konnte ich damals noch nicht über mich gewinnen, dazu war ich noch zu ſtolz in meiner Armuth! — vielleicht würden mir mehre ähnliche Stellen verſchafft worden ſeyn, und ich hätte dann kummerlos meine Studien verfolgen und mich zu einem tüchtigen Arzte heranbilden können.

In dieſer für mich kummervollen Zeit drohete ein Ereigniß mit großer Gefahr: die Franzoſen und einige Truppen des Rheinbundes näherten ſich Berlin. Was

ſollte ich thun? in Berlin bleiben? Aber wenn Weſtphalen hier einrücken, wie leicht wirſt du entdeckt werden und dann iſt dein Tod gewiß! Nach Hildesheim eilen? Recht gern, aber was da wieder beginnen? Willſt du deinem jetzt kränklichen Körper alle Bewegung rauben, ſo biſt du eben ſo ſicher bald eine Leiche, als wenn dich die Kugeln der Weſtphalen treffen. So und auf ähnliche Weiſe ging ich mit mir einige Tage zu Rathe, bis ich endlich zu dem Entſchluſſe kam, ein nicht zu weit von Berlin entlegenes Städtchen zu meinem Aufenthaltsorte zu wählen. Hiergegen fanden ſich aber bald Gründe genug: denn womit ſollte ich mich da ernähren? hatte ich doch in Berlin ſo viel, daß ich nicht ganz verhungerte, was ſollte ich mich muthwillig in eine noch ſorgenvollere Lage ſtürzen? Ich vertraute hier auf mein früheres Glück, blieb in Berlin, und die, einige Male nicht geringe Gefahr ging glücklich vorüber.

Gegen Ende des Sommers erhielt ich noch in zwei Häuſern Unterricht im Franzöſiſchen, ſo daß meine geſammte Einnahme 5 Thaler monatlich bereits überſtieg. Das war nun zwar recht gut: aber der Zeitaufwand, den ich dem Unterrichte widmen mußte, that meinem Studium großen Abbruch, und ich konnte daher in jedem Semeſter nur wenige Collegia beſuchen. In dem folgenden Winter hörte ich: Arzneimittellehre bei Hufeland I., Pathologie bei Hufeland II., Phyſiologie bei Horkel, Zoologie bei Lichtenſtein. Auch einen Vortrag über Chirurgie wollte ich hören, aber meine Bitte um Erlaß oder Stundung des Honorars wurde geradehin abgeſchlagen. Als ich dem Herrn, meine Bitte wiederholend, ſagte, daß noch kein Profeſſor mir meine Bitte

abgeschlagen hätte, so entgegnete er: „Da bin ich also der Erste, der sie Ihnen abschlägt! Wer studiren will, muß Geld haben!“ dabei machte er die Stubenthür auf und entließ mich.

Zwei Söhne hatte ich zu unterrichten, deren Eltern äußerst fromm waren, aber doch fromm thaten. Alle Sonntage besuchten diese Leute den Gottesdienst bei Jänicke, und, wollte ich ihre Gewogenheit nicht verscherzen, so mußte auch ich nach der Böhmischen Kirche wandern. Das that ich nun zwar keineswegs ungern: denn einmal waren Jänicke's Predigten originell, und seine Worte drangen aus vollem warmen Herzen hervor, und dann hielt ich diesen Seelsorger für einen, in jeder Hinsicht hochwürdigen Mann. Sagte ich zu Hause von diesem Manne irgend etwas Rühmliches aus, wußte ich sehr viel aus der letzten Predigt den Leuten zu wiederholen, o, da drückten mir beide Eltern dankend die Hand und — ließen mir dann fast jedesmal die Wohlthat zukommen und nahmen mich mit an ihren Tisch. Das war nun Alles recht gut, auch die Leute waren recht gut, ich achtete sie sehr, ein frommer Sinn gefällt jedem wahrhaft gemüthlichen Menschen; desto mehr aber mißfällt die Frömmelei, und sie verdient auch das Mißfallen, die Verachtung eines jeden rechtlichen Menschen. Ob sich mit der Frömmigkeit aber folgende Behandlung verträgt, möchte ich bezweifeln. Der Winter war sehr kalt, meine Bekleidung gewährte mir immer weniger Schutz dagegen, ich wünschte daher noch einen Rock und neue Beinkleider zu besitzen. Ich bat den Herrn, daß er mir durch seine Vermittelung Tuch verschaffen möchte, und sagte, ich wollte den Betrag dafür nach und nach abverdienen.

die Anfertigung der Kleider würde ich ſelbſt übernehmen. Ich erhielt zur Antwort: „Was wollen wir hier das theure Tuch kaufen! ich reiſe bald nach der Frankfurter Meſſe, da erhalte ich es viel wohlfeiler. Haben Sie ſo lange gewartet, ſo können Sie auch noch etwas länger warten!“ Was ſollte ich thun? ich mußte in den Vorſchlag eingehn. Die Meſſe war vorbei, und ich erhielt mein Tuch. Freudig eilte ich zu einem Schneidergeſellen und übergab demſelben das Tuch zur Anfertigung meiner Kleider. Auf deſſen Frage, wie theuer das Tuch wäre? nannte ich den Preis: „drei Thaler koſtet die Elle!“ „Ja der Mann toll!“ ſagte der Geſell, „das Tuch iſt kaum anderthalb Thaler werth!“ Ich ſetzte einigen Zweifel in dieſe Taxe, ließ mir daher ein Stück abſchneiden, ging damit in einen Tuchladen, bat die Leute daſelbſt um gefällige Angabe des Preiſes, und erhielt den Beſcheid: „mehr als 1 Thaler 16 Gr. iſt es nicht werth!“ Ich ſchüttelte zweifelnd den Kopf; und als ich ſagte, daß ich 3 Thaler für die Elle gegeben hatte, nahm ein anderer Kaufmann das Wort: „Da ſind Sie ſchändlich betrogen! für 1 Thaler 16 Gr. würde ich es Ihnen beſſer gegeben haben.“ War das nicht ein frommer Mann, der einem ſo armen Menſchen, wie ich damals war, ſo übervortheilen konnte? Auf meine Vorwürfe verſchwor der fromme Mann, ſo zu ſagen, ſich hoch und theuer, daß er keinen Vortheil bei dieſem Kaufe gehabt hätte; er konnte alſo auch lügen! Alſo lügen, betrügen, zu Hauſe ſingen und beten, und alle Sonntage nach der Kirche gehn, heißt fromm ſeyn! Es wurde mir immer weniger heimiſch in dieſem Hauſe, ich wollte es verlaſſen, aber wie dann meine Schulden

bezahlen? Ich blieb daher, bis endlich ein Vorfall das gute Vernehmen ſtörte und ich das Haus meiden mußte. Eines Sonntags waren wir nach der Kirche gegangen. Jamcke predigte von den Wundern Jeſu und wußte die Begebenheit ſo herzlich den Gläubigen auseinander zu ſetzen, daß die meiſten weinten. Auch ich hatte recht aufmerkſam zugehört; als aber der wirklich fromme Prediger in ſeinem Eifer rief: „alſo die Blinden wurden ſehend, die Tauben hörend und die Lahmen ſprangen wie die Böcke, ich wollte ſagen, wie die Hirſche!“ konnte ich das Lachen nicht unterdrücken. Die Leute, in deren Nachbarſchaft ich ſtand, ſahen mich mit ergrimmten Blikken an, und — ich ging aus der Kirche. Noch an demſelben Tage erhielt ich einen Brief von dem frommen Manne, daß ich ſeine Wohnung nicht wieder betreten ſollte! Ich habe nach und nach ſeine Auslage und ſein Sündengeld ihm ehrlich gegeben.

Im Verlaufe des Winterſemeſters war ich ſo glücklich, mir die Gewogenheit Rudolphi's wieder zu erwerben. Er redete mich eines Tages an, fragte, wie es ginge? er erhielt die reine Wahrheit zur Antwort, und ſagte hierauf: „Wir wollen einmal ſehn, was ſich thun läßt.“ Bald darauf erhielt ich eine interimiſtiſche Anſtellung beim anatomiſchen Theater, wurde zugleich an den öffentlichen Tagen Aufſeher bei der anatomiſchen Sammlung, und erhielt dafür monatlich 10 Thaler aus der Univerſitäts-Kaſſe. Jezt hatte ich gewonnen, oder glaubte es doch. Meine Privatſtunden mußte ich ſämmtlich aufgeben und konnte es.

Jezt war es mir möglich, eine regelmäßige Lebensweiſe zu führen, ich aß doch wenigſtens alle Tage zu

Mittag: aber deſſen ungeachtet blieb mein Körper nach wie vor kränklich. Bald wurde dieſes, bald jenes Mittel zur Abhulfe angewendet, aber alle vergebens; ja, mein mißlicher Geſundheitszuſtand ſchien noch mehr zu- als abzunehmen.

Von Oſten her wurden die Nachrichten immer günſtiger, ſo ſehr auch die großſprecheriſchen Zeitungsartikel dagegen deklamirten; die Franzoſen wurden immer mehr weſtwärts getrieben oder gedrängt, bis ſie endlich alle aus Rußland verjagt waren. Noch war eine anſehnliche Armee in und bei Stettin, auch in Berlin waren noch einige Tauſend Mann bereit, einen leichten Angriff der ruſſiſchen Feinde abzuwehren, als bereits einige Hundert Mann Koſaken Berlin erreicht hatten. Ich eilte nach dem Prenzlauer Thore, und ſah auf dem Windmühlenberge eine Anzahl ruſſiſcher Freunde zum Angriff aufgeſtellt, näherte mich den Koſaken, der kommandirende Offizier kam auf mich zu, fragte nach verſchiedenen Sachen, ich gab, ſo weit ich konnte, Auskunft, eilte nach der Stadt zurück, um einiges Nähere zu erfahren und dem Offizier berichten zu können. Als ich auf dem Schloßplatze ankam, ſprengten bereits zwei Koſaken über den Platz, der eine von der Breiten Straße, der andere von der langen Brücke her. Etwa 50 Mann Franzoſen waren hier dicht beim Schloſſe aufgeſtellt, der eine Koſak, ſcheinbar ſehr betrunken, ſprengte auf ſie zu, ſie machten Platz und der Ruſſe enteilte. Auch über den Dönhofsplatz ſprengte mit vorgeſtreckter Pike ein Koſak mitten durch ein Bataillon Franzoſen, ohne daß dieſe im Geringſten Miene machten, den kühnen Aſiaten aufzugreifen. Ich eilte wieder nach dem Thore zurück,

ſah jedoch die Koſaken nicht mehr. Am anderen Tage fand ich auf der Anatomie den Leichnam eines Ruſſen, ſein Kopf war von einer Kugel mitten durchbohrt, aus dem Fenſter der Kaſerne in der Neuen Friedrichsſtraße hatte man auf ihn geſchoſſen. Einen ſchöneren und kräftigeren Körper konnte man ſo leicht nicht finden! Seine Muskeln waren außerſt dick, ſo zart und ſo lieblich anzuſehn, daß Einige von uns auf den Einfall kamen, einmal zu verſuchen, wie Menſchenfleiſch ſchmeckt. Auch ich war nicht abgeneigt, dieſen Verſuch mitzumachen, jedoch er unterblieb.

Einige Zeit nachher rückten von Stettin aus die Franzoſen in Berlin ein. Wohl wußten ſie, daß ſie hier nicht von Freunden umgeben waren: ſchon hatte der Aufruf des Königs: „An mein Volk!“ die Herzen der Preußen durchdrungen, das ſah man ihnen an, ſchon erblickte man hier und da die Berliniſche Jugend mit dem grünen Jägerrocke geſchmückt auf den Straßen, ſchon näherte ſich eine größere Abtheilung Ruſſen der Hauptſtadt Preußens, Gründe genug für die Fremdlinge, auf ihrer Hut zu ſeyn. Nur hier und da waren ſie, jedesmal in großer Zahl, einquartiert, die größte Maſſe lagerte auf dem Opernplatze und in der ganzen Ausdehnung unter den Linden. Hier und da waren Kanonen aufgepflanzt, unter anderen auch auf der ehemaligen Hundebrücke, da, wo jetzt die prächtige Schloßbrücke über die Spree geſpannt iſt, ſtand ein Zwölfpfünder, mit der Mündung nach dem, ehemals fälſchlich ſo genannten, Luſtgarten gerichtet, bereit, jeden Franzoſenfeind niederzuſchmettern. Ein junger freiwilliger Jäger in ſeinem Ornate ging über die Brücke und nahm

ſeine Richtung nach dem Schloſſe hin, als auf der Brücke ein Tumult und Lärm entſtand: der Bombardier, wie ich erfuhr, hatte ſeine Kanone auf ihn gerichtet, war im Begriff, abzufeuern, als er, von den Bürgern umringt, ſammt der Kanone in die Spree geworfen wurde. Das Letztere habe ich nun zwar nicht geſehn, wiewohl ich auf dem Schloßplatz ſtand, ſo viel kann ich aber verſichern, daß ich, als ich von der Urſache des Getümmels hörte und ſchnell nach der Brücke eilte, die Kanone daſelbſt nicht mehr ſah. Alle Thore Berlins waren verrammelt, Alles war ruhig in der Stadt, Freund und Feind harrte der nächſten Zukunft entgegen, der Eine in ſicherer Hoffnung, der Andere in Furcht und Verzweiflung. Eines Morgens in aller Frühe hörte ich, die Ruſſen näherten ſich von Reinickendorf her Berlin. Ich eilte nach dem Oranienburger Thore, fand daſſelbe bereits frei und geöffnet, und den Vortrab der Ruſſen in der Friedrichsſtraße, während noch nicht alle Franzoſen die Stadt verlaſſen hatten. Dieſe ſuchten hierauf in aller Eile das Weite zu gewinnen, eine Abtheilung lief nach dieſem, eine andere nach jenem Thore; in dem Halleſchen Thore hatten ſie ſich ſelbſt den Ausgang verſperrt, viele Zeit hatten ſie zu verwenden, durch Wegräumen der Barrikaden ſich einen freien Ausgang zu verſchaffen, was ihnen doch noch gelang, ehe ſie von den Ruſſen eingeholt wurden. In der Nachbarſchaft von Steglitz wurden ſie jedoch von den Koſaken erreicht und ziemlich hart begrüßt.

Jetzt war Berlin von den Franzoſen befreit und mit Ruſſen gefüllt, die aber bald nach ihrer Ankunft wieder weiter vorrückten. Eine große Anzahl verſchiedener Truppen hatten wir hier anzugaffen und anzuſtaunen: ge-

wandte Koſaken in mannigfach verſchiedener Bekleidung. Baſchkiren und Kirgiſen mit Pfeil und Bogen in der Hand, und auf dem Rücken mit einem langen, reichlich mit Pfeilen gefüllten Köcher; Kalmücken und Burâten mit ihren kleinen Augen u. ſ. w. An einem Tage war in dem Luſtgarten eine bedeutende Abtheilung Kalmücken in Reihe und Glied aufgeſtellt, ich muſterte ſie von einem Ende bis zum anderen: alle hatten daſſelbe Geſicht, alle beinah dieſelbe Größe, alle daſſelbe Alter, und doch ſtand an dem einen Ende, wie mir ein Ruſſe ſagte, der Sohn bei ſeinem Vater! Ob andere unvermiſchte Nationen eben ſo viele Aehnlichkeit unter einander haben? Ich ſollte denken, ja! Aber haben dieſe Leute doch verſchiedene Merkmale genug, daß Hunderte, Tauſende ſicher unterſchieden werden können? Ganz gewiß! nur wir können ſie nicht unterſcheiden, wir haben dieſe Art des Sehens nicht gelernt! Alles Sehen muß gelernt werden! wer ſich nicht im Sehen übt, wird nicht das Sehen lernen. Behauptete doch einmal ein Schweinehirt, mais sans comparaison! daß keine Thierart auf der Erde mehre Merkmale hätte und leichter von einander unterſchieden werden könnte, als eben die Schweine.

Freute ich mich über die bunten Schaaren der Ruſſen auch noch ſo ſehr, war auch jetzt alle Hoffnung vorhanden, daß ich bald einmal wieder, und zwar frei nach Hildesheim eilen und meine liebe Mutter umarmen konnte; ſo war es doch finſter und trübe in meinem Geiſte, ich wähnte, alle Tage ſterben zu müſſen, die Hypochondrie war mir über den Kopf gewachſen, und ſo kam es denn, daß ich an dem allgemeinen Kampfe für Freiheit und Recht keinen Theil nahm. Machte ich mir

über meine Saumſeligkeit auch dann und wann Vorwürfe, ſo wußte ich dieſe ſtets mit meiner Kränklichkeit zu entkräften, ja ich ſagte auch wohl zu mir: wenn Jeder erſt den Franzoſen ſo vielen Schaden wird gethan haben, wie du ihnen zugefügt haſt, ſo werden ſie wohl zur Ruhe verwieſen ſeyn: kurz, ich wurde nicht Soldat, blieb in Berlin und tröſtete oder beruhigte mich damit: daheim ſind auch Menſchen nöthig!

Eines Tages ſagte Rudolphi zu mir: „Der Profeſſor Levezow iſt bei mir geweſen, er ſucht einen Lehrer in der Naturgeſchichte für die Plamannſche Lehr- und Erziehungsanſtalt, ich habe Sie vorgeſchlagen, gehn Sie hin und ſprechen Sie mit ihm.“ Je mehr, deſto beſſer! dachte ich, ging zu Levezow, wurde von ihm Plamann empfohlen und erhielt in der Naturgeſchichte zwei Stunden wöchentlich. Ich erſtaunte, als mir nach Verlauf eines Monates für jede Stunde ein halber Thaler ausgezahlt wurde! Machte mir dieſer Unterricht auch Anfangs viele Mühe, ſo brachte er doch viel ein, und ich ertheilte ihn gern, zumal, da ich über Gegenſtände zu ſprechen hatte, womit ich mich am liebſten beſchäftigte. Bald erhielt ich noch zwei Stunden, bald darauf wieder noch zwei, und ich hatte alſo monatlich von Plamann 12 Thaler zu beziehn. Jetzt erforderte der Unterricht einen großen Aufwand von Zeit, einen größeren, als ich zu vergeben hatte. Rudolphi erkannte dieſen Uebelſtand bald, ſagte mir, daß ich nicht mehr als zwei Stunden in der Anſtalt unterrichten müßte und dürfte, und, als ich dennoch den ganzen Unterricht beibehielt, äußerte er in eindringend verweiſendem Tone: „Zweien Herren kann man nicht dienen! Sie müſſen den Unterricht

ganz aufgeben!“ Was ſollte ich thun? Ich hatte es nach und nach gelernt, mehr Geld als ſonſt auszugeben, die beſſere Nahrung, welche ich zu mir nahm und nehmen konnte, hatte ſehr vortheilhaft auf meinen Körper eingewirkt, die Hypochondrie verlor immer mehr an Kraft und ſchien bald gänzlich beſeitigt zu ſeyn: ſollte ich da 12 Thaler monatlich aufgeben, wieder in meine Dürftigkeit zurückkehren, wieder die überaus läſtige Kränklichkeit in ihrer vollen Stärke über mich kommen laſſen? Das wollte ich nicht; ich behielt den Unterricht bei!

In dieſer Zeit wüthete das Nervenfieber in Berlin auf eine ſehr beunruhigende Weiſe. Die Tochter der Wittwe Mohr erkrankte, mehre Andere in der Behauſung kränkelten auch: ich dachte daher, bleibſt du hier in dieſer Wohnung noch länger, ſo wirſt du ebenfalls angeſteckt, und was ſoll dann aus dir werden. Die Hypochondrie, die in der That noch nicht ganz geheilt war, ſteigerte meine Aengſtlichkeit, ich ſuchte eine andere Wohnung auf, fand dieſe bei einem bereits befreundeten Studenten E. (jetzt Profeſſor in Kaſan), am Dönhofsplatze in der Kommandantenſtraße, und ſchon am Abend war ich mit ſämmtlichen Mobilien eingezogen. Wir bewohnten hier zwei Stuben in dem dritten Stockwerke (zwei Treppen hoch), hatten Jeder einen Schreibſekretair und eine Kommode, vier Stühle, einen großen Sofa, ganz vorzügliche Betten, und gaben dafür monatlich ſieben Thaler! Wie verſchieden iſt dieſe geringe Zahlung von der heutigen, ungeheuer geſteigerten Miethe! Späterhin koſtete dieſe, ganz eben ſo möblirte Wohnung neunzehn Thaler!

Eines Tages, es war im Auguſt, hatten wir beiden

Stubenburſchen mit noch einigen anderen Studenten verabredet, eine kleine Reiſe zu machen und einige Tage in Freienwalde zu verweilen. Von Seiten der Plamannſchen Anſtalt war der Reiſe kein Hinderniß entgegen, indem ich für die anderweitige Beſetzung zweier Stunden geſorgt hatte; von dem Profeſſor mir Urlaub zu erbitten, hatte ich vergeſſen, vielleicht auch dieſe Bitte für überflüſſig gehalten, da in dieſer Zeit für die anatomiſche Sammlung wenig oder gar nichts zu thun war. Fünf Tage hatte ich mit meinen Freunden in Freienwalde fröhlich durchlebt, und am ſechsten ging ich wieder nach Berlin zurück. Bei meiner Zurückkunft nach Hauſe wurde mir ein Billet eingehändigt, deſſen Inhalt mich, gleich nach meiner Ankunft, zu dem Profeſſor R. forderte. Ich eilte hin, wurde mit einem Strom von Vorwürfen überſchüttet: Er hätte es immer gut mit mir gemeint, ſagte R., er glaubte Dankbarkeit von meiner Seite verdient zu haben, und ich hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, ihn um Urlaub auf ein paar Tage zu bitten, das könnte er mir nicht verzeihen! Er wollte jetzt ſeine Hand ganz von mir zurückziehen; auch hätte er bereits Schritte gethan, daß mir fortan mein Gehalt nicht mehr ausgezahlt würde! Ich bat flehentlich um Verzeihung, ſagte, daß ich ihm immer dankbar ſeyn würde, daß ich Alles anwenden wollte, um ſeine Zufriedenheit wieder zu verdienen: Alles half nichts, ich hatte ſeine Gewogenheit verloren und — habe ſie mir nie wieder erwerben können! Hätte ich den Unterricht bei Plamann aufgeben wollen, ſo würde ich vielleicht ſeine Zuneigung wieder gewonnen haben; denn dieſe Weigerung war hauptſächlich die Veranlaſſung des

Zwie-

Zwiespalts. Er hatte meine Verbindung mit Plamann geschlossen, und diese wurde wieder die Lösserin des Bandes zwischen ihm und mir! Ein harter Schlag für mich! fast die Hälfte meiner monatlichen Einnahme hatte ich verloren!

Bald darauf kam ich mit dem Professor L. noch naher in Verbindung und erhielt durch dessen Güte für Arbeiten in dem zoologischen Museum einen Verdienst, der den verlornen beinah ersetzte, also in Geldangelegenheit konnte ich den herben Verlust wohl verschmerzen. In anderer Hinsicht jedoch war der Verlust mir von großem Nachtheile, er entfernte mich immer noch mehr von dem Studium der Medizin: denn ich gab nun bei Plamann wöchentlich 6 Stunden, auf dem zoologischen Museum arbeitete ich täglich wenigstens zwei Stunden, die Naturwissenschaften wurden daher, anstatt sie Hülfswissenschaften seyn sollten, fast alleiniger Zweck. So gern ich mich mit Thier- und Pflanzenkunde beschäftigte, so gereichte mir diese Beschäftigung doch keinesweges zur Beruhigung, wenn ich in die Zukunft blickte: wie wenige Menschen, dachte ich, ernährt die Naturwissenschaft und wie viele die Medizin! Was sollte ich jedoch beginnen? die Naturwissenschaft ernährte mich jetzt, sie verschaffte mir monatlich zwanzig Thaler, die Medizin brachte mir zur Zeit noch gar nichts ein, Hülfe hatte ich von keiner Seite zu erwarten, also mußte ich die Sache lassen wie sie war.

Bei dieser oft wiederholten Ueberlegung mit mir selbst fiel mir einmal der Gedanke ein: du sollst den Fürst-Bischof von Hildesheim, einen sehr wohlthätigen Mann, um Unterstützung auf zwei Jahr bitten!

Der Gedanke gefiel mir, ich freute mich darüber so sehr, als wenn ich schon im Besitz eines ansehnlichen Stipendiums gewesen wäre. Hier war nun noch zu bedenken, was wohl besser seyn möchte: sollte ich an den Fürsten schreiben, oder ihm meine Bitte mündlich ans Herz legen? Da hatte ich nun nicht lange zu überlegen und zu wählen, andere Rücksichten gaben bald den Ausschlag: ich wollte nach Hildesheim eilen.

Drittes Kapitel.

Reise nach Hildesheim und wieder zurück nach Berlin.

Die Feinde waren auf den meisten Punkten zurückgedrängt, alle Städte, die Festungen abgerechnet, waren von Franzosen und Franzosenfreunden gesäubert; ich glaubte also ohne Hinderniß und ohne alle Gefahr die Reise zu meiner Mutter unternehmen zu können. Meine Stunden in der Plamannschen Anstalt hatte für die Zeit meiner Reise mein Freund E. übernommen, auch der Professor L. gab mir nicht nur gern Urlaub, sondern schrieb mir auch ein Zeugniß über meine gesammte Führung, von dem ich mir nicht wenige Wirkung versprach. Auf diese Weise waren die Schwierigkeiten, die mich allenfalls nach meiner Rückkunft erwarten konnten, beseitigt, der Schneider, mein Wirth, hatte mich mit sehr feinem Gewande angethan, und so, wie ein stattliches Herrchen ausgeschmückt, wanderte ich zum Thore hinaus. Mit großer Gewalt zog es mich nach Hildesheim, mit schnellen Schritten eilte ich weiter, und am Abend des zweiten Tages schon lag ich in den Armen

meines Freundes W. in Alt-Haldensleben. Wir legten uns Beide in ein Bett. Er ſchlief bald ein, meine Augen wollte der Schlaf nicht zudrücken; denn theils dachte ich mit großer Sehnſucht nach Hauſe, theils ſcheuchte auch der laute Ton einer Flötenuhr, die den Marſch, welcher auf die Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten componirt worden war, auf eine mich tief ergreifende Weiſe ſpielte, den Schlaf von mir.

Am frühen Morgen ſchon ſetzte ich meine Reiſe fort, eilte durch Erxleben nach Helmſtädt, von da nach Königslutter und erreichte den Scheppenſtädter Thurm, als es bereits anfing dunkel zu werden. Nachdem ich einige Stärkung zu mir genommen hatte, ſetzte ich meinen Marſch weiter fort. Immer heller und heller wurde es über Braunſchweig, ſchon gaben die Wolken den Schein zurück, und endlich war die Gegend in ein Flammenmeer verwandelt, es hatte den Anſchein, als wenn ganz Braunſchweig in Flammen ſtand. Als ich näher gekommen war, erkannte ich den Grund dieſer glänzenden Erſcheinung: die Braunſchweiger hatten ihre Häuſer auf eine höchſt brillante Weiſe, mithin ganz Braunſchweig illuminirt. Wem zu Ehren oder um welchen Tag zu feiern dieſe glänzende Illumination veranſtaltet worden war, habe ich entweder nicht erfahren oder vielleicht auch vergeſſen. Ich war ſehr ermüdet, als ich in Braunſchweig ankam, ging daher in den erſten Gaſthof, den ich antraf und kümmerte mich um die Illumination nicht viel. Am frühen Morgen war ich bereits wieder auf den Beinen, ging durch Braunſchweig und traf hier auf dem „Bohlwege“ eine arge Zerſtörung an. Die Braunſchweiger hatten alles Mögliche aufgeboten, um ihre Häu-

ſer aufs Glänzendſte auszuſchmücken, kein Haus, kein Fenſter war ohne Kerzenflammen, nur ein großes Haus in dieſer Straße war nicht illuminirt, an keinem ſeiner Fenſter brannte ein Flämmchen. Es war von einer Creatur, wie geſagt wurde, von einem Günſtlinge des Königs Hieronymus bewohnt, der es nicht für gut befunden hatte, da noch keineswegs der große Kampf ausgekämpft war, mit in die allgemeine Freude einzuſtimmen; oder ſein Benehmen war eine Art von Dankbarkeit, denn er hatte das ſchöne Gebäude von ſeinem geliebten Könige als Gnadengeſchenk erhalten. Dieſe finſtere Stelle in der langen Flammenwand konnte den Braunſchweigern nicht gefallen, ſie ärgerten ſich darüber, ſie empörten ſich, wollten in den Pallaſt eindringen und wahrſcheinlich das ganze Gebäude demoliren. Die Bewohner hatten jedoch von dieſer Abſicht frühzeitig Kunde erhalten, die große ſtarke Hausthür verriegelt und verrammelt, und die Meiſten waren ſo mit heiler Haut davon gekommen. Das Straßenpflaſter in der ganzen Länge des Gebäudes war aufgehoben und durch die Fenſter geworfen, nicht nur keine Scheibe eines Fenſters war ganz geblieben, ſondern den meiſten fehlten auch die Fenſterkreuze. In dem etwas hohen Erdgeſchoſſe waren alle Sachen zertrümmert, auch der Ofen war niedergeſchmettert, was, wie es mir ſchien, auch in der zweiten Etage der Fall geweſen war. Tauſende von Menſchen mußten hierbei behülflich geweſen ſeyn, denn noch nicht der zehnte Theil der Steinmaſſe war nöthig, um an dem Hauſe dieſelbe Zerſtörung anzurichten, alſo jeder Vorübergehende hat es wohl nicht unterlaſſen können, zu der allgemeinen Zerſtörung ſchadenfroh das Seinige beizutragen.

Einige Menſchen ſollten auch in den vorderen Räumen, wie mir erzählt wurde, ſchwer verletzt worden ſeyn. So groß war die Freude, ſo groß die Rache!

Auf dem Wege nach Hildesheim hatte ich Gelegenheit, alle Wege und Stege in Augenſchein zu nehmen, alle Wirthshäuſer zu beſuchen, die ich als Gefangener berührt hatte, hier trat die Vergangenheit mit ihren Erlebniſſen erſt recht deutlich vor meine Seele, hier fühlte ich erſt recht, daß ich ein freier Mann war. Die Erinnerung an überſtandene Beſchwerden und Gefahren iſt ſchön!

Noch ſtand die Sonne hoch am Himmel, als ich das liebe Hildesheim erreichte. Das war eine Freude! Zuerſt beſuchte ich meinen lieben Ruſt, wollte hierauf noch vor meiner Weiterreiſe Auguſten guten Abend wünſchen, konnte jedoch ihre Wohnung nicht auffinden, ging ohne Weiteres aus dem Thore und hatte nach Verlauf einer halben Stunde bereits meine liebe Mutter geherzt und geküßt.

In Himmelsthür beſuchte ich einige Bekannte, auch einen Förſter, bei dem unter anderen Fragen und Erzählungen auch die Rede auf den Paß kam, und ich erfuhr, daß ich denſelben auf dem Rathhauſe in Hildesheim vorzeigen müßte. Ich hoffte dabei nichts Gutes, ich fürchtete nichts Schlimmes, ich that alſo, was mir gerathen worden war, ging nach dem Rathhauſe und zeigte meinen Paß vor. Als der Maire meinen Namen geleſen hatte, wurde er betroffen, ſah mich mit durchdringenden Blicken an, las noch einmal meinen Paß, ſah mich noch einmal an, und ging nach einer anderen Stube. Nach vielleicht einer Viertelſtunde kam

er wieder zurück, ich heftete einen ſcharfen Blick auf ihn, er maß mich mit den Augen vom Kopf bis zu den Füſſen, ſetzte ſich und fragte mich dann: „Sind Sie denn der Ruthe, der bei Lutter am Barenberge einen Gensdarm aufgehängt hat!“ Ich wußte nicht, ob ich lachen, ob ich ſtaunen ſollte. „Eine ſonderbare Frage,“ entgegnete ich, „eine arge Deutung und Verdrehung der Thatſache! Ich bin zwar der R., welcher am Barenberge bei Lutter den Gensdarmen entſprang und entlief, aber aufgehängt habe ich keinen. Wenn ſo etwas in der That von mir behauptet und geglaubt worden iſt, ſo hat man doch ſicher zweierlei nicht bedacht: denn erſtens gehört zu dem Aufhängen Zeit, die ich nicht hatte, und zweitens hätte der andere Gensdarm doch dabei ſtehen und zuſehen müſſen, da ſein College dicht an der Chauſſee aufgehängt gefunden worden iſt.“ Ich erzählte nun dem Maire den ganzen Verlauf der Sache, was ich ſelbſt geſehn und was ich in Salzgitter gehört hatte; nichts deſto weniger ſchüttelte er bedenklich den Kopf, er war von meiner Unſchuld nicht überzeugt worden, denn die von mir verübte That wäre mit klaren Worten in den Acten aufnotirt. Ich erwiederte: „Was ich geſagt habe, iſt die reine Wahrheit, was in den Verhandlungen über meine Flucht angegeben, iſt erlogen! Die Gensdarmen haben mir in der That viele Keckheit, Gewandtheit und Stärke zugetraut!“ — „Das haben ſie auch,“ entgegnete er, „und Grauſamkeit noch dazu“ — „Wenn das iſt,“ nahm ich wieder das Wort, „ſo müſſen ſie mir doch auch viele Dummheit zugetraut haben, denn wenn ich einmal den Gensdarm hätte ermorden wollen, ſo konnte ich ja dieſe That auf eine leichtere und ſchnellere

Weiſe ausüben.“ — „Das iſt aber noch nicht Alles,“ nahm der Maire wieder das Wort, „Sie ſollen auch bei Harſum in dem kleinen Eichenwalde einen Gensdarm ermordet haben: er hatte einen Piſtolenſchuß durch die Backen erhalten und einen Dolchſtich ins Herz.“ Ich wies dieſe Verläumdung zwar mit Verachtung zurück, konnte jedoch keine Gegenbeweiſe aufſtellen, und der Maire ſchien weder das Eine noch das Andere zu glauben. „Sie haben den Brigadier mit Hülfe einiger anderen Deſerteurs bei der Trölfe (oder Trilke, einem Vorwerke nicht fern von Hildesheim) auf eine grauſame Weiſe durchgepeitſcht.“ — „Das iſt wiederum erlogen, denn als der Gensdarm zwiſchen der Trölfe und Neuenhof auf eine wirklich grauſame Weiſe ausgehauen wurde, ſaß ich in dem Gefängniſſe zu Braunſchweig, das mußten ja die Gensdarmen wiſſen, oder ſie konnten es doch leicht erfahren.“ — „Aber woher wiſſen Sie denn von dieſer rohen Behandlung Alles ſo genau?“ — „Der Vorgang wurde mir, als ich wieder nach Hildesheim zurückgekehrt war, mit allen ſeinen Einzelheiten erzählt.“ — „Sind Sie denn nach Ihrer Flucht wieder hierher gekommen? Das iſt nicht möglich!“ — „Ja! und nicht allein dieß, ſondern ich habe mich auch, mit geringer Unterbrechung, zwei Jahre hindurch hier, in der Stadt ſelbſt, aufgehalten.“ — „Da müſſen Sie hexen können!“ ſprach der Herr, ſtand auf, legte meinen Paß zur Seite und entließ mich.

Ich wunderte mich ſehr über die vielen Neuigkeiten, welche ich hier gehört hatte, wußte nicht, was ich davon denken ſollte, und fühlte mich doch nicht ganz wohl dabei! Was werden die Rathsherren dir für Hin-

derniſſe in den Weg legen können, dachte ich, deinen Paß werden ſie dir ſchon wiedergeben. Dachte ich aber in die Vergangenheit zurück, ſo ſchauderte mir die Haut: welche Behandlung würde ich erlitten haben, wenn ich wieder in die Gewalt der fürchterlichen Gensdarmen gefallen wäre! Geärgert hatte ich mich über dieſen ſonderbaren Auftritt eben nicht, aber noch weniger gefreut.

Um Freude zu finden, wollte ich jetzt Freunde und Freundinnen beſuchen. Zunächſt wohnte Auguſte. Ich glaubte ſie in dem Hauſe ihrer Eltern anzutreffen; hier erhielt ich aber die Antwort geradeweg: „Sie wohnt nicht hier!“ und, man wiſſe nicht, wo ſie ſich aufhalte. Ich ging ins Nachbarhaus und fragte, ob man mir nicht ſagen könne, wo die Mademoiſelle M. wohne? „Hier im Hauſe, dort in jener Stube, ich höre, ſie iſt noch nicht ausgegangen,“ wurde mir die Antwort. Mein Herz verdoppelte ſeine Schläge, ich ging langſam nach der Stubenthür, ich hörte die Flöte blaſen, wollte ungläubig wieder umkehren, drehte mich wieder um, machte leiſe leiſe die Thür auf und — Auguſte ſtand vor einem Notenpulte und blies die Flöte! Sie hatte das Oeffnen der Thür nicht gehört, ſie blies ſehr fertig und äußerſt ſchön, ich ſtand hinter ihr, ergötzte mich an ihrem Spiele und an ihrem prächtigen Körperbau! Gott, welch eine Seligkeit! Ich trat wieder zurück, machte die Stubenthür zu, ſie ſah ſich um und — das Pult war hingeſtreckt, die Flöte lag auf der Erde und in meinen Armen die faſt ohnmächtige Auguſte! Das Weitere läßt ſich leicht denken, aber ſchwer beſchreiben, nur ſo viel iſt leicht anzugeben, wir plauderten ein paar Stündchen und ich entfernte mich mit dem Verſprechen, morgen wiederzukommen.

Da ich einmal mit einer Freundin die Beſuche angefangen hatte, ſo wollte ich auch meine Aufwartungen für heute nur den theuerſten meiner Freundinnen zukommen laſſen, und ich ging daher von Auguſten zu Henriette E., einem ſehr lieben, von Geſicht nicht ſchönen Mädchen, aber von einem äußerſt netten Körperbaue, ſchlank, ſtark aber nicht voll, 5 Fuß 8 Zoll hoch. Ehe einmal der Gruß ausgeſprochen war, hatte mich Henriette umarmt, geküßt, und hätte mich erdrückt oder umgerannt, wenn ich nicht ſelbſt ſtandfeſt geweſen wäre, und alles dieſes in Gegenwart ihrer erſtaunten Eltern. — (Wäre dieſes Mädchen ein Gensdarm geweſen, ich würde ſicherlich in ihre Gewalt gefallen ſeyn. Sie hatte, ich weiß nicht mehr recht wie, erfahren, daß ich mich in Hildesheim verborgen hielt. Wohl ein Jahrlang hatte ſie ſich auf das Emſigſte, aber auch Vorſichtigſte bemüht, um meinen Verſteck aufzufinden. Endlich kommt ſie mir auf die Spur, geht zu der Ruſt, ſagt, daß ſie von Himmelsthür komme und mir etwas Nothwendiges zu ſagen habe, fragt, ob ich zu Hauſe ſey, ſie müſſe mich heute oder morgen ſprechen. Meine Wirthin wird verblüfft, ſagt, ich ſey in der Kammer, die Mademoiſelle möge nur hinaufgehn, und das ſchlaue Mädchen hatte ſeinen Zweck erreicht.) — Wir verplauderten eine kurze Stunde, und ich entfernte mich: mußte aber das Verſprechen geben, daß ich bald wiederkommen wollte. Von hier begab ich mich in der Nachbarſchaft zu den drei Verſchweſtern, bei denen ich mich früher einige Wochen aufgehalten hatte, fand nur die beiden Töchter zu Hauſe und wurde von dieſen auffallend herzlich empfangen. Ich erſtaunte über dieſe Freundlichkeit und Herzlichkeit, meine

Absicht war hier nur gewesen, ich wollte noch einmal für die ehemalige gütige Aufnahme danken, und gerieth in die Arme der Liebe! Besonders die Jüngste wußte nicht, was sie mir alles für Schönes und Liebes sagen und thun wollte; kurz sie war verliebt in mich! Ich blieb hier nicht lange, die Lage war mir zu peinlich, ich liebte sie nicht, oder doch nicht so, wie man Mädchen liebt. Von hier begab ich mich zu Laura, der Tochter meines väterlichen Aufs. In der Zeit, worin ich sie nicht gesehen hatte, war sie zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen. Sie freute sich sehr, als sie mich erblickte, und viel mehr, als mir lieb war: auch sie hatte die Hoffnung gefaßt, daß sie einstmal die Meine werden würde, denn als wir auf dem Wege nach Steuerwald — sie begleitete mich bis beinah dahin, — uns trennten, sagte sie: „Bleif meck truie!“ (Bleib mir getreu.) Das war mir zu viel! das hatte ich nicht erwartet! daran hatte ich nicht gedacht! Ich achtete und ehrte dieses Mädchen von Grunde meines Herzens, ich hatte ihr Vieles zu danken, ich hätte aus Dankbarkeit sie lieben mögen, wenn es mir möglich gewesen wäre. Sie weinte, als ich ihr den Abschiedskuß gab, und meine Augen waren nicht thränenleer! Nach Steuerwald war ich gegangen, um Malchen, meiner ersten kindlichen Liebe, einen Besuch abzustatten. Welch ein Mädchen! Sie verdunkelte alle meine Freundinnen! Die erste Liebe wurde durch ihren liebreichen Empfang und bei ihrem Anblicke wieder angefacht, ich hätte Augusten selbst untreu werden können! Ihre Eltern freuten sich außerordentlich über unseren gegenseitigen herzlichen Empfang, ihr Kummer war von ihrem Gesichte entschwunden, —

denn Malchen wollte durchaus einen Bäcker, einen Lutheraner, heirathen, und die Eltern verweigerten ſtandhaft ihre Einwilligung, — nur Freude lachte aus ihren Blicken. Sie ließen mich über ihre Freude nicht lange im Dunkeln, denn die Muter ſagte: „Häw' eck et nich all lange 'ſägt: wenn dai Beiden nich emal ihre Plündern tehope ſchmeïtet, ſau gait et nich mit rechten Dingen tau!" Wir verplauderten und verbrachten den Abend in Luſt und Freude; endlich gingen Eltern und Geſchwiſter zu Bette und ließen mich mit Malchen allein. Wohl noch über eine Stunde blieben wir beiſammen, ſie unterhielt mich mit ihrer Liebe zu dem Bäcker, ſetzte mir das ganze Verhältniß zu dieſem wie zu ihren Eltern offenherzig und ohne allen Rückhalt auseinander, auch geſtand ſie zu meiner nicht geringen Freude, daß ſie ihren Entſchluß ändern könnte, wenn ich nicht ſchon verſagt wäre. Sie führte mich nach meiner Schlafkammer, küßte mich und wünſchte mir gute Nacht! So einen Tag verlebt nicht Jeder alle Tage! Hätte ich mich nicht über Laura gegrämt und wäre der Anfang nicht ſo ſonderbar geweſen, dieß würde der ſeligſte Tag in meinem Leben geweſen ſeyn!

Am anderen Tage beſuchte ich ein Dutzend Freunde, erkundigte mich gelegentlich, wann ich den Fürſten ſprechen könnte, und erhielt jedesmal die Antwort, daß ich zuvor um die Bewilligung einer Audienz ſchriftlich bitten müßte. Meine Bittſchrift war bald abgefaßt und mit meinen Zeugniſſen dem Fürſten zugeſendet. Nach Verlauf einiger Tage erhielt ich die Erlaubniß, dem Fürſten meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich wurde gnädig empfangen, mußte noch einmal das mündlich

verſagen, was ich ihm in meiner Bittſchrift bereits weitläufig auseinander geſetzt hatte, und erhielt endlich den Beſcheid: „Studenten auf Univerſitäten gebe ich nichts! das ſind lockere Burſchen!“ Hierauf ging er an ſein Pult, ſchrieb etwas auf, verſiegelte das Papier, ſchrieb die Adreſſe und übergab mir das Billet, was ich an ſeinen Zahlmeiſter abzugeben hatte. Wie erſtaunte ich, als dieſer mir drei Thaler auszahlte! Dahin war die ſüße Hoffnung!

Nachdem bei meinen vielen Freunden und Bekannten die Freundſchaft erneuert oder aufgefriſcht worden war, machte ich mich wieder zur Abreiſe bereit. Zu dieſem Ende begab ich mich nach dem Rathhauſe und bat um das Viſa meines Paſſes. Wie erſtaunte ich, als mir die Antwort wurde, daß man mich arretiren müſſe! Ich fragte nach dem Grunde dieſer Behandlung, erhielt jedoch nur zur Antwort, daß ich nach Mahlerten, einem etwa zwei Meilen von Hildesheim entfernten Dorfe, transportirt werden mußte, und daß ich daſelbſt das Weitere hören würde. Da ſaß ich nun wieder! nicht einmal meinen Freunden, die vor dem Rathhauſe auf mich warteten, durfte ich die Trauerbotſchaft berichten! Nicht lange hatte ich in dieſer mißlichen Lage gewartet, als ein Polizeidiener erſchien und mich aufforderte, ihm zu folgen. Wie erſtaunten meine Freunde, als ich ihnen mit kurzen Worten im Vorbeigehen andeutete, daß ich wieder Arreſtant ſey. Hätte ich auf dem Wege entwiſchen wollen, nichts wäre leichter als dieſes geweſen; jedoch ich folgte geduldig meinem Begleiter und kam glücklich in Mahlerten an. Ich wurde zu dem Maire des Dorfes gebracht, dieſer erkundigte ſich

genau nach meinen Verhältniſſen in Berlin, ich gab Alles ganz der Wahrheit gemäß an, und erhielt nach Verlauf einer Viertelſtunde meinen Paß viſirt zurück Der Grund, warum ich nach Mahlerten gehen mußte, war dieſer: für mehre Dörfer war ein Maire angeſtellt, der allein die Päſſe viſiren durfte, Himmelsthür gehörte zu dem Bezirke von Mahlerten, alſo konnte ich auch hier nur meinen Paß viſirt erhalten; warum ich aber in Hildesheim arretirt wurde, warum man mich nach Mahlerten transportiren ließ, da ich doch den Weg dahin eben ſo gut kannte, als mein Begleiter, davon iſt mir nichts Sicheres zu Ohren gekommen. Ich nahm nunmehr Abſchied von Allem, was mir lieb und theuer war, und ging wieder nach Berlin.

Hier muß ich meine Erzählung ſchließen; nur füge ich noch dieſes Wenige an: Das Lehramt nahm immer mehr und mehr meine Zeit in Anſpruch, ich konnte mein Studium in der Medizin kaum mehr fortſetzen, und gab es endlich, nachdem ich faſt alle dahin gehörige Collegia gehört hatte, ganz auf Das Studium in der Naturwiſſenſchaft ſetzte ich dagegen eifrig fort, und — unterrichte noch heute darin.

Wann ich förmlich zu dem Proteſtantismus überging? möchten Einige wiſſen Hier die Antwort: Im Jahre 1816 gerieth ich über eine Sache, die ich nicht anführen mag, mit dem Probſt der hieſigen katholiſchen Kirche in Streit, wovon das Ende war: „Da gehe ich zur proteſtantiſchen Kirche über!“ — „Das thut mir ſehr leid,“ entgegnete der geiſtliche Herr, „Sie müſſen es ja ſelbſt wiſſen, ich kann nicht anders!“

Man hat mich auch gefragt: „Was iſt aus Au-

gusten geworden?“ Auguſte heirathete einen Kaufmann, und ſtarb bereits fünf Jahre nach ihrer Verheirathung. Henriette gerieth in böſe Geſellſchaft, ſie ruhet ſchon lange im Schooße der Erde; Laura ſtarb, wenn ich recht berichtet worden bin, an der Gicht; Malchen nahm ihren Bäcker, und iſt noch friſch und munter; und ich heirathete eine Markerin und habe acht geſunde Kinder.

Anmerkungen.

(1) Ich ſage hier ſicherlich nicht zu viel. Schon als kleines Kind habe ich in verſchiedenen Gegenden dergleichen Flämmchen geſehn, mehre noch in ſpäteren Jahren. Ich ſchlief bis zu meinem dreizehnten Jahre auf dem Amte Steuerwald in einer kleinen Kammer, aus deren Fenſter ich eine weite feuchte Ebene und feuchte Anhöhen überblicken konnte. Faſt an jedem heiteren windſtillen Abend ſah ich dieſe leuchtenden Flämmchen, bisweilen mehre, bisweilen wenigere, aus meinem Fenſter, jedoch nur in einer Entfernung von etwa einer Viertelmeile, nie habe ich ſie in der Nähe geſehn, wiewohl ich in Begleitung meines Vaters in der Nacht oft in die Nachbarſchaft ſolcher Stellen kam, wo ich ſie von meinem Fenſter aus ſo oft ſah. Die meiſten zeigten ſich mir als ein ſchnell verſchwindender heller Schein einige Fuß hoch über der Erde, er erſchien an derſelben Stelle mehrmal, rückte nach irgend einer Gegend vor; ſeltener ſah ich ſie in Form einer langen ſchmalen Flamme, die entweder ununterbrochen war, oder als eine Kette erſchien, deren Glieder von oben bis unten ſchnell hinter einander verbrannten. Die meiſten ſah ich an einem weit ausgedehnten, ſehr quellenreichen Abhang, ſeltener auf feuchten Wieſen und an den Ufern der Gewäſſer, nie

auf Kirchhöfen und auf Schindangern, nur ein einziges Mal auf trockener Feldmark. Ich habe mich bei diesen Erscheinungen nicht getäuscht, denn das Phosphoresciren des morschen Holzes, faulender Fische ꝛc. war mir wohl bekannt, noch besser der Phosphorschein der Leuchtwürmchen (Lampyris noctiluca, L. splendidula), deren ungeflügelte Weibchen unter Gebüschen liegen, während die Männchen wie leuchtende Funken durch die Luft fliegen und sich ihr Weibchen auf- und aussuchen; auch war mir das geringere Phosphoresciren einiger Schleimpilze (Tremella) nicht ganz unbekannt. Was ich mit dem Namen Irrlicht belege, war nie ein ruhender Schein, noch ein vorbeifliegender Funken. Wenn Einige beobachtet haben, daß die Irrlichter dem Wagen folgten, sich an die Räder setzten, in die aufgemachte Hand hüpften u. s. w., so mochten die vermeinten Irrlichter wohl weiter nichts, als zerquetschte, zerstückelte und umhergeschleuderte Tremellen gewesen seyn. Diese schleimigen, grünlich-wässerigen, meist von vielen schwarzen Pünktchen, Keimkornchen, dunkel gefärbten Massen werden von dem Aberglauben fast in allen Gegenden Deutschlands und vielleicht auch anderwärts für die Ueberbleibsel der Sternschnuppen gehalten, zumal, wenn sie im Dunkeln noch einen matten Schein verbreiten. Seit dreißig Jahren habe ich jedoch in der Mark Brandenburg, noch an anderen Orten Deutschlands, welche ich berührte, keine Irrlichter gesehn, welcher Umstand wohl gegen ihre Existenz sprechen könnte; aber auch nirgends ist mir hier eine Gegend von der Beschaffenheit vorgekommen, wie die war, wo ich in meiner Jugend die Flämmchen so oft wahrnahm.

---

(2) Dieſer würdige Kapuziner, der auch bei vielen Stadtbewohnern, ſelbſt bei mehren Proteſtanten in hohen Ehren ſtand, hatte ſich ſpäterhin auf eine Weiſe vergangen, die ihm freilich keine Ehre machte. Er hatte eine junge, etwas blödſinnige Hospitalitin im Beichtſtuhle beredet, ihm auf ſeine Zelle zu folgen. Die Einladung wurde angenommen. Eines Tages hörten wir auf unſerer Penſionsanſtalt, daß die Blatternjungfer — ihr Geſicht war auf eine furchtbare Weiſe von Blattern- oder Pockennarben in die Kreuz und Quere durchfurcht und in Falten gelegt, — mit einem kleinen Jungen beſchenkt worden ſey. Da der heutigen Erfahrung nach nicht unmittelbar aus Jungfern Mütter werden, ſo drang man in das Mädchen, und ſie mußte den Vater angeben. Sie nannte einen Mann, aber nicht den rechten. Der Angegebene wurde vor Gericht gezogen und ſollte ſeine That bekennen; dieſer wußte jedoch den Gegenbeweis ſo bündig zu führen, daß ſeine Richter bald den merkwürdigen Schluß machen konnten, daß, wenn alle Männer ſo überzeugend ihre Unſchuld zu beweiſen im Stande wären, es überhaupt keine Väter geben könne. Das Mädchen wurde, wiewohl erſt nach einiger Zeit und nicht ohne Mühe dahin gebracht, den Schuldigen anzugeben. Alſo Pater Br. wurde angegeben, und geſtand endlich ſein Verbrechen. Dieſe That verbreitete ſich nach und nach weiter in der Stadt, als ſie hätte ſollen, und erregte, beſonders unter den Katholiken nicht geringes Aufſehen. Pater Br. wurde Anfangs in das Kloſtergefängniß in H. gebracht und wahrſcheinlich, ſo lange ſein Prozeß dauerte, darin eingeſperrt gehalten. Späterhin brachte man ihn in ein anderes Kloſter jen-

ſeits der Weſer, wo er den Hungertod ſterben mußte oder, wie Einige ſagten, wo er eingemauert wurde.

---

(3) Schmidt war aus Hohen-Hameln, etwa zwei Meilen von Hildesheim entfernt, gebürtig und daſelbſt wohnhaft. Nach ſeiner Verheirathung lebte er mit ſeiner Frau in Eintracht und Frieden, und ernährte ſich einige Jahre hindurch redlich. Nach und nach kamen die beiden Leute auf Irrwege, die Einnahmen wollten den Vergnügenſüchtigen und mehr und mehr Arbeitſcheuen nicht mehr genügen: die Frau legte ſich daher aufs Stehlen, und das half. Dem Manne gefiel das lockere Leben, und, von ſeiner Frau aufgemuntert und angefeuert, fing auch er an, ſich im Stehlen zu üben, worin er bald Meiſter wurde, und wodurch er mit ſeinen angenommenen Spießgeſellen durch kecke, gewaltſame und grauſenhafte Thaten bald hier, bald dort in der ganzen Umgegend von Hildesheim ſich furchtbar machte. Wenn Schmidt und ſeine Geſellen Bedenken trugen, irgend einen kühnen Streich auszuführen, ſo war es immer die Frau, welche bei den Berathungen den Ausſchlag gab. „Wenn ich ein Mann wäre," ſo ſoll ſie oft geſagt haben, „das Kind im Mutterleibe ſollte nicht ſicher ſeyn!" Da die ſteigende Wohlhabenheit des Schmidt und ſeiner Raubgeſellen leicht Verdacht erregen konnte, ſo ſuchten ſie dieſem durch Anlage eines Handels entgegen zu kommen oder ihn zu entkräften. Die Leutchen wanderten nun hier- und dahin zu Jahrmärkten, zogen Erkundigungen von Heimiſchen und Fremden ein, ſtahlen aber niemals auf den Märkten ſelbſt, ſondern wußten ſich daſelbſt die fetteſten Opfer auszuſuchen, welche ſie dann auf

deren Heimwege plünderten, und bei Gegenwehr auch mißhandelten oder ermordeten. Mit schwerem Verdienst beladen fanden sie sich immer nach einigen Wochen zu Hause wieder ein. Der Neid ist auch schlau: wenn auch einige Mütterchen den Bösen mit im Spiele wähnten und den Gottesbetrug selbst in den Schornstein hatten fliegen sehn, so dachten doch die Vernünftigen anders, die Einnahme oder Ausgabe eines Einzigen der Diebe schien ihnen größer zu seyn, als der Kram Aller. Verdacht war also da, aber überführen und beweisen konnte nicht Einer. Dieses Räuberleben hatten die Schurken viele Jahre lang ungestört getrieben und ohne Unterschied an Reich wie an Arm ausgeübt. Ein armes Mädchen aus Höxter, das alljährlich nach Hildesheim kam und den Gläubigen Rosenkränze, Amuletten, Bilder u. dgl. m. verkaufte, hatte das Unglück, auf dem dicht bewaldeten Eichberge den Unmenschen zu begegnen. Das Mädchen wird angefallen und auf die rohste und schändlichste Weise gemißhandelt; weinend bittet es um Schonung, und nennt bittend Schmidt's Namen. „Ja, da Du mich kennst, mein Töchterchen," sagt Schmidt gelassen, „so mußt Du sterben!" und die Unmenschen erwürgen das arme Mädchen! Schmidt hat diese That in der letzten Zeit seiner Gefangenschaft selbst eingestanden, und viel Gräßliches und Abscheuliches mehr.

Endlich sollte ein Kind an Schmidt der Verräther werden. Ein Mädchen aus Hohen-Hameln, acht Jahre alt, wurde von seinem Vater nach einem benachbarten Dorfe geschickt, um einem Bauer daselbst 1 Thaler hinzubringen. Der Fußweg dahin führt vor einem kleinen Teiche vorbei, und hier wurde das Kind von Schmidt

eingeholt. Er erfährt von der Kleinen ihr Wohin? und Warum? läßt ſich den Thaler zeigen und geben, wirft mit kräftigem Arm das Kind in den Teich und verfolgt ſeinen Weg weiter. Das Kind fand, ich weiß nicht wie, Gelegenheit, ſich aus dem Waſſer und Schlamme herauszuarbeiten, läuft heulend und ſchreiend nach Hauſe zurück und erzählt die Unthat des Schmidt. Ehe dieſer ruchloſe Mörder wieder nach Hauſe zurückkehrte, waren in ſeiner ſchon durchſuchten Wohnung viele zumal geſtohlene Sachen entdeckt, alle Bewohner des Hauſes eingezogen, und bei ſeiner Rückkehr wurde auch er unvermuthet kräftig empfangen.

Sechs Räuber, worunter auch Schmidt's Frau, wurden nach dem Amte Steuerwald in ſicheren Gewahrſam gebracht. Hier ſaßen ſie einige Jahre hindurch; ich habe ſie oft in ihren elenden, nicht heizbaren Löchern geſehn. Schmidt fand einmal, wahrſcheinlich unter Mitwiſſen des Schließers, Gelegenheit zu entfliehen. Als das Verſchwinden dieſes abſcheulichen, äußerſt kräftigen und mithin doppelt gefährlichen Menſchen ruchbar wurde, ſo waren auch gleich Alle, welche Muth und Kraft fühlten, zu Fuß und zu Pferde bereit, dieſem Unholde nachzueilen und ihn wieder einzufangen. In einem Kruge, nicht fern von Peine wurde er wieder entdeckt. Als er ſich verrathen ſieht, will er entfliehen, ſtreckt Alles zu Boden, was ſich ihm widerſetzt, läuft aber, da er das Haus rings von Bewaffneten umgeben ſieht, auf den Boden, wird hier kräftig verfolgt, ſpringt aus einer Luke nach dem Garten und — ſtürzt mit dem Kopfe in eine ihm vorgehaltene Miſtgabel. Gräßlich war er zerfetzt, auch ein Auge war ihm ausgeſtochen! Jämmerlich war

es anzuſehen, als er in dieſem leidenden Zuſtande, mit der Zwangsjacke angethan, aufrecht ſtehen mußte, in der Nähe der Schultern angeſchloſſen war und zwiſchen Armen und Beinen ſtarke eiſerne Stangen hatte. Krankheit und heftige Entzündung ſeiner vielen Wunden zwang endlich ſeine Peiniger, der Menſchlichkeit Gehör zu geben und ihn zu entfeſſeln. Nach dieſem Vorfalle ſaß er etwa noch ein Jahr. Eines Tages ließ er unter Anderen auch meinen Vater zu ſich rufen, und ſagte, daß ihm ſein Urtheil, gehangen zu werden, vorgeleſen worden wäre, und deutete dieſes mit den Worten an: „ſie wollen mich zum Bratbering machen!“ Er wurde nun in das Delinquenten- und Verhörzimmer gebracht und ſollte hier die Tröſtungen der Religion empfangen. Auf ſeinen Wunſch wurde ihm ein Prediger aus Hohenhameln entboten. Der Prediger erſchien, trat in Schmidt's Zimmer und ſagte ohne Weiteres: „Großes haſt Du verbrochen, o, Sünder! aber groß iſt auch Gottes Barmherzigkeit! Ich bin von der Obrigkeit beauftragt, Euch den Weg zum Himmel zu zeigen.“ Schmidt lächelte und ſagte: „Nun, wenn Sie ihn beſſer wiſſen als ich, ſo zeigen Sie ihn mal!“ Vor Zorn glühend ſchrie der Geiſtliche: „Ihr ſeyd verflucht und verdammet in alle Ewigkeit!“ drehete ſich um und ging.

Wir wußten ſchon lange vorher, daß Schmidt gehangen werden ſollte; denn aus dem ganzen Fürſtenthum Hildesheim mußten ſich alle Zimmerleute zur Verarbeitung und Aufrichtung eines neuen Galgens — ein Galgen wurde nur einmal benutzt! — an Ort und Stelle einfinden, und Jeder mußte doch etwas daran arbeiten. Bei der Hinrichtung fand ſich eine, faſt unüberſehbare Menſchenmenge ein, ſelbſt Hannoveraner, Braunſchwei-

ger, auch Entferntere fehlten nicht; denn selten, so viele Räuber und Mörder auch in den Gefängnissen schmachteten, wurde Einer gehängt: die Kosten der ganzen vorgeschriebenen Procedur waren kaum erschwinglich.

Eines Tages war ich mit meinem Vater bei dem Galgen vorbei nach dem Dorfe Hasede gegangen. Wir legten in der benachbarten Innerste Nachtangel und blieben in dem Dorfe, bis der Tag graute. Auf unserem Wege zu dem Flusse blickten wir zufällig nach dem Galgen: er war leer! In der ganzen Umgegend wurde nach der Leiche emsig gesucht, jedoch sie war nirgends zu finden. Endlich wurde sie mitten auf unwegsamem Felde von einem Knechte entdeckt, er prügelt sie, wie er aussagte, noch einmal tüchtig durch, schleppt die leichte Hülle nach der Chaussee und läßt sie darauf liegen. Sie wurde hierauf unter dem Galgen begraben.

---

(4) Da ich einmal ein Zeichen bei dem Worte Salzdetfurt habe drucken lassen, so muß ich doch etwas über das Städtchen sagen. Ich hatte mir vorgenommen, mehre Begebenheiten, Erzählungen, Erscheinungen, auch auf die dortige Gegend bezügliche Anekdoten abdrucken zu lassen, wenn sie auch mit meiner Geschichte in fast gar keinem Zusammenhange ständen; mußte jedoch des Raumes wegen meine Absicht aufgeben. Daher denn dieses Ereigniß und folgende Anekdote:

Salzdetfurt liegt in einem engen Thale zwischen zwei Höhenzügen, welche eine halbe Meile ungefähr lang sind, in Westen zusammenlaufen und sich fast verbinden, und in Osten nach dem Thale der Innerste sich in die Ebene verflachen. Furchtbar sind in diesem Thale oftmals die Regengüsse, die Lamme, welche es durcheilt,

ſteigt leicht aus ihren Ufern, überſchwemmt die Umgegend und ſetzt alles Benachbarte unter Waſſer. Die meiſten Häuſer des Ortes ſtehen mehr oder minder weit über den gewöhnlichen Waſſerſpiegel erhaben, einige, ſo auch die Kirche, ſind an den Abhängen aufgebaut. An einem Sonntage war heiteres freundliches Wetter. In dem Wirthshause hatten ſich viele Menſchen eingefunden und unterhielten ſich mit Spielen, Lauſen, Ringen. In Weſten trübte ſich der Himmel mehr und mehr, die Sonne trat unter das Gewölk, immer dunkeler wurde der Weſten, und rabenſchwarz wälzte das mächtige Wolkengebirge ſich naher und näher. Scheu zuckten in der Ferne Blitze und dumpf und kaum vernehmbar rollte der Donner, als noch bei dem Wirthshause eine Anzahl luſtiger Männer ſich am Kegelſchieben ergötzten. Manche von dieſen machten, wenn der Donner brullte, Späße und Gloſſen: „Petrus ſchiebt Kegel! Der giebt 'ne Kraft mit auf den Weg!“ u. dgl. m. Plötzlich ſteigt die Lamme höher und höher, das Gewitter ſchleicht näher heran, fürchterlich kracht und brüllt der Donner, in Strömen ſtürzt der Regen herab, brauſend und ſchäumend und hoch aufſprizend eilt von den Abhängen die Regenfluth ins Thal, unter fürchterlichem Brauſen und Toſen tobt die Lamme durch alle Theile des Städtchens, Häuſer erdröhnen, wanken, krachen, ſtürzen donnernd zuſammen, und haushoch ſprizt über ihrem Grabe die ſchäumende Fluth. Noch immer höher ſteigt der wüthende gewaltige Strom, immer ſchneller eilt er Verderben brüllend dahin, Haus um Haus verſchwindet, theils von ſeiner Fluth bedeckt, theils von ſeiner Wuth geſtürzt und weggeführt! Bretter, Balken, Stühle, Tiſche, Betten, Wiegen, Bäume, Dächer reißt und ſchleu-

dert seine Wuth dahin, und endlich sieht man, von den Abhängen herab, da, wo sonst Häuser empor ragten, nur wilde Fluth in mannshohen schäumenden und sprizzenden Wellen dahintoben! Das ganze Städtchen war zerstört, stellenweise von dem Boden spurlos verschwunden! Das weite Thal der Innerste wurde durch diesen gewaltigen Regenguß hoch überflutet; ich habe die Masse von Hauser-Trümmern und Hausgeräth, welche auf der Innerste dem Norden zueilte, mit Erstaunen angesehn. Ob und wie viele Menschen bei diesem traurigen Ereignisse umgekommen waren, das habe ich nicht erfahren oder es vergessen. Man sagte von dieser Ueberschwemmung: Wenn der Himmel einmal über das arme Städtchen ein grosses Unglück verhängt und die Zerstörung des Ortes, ob durch Wasser oder durch Feuer, beschlossen hätte, so wäre die gänzliche Einäscherung bloß für das Städtchen schon ein Segen gewesen! Alles war zerstört!

Bei solchen und ähnlichen plötzlichen zerstörenden Unglücksfällen kommen manche merkwürdige, traurige und — nachher doch — auch lustige Auftritte und Erscheinungen vor:

Ein Knecht aus Großen-Düngen stand mit seinem einspännigen leichten Karrn auf dem Markte und hatte einige Humpten Salz verladen. Er ist eben im Begriff, abzufahren, als die Lamme Fuß um Fuß höher steigt, den Markt überschwemmt, überströmt, Pferd, Reiter und Karrn aufhebt, mit sich fortreißt und weiter abwärts ins Thal treibt. In dieser großen Noth und Gefahr hat der Knecht die Besonnenheit: er zieht sein Taschenmesser, schneidet schnell die beiden Ziehstricke ab, der Karrn wirbelt in die Tiefe, er selbst schwimmt noch eine

Strecke, auf dem Pferde reitend, weiter, ergreift bald einen aus dem Waſſer ragenden Aſt und klammert ſich feſt daran, während ſein Pferd von der Fluth weggeriſſen wird. Nach Verlauf von noch nicht zwei Stunden hatte ſich in dem ſteilen Bette die Waſſermaſſe verlaufen, und — der Knecht ſaß hoch in der Krone einer Schwarzpappel. Er war mit der Angſt davon gekommen; Wagen und Pferd ſind nicht wieder aufgefunden.

Als die Fluth ſchnell höher ſtieg, eilte Alles, was laufen konnte, Menſchen und Thiere den Gehängen des Thales zu. Die Kirche, welche auf einer Anhöhe, wohl 40 Fuß, wenn nicht noch höher, über dem Straßenpflaſter erhaben ſteht, wurde der Menge geöffnet, Alles ſtürzte in dieſelbe hinein, und, da auch hier in dem unteren Raume das Waſſer eindrang, ſo ſuchte Jeder einen höheren ſchützenden Raum, und ſo hatte ſich auch eine Anzahl Schweine in der Nachbarſchaft der Kanzel verſammelt, ſtand ſtill im Waſſer und auf der Treppe, welche zur Kanzel führt. Als die Waſſerfluth ſchnell geſunken war und auch das eingedrungene Waſſer ſich zum Theil verlaufen hatte, trieb man das Vieh aus der Kirche, vermißte aber dabei einen auffallend großen Kämpen (Eber), den man doch in der Kirche geſehn hatte. Man ſucht ihn in allen Ecken und Winkeln; endlich erblickt man ihn auf der Kanzel, über deren Rand er ſeinen dicken Kopf vorſtreckt.

Viele Leute ſchrieben dieſes große Unglück dem leichtfertigen Geſpräche und Geſpötte der jungen und alten Burſchen in dem Wirthshauſe beim Kegelſpiele zu, und hielten es von Seiten des heiligen Petrus für einen Act der Rache. Ich glaube nicht, daß St. Peter durch ein albernes Gerede beleidigt werden kann, und wenn

das wirklich der Fall wäre, so traue ich ihm nicht die Macht zu, sich so gewaltig rächen zu können; ja nicht einmal dem heiligen Erzengel Michael würde ich so viel Macht und Rache zutrauen, wenn er mir selber auch die Versicherung gegeben, daß er ganz Neapel zerstört hätte!

---

(5) Auch diese Erzählungen verdanken meinem früheren Plane ihr Hiersein.

Vor dem Lüerthore in Hildesheim war bis 1803 ein Kloster St. Bartholomäus, gewöhnlich die Sülze genannt. Zu diesem Kloster gehörte unter anderen Besitzungen auch das Dorf Ahrbergen, in der Nähe des Städtchens Sarstadt gelegen. An Sonn- und Feiertagen kamen aus der Nachbarschaft, so auch aus diesem entfernteren Dorfe viele Leute nach der Klosterkirche. Die Messe war schon eine Weile beendigt und ein Mönch stand auf der Kanzel und predigte, als der Thürwart des Klosters in die Kirche ging, leise weiter vorschritt und überall umherblickte. Der Prediger ruft gerade bei dessen Umherblicken mit lauter Stimme: „Wen suchet ihr?" Ebenfalls laut und vernehmlich antwortet der Thürwart: „O, Ahrbergsche Leute, Herr!" (Leute aus Ahrbergen, Herr.)

An vielen Orten, so auch im Hildesheimischen, müssen die Nixen, dort auch „Hutmen" genannt, manches Auffallende und für gewöhnliche Menschen schwierig Auszuführende vollbracht haben. Die armen Einwohner in Ahrbergen hatten keine Kirche, und mehre Jahre hindurch hatten sie den heiligen Bartholomäus angefleht, daß er sie durch ein Wunder aus der Noth helfen und mit einer Kirche beschenken möchte, aber immer vergebens.

Endlich ließ er ſich doch erbitten: er wandte ſich an einige Riesen, die in den ſüdlichen Bergen und Wäldern hauſten, machte ſie zu ſeinem Willen und Dienſte bereitwillig, und ließ von ihnen eine große Kirche, ich weiß nicht von woher, nach Rheydt bringen. In dem Dorfe ſelbſt erlaubten ſie keinen Raum und keine geeignete Stelle, erblickten jedoch auf dem jenſeitigen Ufer der hier ziemlich breiten Innerſte eine, von Waſſer umgebene geringe Anhöhe, welche ſie zur Aufſtellung ihrer Bürde benutzten. Als ſie zur Ausführung dieſes Entſchluſſes ſich anſchickten, ſagte einer der Riesen: „Schreitet 'en betten weie, der is 'ne lütje Reie!“ (Schreitet ein bischen weit, hier iſt eine kleine Rinne oder Bach.)

---

(6) Die Leichen des Getödteten wurden unterſucht, und wo ſich etwas Werthvolles fand, das man nicht für Privateigenthum erkannte, ſo wurde es für gute Preiſe verkauft. Unter anderen fanden ſie in dem Mantelſacke eine bedeutende Kaſſe, welche genommen und vertheilt wurde. Das Pferd wurde an einen benachbarten Baum gebunden, und den Leichnam des Gensdarm ließ man auf der Chauſſee liegen, ſo ebenfalls den todten Kameraden.

Alle Deſerteurs waren hier vereint geweſen, und ſie nahmen ſich vor, fortan Alle dicht beiſammen zu bleiben und die Chauſſee nicht zu verlaſſen. Als ſie eine Strecke weiter gegangen waren, beſchloſſen ſie, auf einer geeigneten Stelle eine Zeitlang auszuruhen, und ſie begaben ſich, kaum 20 Schritte von der Straße entfernt, in den Wald und legten ſich nieder. Nicht lange hatten ſie hier gelegen, als ſie auf der Chauſſee zwei Dragoner zu

gesendet, welche den Auftrag erhielt, sie aufzufordern, daß sie sich dem Trupps anschließen möchten. Die mit Karabiner, Pistolen und Säbel bewaffneten Dragoner weigerten sich, in die Aufforderung einzugehen, mit den Worten: „Bleibt Ihr für Euch, wir bleiben für uns!“ und somit gingen sie allein weiter. Kaum hatte die Deputation sich des Bescheides entledigt, als sie auf der Chaussee zwei Gensdarmen erblickte, welche den beiden Dragonern entgegenritten. Die ganze Gesellschaft erhob sich und ging etwas näher. Die Gensdarmen halten der Dragoner auf und gebieten Stillstand; diese thun, als kümmerten sie sich um die Strickreiter nicht, und wollen weiter gehen; ein Gensdarm zieht den Säbel, aber in demselben Augenblicke erhält er eine Pistolenkugel in den Hals und sinkt vom Pferde. Der andere Gensdarm gab, als auf ihn ebenfalls eine Pistole gerichtet wurde, seinem Pferde die Sporen und eilte davon. Der hingestreckte, vielleicht nicht tödtlich verwundete Gensdarm bittet flehentlich um sein Leben; aber der ergrimmte Dragoner tritt mit seinem schweren Stiefel so gewaltig auf dessen Kopf, daß, wie mein Bruder schrieb, „der Bregen (das Gehirn) umherspritzte!“

Die Dragoner gingen allein weiter, auch die große Gesellschaft gab sich wieder auf den Weg. Keiner von Allen hatte eine andere Absicht, als so bald wie möglich die väterliche Behausung zu erreichen, und so kam es denn, daß hier und da Einer oder Mehre sich entfernten und dem benachbarten Dorfe zueilten, bis endlich in der Nachbarschaft von Hildesheim nur noch Fünf beisammen waren, die hier ebenfalls gegenseitigen Abschied nahmen.

Gedruckt bei Brandes und Klewert in Berlin.